Das Waldviertel

44. Jahrgang 1995 Heft 1

ISSN 0259-8957

INHALT

Maximilian G. Weltin: **Die Grafschaft Pernegg-Drosendorf** 1

Herbert Neidhart: **Aus der Geschichte Pöggstalls. Spuren der Sinzendorfer** (2. Teil) 22

Friedel Moll: **Brauchtum im Bezirk Zwettl.** 1. Teil: Ostern 30

Edmund Teufl: **Forstwirtschaft im Waldviertel** 38

Andrea Komlosy: **Kulturen an der Grenze.** Interdisziplinäres österreichisch-tschechisches Forschungs- und Ausstellungsprojekt 52

Norbert Silberbauer: **Die Grenzstraße — eine Zeitreise in die Tschechoslowakei** 58

Waldviertler und Wachauer Kulturberichte 66

Buchbesprechungen 82

Mitteilungen des Waldviertler Heimatbundes 111

TITELBILD:
Ehemaliges Kloster Pernegg
(Foto: Johann Fenz, Horn)

WALDVIERTEL INTERN

Wir bitten Sie, den beiliegenden Erlagschein für die Bezahlung des Mitgliedsbeitrages 1995 (= Bezugspreis der Zeitschrift „Das Waldviertel") zu verwenden. Der Beitrag für 1995 beträgt unverändert 275 Schilling (für Studenten und Schüler 150 Schilling). Bitte benutzen Sie den Erlagschein zur Einzahlung. Für Tauschvereine ist der Zahlschein gegenstandslos.

Bitte beachten Sie die Einladung zur Jahreshauptversammlung am 7. Mai 1995 in Gföhl sowie die anderen Mitteilungen des WHB.

Mit freundlichen Grüßen

Mag. Rudolf Malli
Finanzreferent

Dr. Erich Rabl
Präsident

Das Waldviertel

44. (55.) Jahrgang
Heft 1/1995

Zeitschrift für Heimat- und Regionalkunde des Waldviertels und der Wachau

Maximilian G. Weltin

Die Grafschaft Pernegg-Drosendorf

Mit eben dieser Überschrift hat Karl Lechner*) 1933 ein Kapitel seines Beitrages im „Heimatbuch des Bezirkes Horn" bedacht, in dem er scheinbar wie so oft zu Problemen der Geschichte des Waldviertels das letzte Wort gesprochen hatte. Er wies auf die früheste Erwähnung von Pernegg im Zusammenhang mit einer Zehentschenkung Bischof Altmanns an Göttweig hin und meinte im Anschluß daran: „Sicher aber ist, daß Pernegg etwa um die gleiche Zeit als Altmann den Zehent an Göttweig gab, Besitz der Babenberger war. Zunächst haben wir hier die Nachricht des bereits bei Gars erwähnten Fürstenbuches, wonach ein Sohn des Markgrafen Ernst, mit Namen Adalbert, auf Pernegg saß, so wie sein Bruder, der nachmalige Leopold II., auf Gars. Und wie bei Gars die Wahrheit jener Erzählung festgestellt werden konnte, so wird es wohl auch mit Pernegg sein. Aber wir haben auch urkundliche Beweise, die wir hier wohl verwenden können. Es sind die zwei Urkunden, nach welchen zuerst 1074 Markgraf Ernst 40 Hufen, dann 1076 Markgraf Leopold 60 Hufen erhielt *in silva Rǒgacs.* Ausgenommen von dieser Schenkung ist beidemale ausdrücklich ‚Ualchenstein'. Es handelt sich hier um das große Waldgebiet südlich von Raabs, das bis in die Gegend von Walkenstein reichte, dieses aber als nicht mehr dazugehörig ausschloß, was mit dem schon Dargelegten übereinstimmt. Darin aber muß die Gegend von Pernegg inbegriffen sein. Ja sie dürfte unter der Schenkung von 1074 vornehmlich begriffen sein, während die zwei Jahre später erfolgte nicht nur eine Bestätigung, sondern auch eine Vermehrung nach Norden brachte und den Grund zur Herrschaft, ja eigentlich zur reichsunmittelbaren Grafschaft Raabs legte. Jüngere, möglicherweise illegitime Söhne des babenbergischen Hauses, vermutlich Söhne des Markgrafen Ernst oder des Markgrafen Leopold II., sind die Ahnherren der Raabser und Pernegger. Dazu würde die Nachricht des Zwettler Chronisten Linck (1606-1671) stimmen, dessen Nachrichten wir immer als aus guten, heute verlorenen Quellen seines Hausklosters geschöpft erkennen, der zu einer Urkunde des Jahres 1168 den Nachsatz bringt: die Nachkommenschaft Leopold II. *degeneravit in comites* (‚sank zu Grafen herab') und einen *Ekwardus* (es soll Ekbertus heißen!) von Pernegg anführt. Der Zehent aber in diesem ganzen Gebiet wurde an den in verwandt-

*) Das Thema verlangt, daß ich mich einmal mehr mit den Ansichten Karl Lechners kritisch auseinandersetzen muß. M. E. spricht das aber für die wissenschaftliche Bedeutung dieses Gelehrten, an dem bei einer Beschäftigung mit der mittelalterlichen Geschichte unseres Bundeslandes eben kein Weg vorbeiführt. Eine mögliche neuerliche Aufforderung von geistlicher Seite, in mich zu gehen und Buße zu tun (cf. diese Zeitschrift 43/1 [1994] S. 92), nehme ich dabei bewußt in Kauf.

schaftlicher Beziehung stehenden Bischof Altmann von Passau gegeben, der ihn dann zur Ausstattung seines Klosters verwendete. Von der Ausübung von Hoheitsrechten durch die Babenberger im Gebiet von Pernegg finden wir jedoch keine Spur. Hingegen tritt um etwa 1122 ein *Oudalricus nobilis de Pernekke auf,* den wir als den ältesten der Edlen, später auch Grafen von Pernegg ansehen müssen."[1]

Lechner beschäftigt sich im Anschluß daran kritisch mit den verschiedenen Abstammungstheorien der Pernegger und glaubt dabei ausschließen zu können, in diesen, wie etwa Wendrinsky, Sippenangehörige der Grafen von Formbach zu sehen. Vielmehr werde die Abstammung der Pernegger von den Babenbergern auch noch dadurch wahrscheinlich, „daß die Pernegger sich auch nach Deggendorf nennen. Deggendorf in Bayern aber ist ein Teil der alten Donaugrafschaft der Babenberger und den Perneggern zu Lehen gegeben. Pernegg aber erscheint stets als freies Eigen, doch ausgestattet mit Gerichtshoheit. Die ausdrückliche Bezeichnung Grafschaft, *comitia,* findet sich freilich erst im Jahre 1240, doch rückbezüglich auf die Mitte des 12. Jahrhunderts. Wahrscheinlich handelt es sich auch hier, wie bei Raabs, das die gleiche Entwicklung aufweist, um eine alte Grafschaft. Wir werden auch hier kaum fehlgehen, wenn wir die Grafschaft Pernegg, deren Spuren wir bis in das 15. Jahrhundert verfolgen können, als eine zweite Grafschaft bezeichnen, die im Jahre 1156 mit der alten Mark zum neuen Herzogtum vereinigt wurde."[2]

1937 hat Lechner in seiner großen Waldviertelmonographie die hier vorgetragenen Ansichten zum Teil nicht unerheblich abgeändert. „Ganz anders nun die Entwicklung jenes Gebietes, das im Westen angrenzt, das Gebiet der Grafschaften Pernegg und Raabs. Man hat bisher die kaiserlichen Schenkungen an die österreichischen Markgrafen aus den Jahren 1074 und 1076 auf Raabs und das südlich davon gelegene Gebiet gedeutet. Aber sprachliche Schwierigkeiten (das dort genannte ‚Valchenstein' kann unmöglich Walkenstein sein) und territorial-geschichtliche Bedenken (gerade diese Gebiete liegen eben n i c h t in der ‚Mark und Grafschaft', wie die beiden Urkunden der Jahre 1074 und 1076 ausdrücklich sagen) verbieten dies. Wir müssen uns um andere Quellen umsehen. Sie führen gleichfalls in das letzte Viertel des 11. Jahrhunderts. Bischof Altmann hat um 1070 seiner Lieblingsstiftung Göttweig auch die Zehente zu Pernegg gegeben. Aber sie blieben dort nicht, denn schon 1112 hat dieselben Zehente Bischof Ulrich von Passau an seine Stiftung St. Georgen an der Traisen geschenkt. Es war Mensalgut, weder Eigengut des Bischofs noch des Bistums, wahrscheinlich also von einem dem Bischof Altmann nahestehenden Geschlecht gegeben. Und warum erhielt Göttweig gerade im Umkreis von Pernegg und später St. Georgen gleichfalls dort die Zehente? Doch wohl deshalb, weil diese Klöster, bzw. ihre Gründer oder Vögte, irgendwelche Beziehungen zu den Herren dieses Gebietes aufweisen. Göttweig sowohl als auch St. Georgen haben aber Beziehungen zu den Grafen von Formbach (...). Nun kommt etwas anderes hinzu. Nach dem bereits für Gars erwähnten und als sehr gut unterrichtet bewerteten Fürstenbuch des Jans Enenkel saß ein Bruder Markgraf Leopolds II. auf Pernegg, so wie dieser auf Gars. Daß die Babenberger in Pernegg Hoheitsrechte ausübten, dafür sprechen auch spätere Zwettler Quellen, die unter der Nachkommenschaft Leopolds II. auch die Grafen von Pernegg anführen. Die Hausnamen im Geschlecht der Pernegger Ulrich und Ekbert deuten unzweifelhaft auf die Formbacher (wenn auch die phantastischen Ableitungen Wendrinskys abzulehnen sind); ebenso die Besitzverhältnisse

---

[1] Heimatbuch des Bezirkes Horn, Bd. 1 (Horn 1933) S. 295 f.

[2] Ebenda, S. 297.

zwischen Traisen und Pielach; endlich aber, daß, wie bereits betont, auch Bischof Ulrich — beachte den Namen! — dem Kloster St. Georgen gerade wieder in Pernegg die Zehente angewiesen hat. Aber die Edlen von Pernegg nennen sich auch nach Deggendorf in Bayern und das ist ein Teil der alten Donaugrafschaft der Babenberger, ein Landgericht der Grafschaft Bogen und Lehen von den Babenbergern."[3]

Daran schloß Lechner noch weitgreifende genealogische Kombinationen, auf die einzugehen hier nicht der Ort ist, um zuletzt zu dem Ergebnis zu kommen: „So dürfen wir also bezüglich der Herren von Pernegg zusammenfassend wohl an Formbach'schen Beziehungen festhalten, andererseits aber Babenberg'sche Herkunft annehmen. Vermutlich sind die Pernegger mütterlicherseits doch Nachkommen der Babenberger. Die Abstammung im Mannesstamme, wie ich sie früher angenommen habe, gebe ich (nach Wegfall der Urkunden von 1074 und 1076) auf."[4]

Ein letztes Mal und damit abschließend ist Lechner auf den sich um Pernegg rankenden Fragenkomplex in seiner Geschichte der Babenberger eingegangen: „Ein weiteres Hoheitsgebiet, das nach 1218 an Herzog Leopold fiel, ist die Grafschaft Pernegg-Drosendorf. Die Grafen von Pernegg, die sich auch nach Deggendorf in der bayerischen Donaugrafschaft, einem Lehen der Babenberger, nannten, dürften in mütterlicher Linie von den Babenbergern abstammen. Jans Enikel berichtet in seinem ‚Fürstenbuch' von etwa 1280/85 von einem Bruder Adalbert des Markgrafen Liutpold II. auf Pernegg. Eine spätere Quelle aus Zwettl besagt, daß Nachkommen Liutpolds II. ‚zu Grafen herabsanken', darunter die Pernegger. In männlicher Linie scheinen sie mit den Grafen von Formbach-Ratelnberg verwandt zu sein, wofür auch die Vornamen Ulrich und Ekbert sprechen. Um 1070/72 gab Bischof Altmann von Passau seiner Stiftung Göttweig den Zehent im ganzen Grafschaftsbereich, der dann ebenso an das Kloster St. Georgen kam wie jener von Raabs. Der Grafentitel mag mit dem durch eine eheliche Verbindung mit den Grafen von Peilstein erfolgten Erwerb der Grafschaftsrechte auf Weitenegg zusammenhängen. Das Landbuch von Österreich berichtet, daß ein Enkel Graf Ekberts III. von Pernegg ‚ein Narr und ein Tor war', so daß ihm der Herzog sein Eigengut entzog. Noch 1279 wird der *comitatus de Pernekke* genannt."[5]

Damit mag es mit der für das Verständnis des Folgenden allerdings notwendigen Aneinanderreihung von Literaturzitaten ein Bewenden haben. Zur Person des „Adalbert von Pernegg" sei aber noch bemerkt, daß nur Lechner von seiner Existenz überzeugt gewesen zu sein scheint.[6] G. Juritsch und M. Vancsa nahmen dagegen von ihm keine Notiz, für F. Röhrig hat er „nie existiert", E. Zöllner und H. Dienst halten seine Historizität für unsicher, schließen sie aber immerhin nicht völlig aus.[7]

---

[3] Besiedlungs- und Herrschaftsgeschichte des Waldviertels, in: Das Waldviertel 7. Bd.: Geschichte (Horn 1937) S. 53 ff.

[4] Ebenda, S. 55 f.

[5] Die Babenberger. Markgrafen und Herzoge von Österreich 976-1246 (Wien-Köln-Graz 1976) S. 116.

[6] Vgl. den von ihm erarbeiteten Stammbaum in: Karl Lechner, Die Babenberger in Österreich = Der Bindenschild Heft 6 (Wien 1947).

[7] Floridus Röhrig, Der Babenberger-Stammbaum im Stift Klosterneuburg (Wien 1975) S. 62; Heide Dienst, Die Dynastie der Babenberger und ihre Anfänge in Österreich = Schriften des Instituts für Österreichkunde Bd. 33 (Wien 1978) S. (38); Erich Zöllner, Geschichte Österreichs. Von den Anfängen bis zur Gegenwart (Wien ^{7}1984) S. (676). Dagegen macht ihn Franz Tyroller (in: Wilhelm Wegener, Genealogische Tafeln zur mitteleuropäischen Geschichte [Göttingen 1962-1969] S. 236/g, 239/5 und Tafel 17) unter Berufung auf Jans Enenckels Fürstenbuch zum Ahnherrn der Grafen von Windberg und Bogen!

Versuchen wir nun über eine kritische Prüfung der einschlägigen Quellen dieses für die Frühgeschichte des babenbergischen Österreich nicht ganz unwesentliche Problem zu entscheiden.

Zunächst zu den beiden Diplomen von 1074 und 1076. Die in ihrer Lokalisierung strittige Stelle lautet: der König tradiert dem Markgrafen Ernst bzw. zwei Jahre später dessen Sohn Leopold *excepto Ualchenstein in silva Rŏgacs tantum, quoadusque XL mansi computentur, in marcha suimet scilicet Osterriche.*[8] Die Zuordnung dieser Hufen auf das Waldgebiet zwischen Raabs und Pernegg hat erstmals 1928 H. Weigl ohne nähere Begründung mit dem kurzen Satz: „... halte ich aus sprachlichen Gründen für unwahrscheinlich" verworfen.[9] Lechner hat noch 1933 dagegen eine Anzahl guter Argumente vorgebracht[10]: Die Umstellung von *Ratgoz* in *Rogacs* sei sprachwissenschaftlich möglich, die Schreibung *Ualchenstein* könnte auf den Wegfall eines U zurückzuführen sein, in Rogatschboden in der Gegend von Scheibbs, wohin Weigl die *silva Rŏgacs* lokalisiert hat, sei kein ursprünglicher Babenbergerbesitz nachzuweisen usw. Der Grund, weshalb er 1937 seine Meinung so völlig geändert hat, lag allerdings weniger in den angeblichen „sprachlichen Schwierigkeiten" als vielmehr in den „territorialgeschichtlichen Bedenken". Lechner hatte ja in der Zwischenzeit seine Theorie von den nicht zur Mark gehörenden reichsunmittelbaren Grafschaften zu ihrer endgültigen Ausprägung entwickelt.

Da heute kein Anlaß mehr vorliegt, an die Existenz dieser „exterritorialen Grafschaften" im Sinne Lechners zu glauben[11], wird man die Lokalisierung der Schenkungen von 1074 und 1076 unentschieden lassen müssen. Für Rogatschboden wie für Raabs spricht eben gleich viel oder besser gleich wenig. Ob hier die längst fällige Untersuchung der Genesis des landesfürstlichen Besitzes zu neuen Aufschlüssen führen wird[12], muß zunächst noch dahingestellt bleiben.

Welche Bewandtnis hat es nun aber mit den „guten, heute verlorenen Quellen" zur Frühgeschichte von Pernegg, über die angeblich Abt Bernhard von Zwettl noch verfügt haben soll? Von all dem, was er an gedrucktem und ungedrucktem Material für seine „Annales Austrio-Claravallenses" benützte, ist lediglich das von ihm so bezeichnete „Chronicon MS. usque ad annum 1330" schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts nicht mehr auffindbar gewesen.[13] Wattenbach hat seinen Inhalt allerdings aus anderen Kodizes und den Linck'schen „Additiones" rekonstruieren und als „Continuatio Zwetlensis tertia" herausgeben können.[14] Irgendwelche Nachrichten über Pernegg finden sich darin aber nicht; was bewog also Abt Bernhard zu der Behauptung, die Nachkommen Markgraf Leopolds II. seien „zu Grafen herabgesunken"? Reißt man die fragliche Stelle nicht aus dem Zusammenhang, sondern fügt sie in den Kontext der anderen Äußerungen Lincks zu Gars, Pernegg und dem markgräflichen Brüderpaar, dann fällt die einigermaßen überraschende Lösung

---

[8] Letzter Druck: BUB IV/1 Nrr. 579, 584.

[9] JbLKNÖ NF 21 (1928) S. 186.

[10] Wie Anm. 1, S. 194, Anm. 3.

[11] Vgl. zur Begründung dafür etwa: Max Weltin, Böhmische Mark, Reichsgrafschaft Hardegg und die Gründung der Stadt Retz, in: Rudolf Resch, Retzer Heimatbuch 1. Bd. (Neuauflage Haugsdorf 1984) S. 7-29.

[12] Die Ergebnisse einer solchen sollen beim Symposium des NÖ Instituts für Landeskunde 1996 vorgelegt werden.

[13] Vgl. die Bemerkungen Wilhelm Wattenbachs in MGH SS IX pag. 606 sq. zu Kodex K.

[14] MGH SS IX pag. 654 sqq.

nicht schwer. So kommentierte er die in Zwettl kopial überlieferte und in der Literatur häufig zitierte Urkunde, in der Erchenbert von Gars als „einer der ersten und herausragendsten Ministerialen" Herzog Heinrichs Jasomirgott bezeichnet wird.[15] Dies deshalb, meinte Linck, weil, wie er an anderer Stelle *(ut in apparatu ad Annales istos § 32)* geschrieben habe, *Leopoldi IV. Pulchri, Austriae Marchionis, Hainrici praefati Ducis avi progenies divina ita ordinante providentia degeneravit in comites,* und man so unter seinen Nachkommen den Grafen Ecward von Pernegg und Hulderich von Gars als Klostergründer finde, dieser von Geras und jener von Pernegg, beides gegenwärtig angesehene Prämonstratenserklöster. Durch seine Schenkung — damit kehrt Linck zum Augangspunkt seines Urkundenkommentars zurück — habe Erchenbert von Gars seiner Familie ein Erbbegräbnis in Zwettl errichtet. Dessen Platz kenne man heute freilich nicht mehr, weil kein Epitaph erhalten geblieben sei.

Folgt man nun dem von Linck gebotenen Querverweis auf den § 32, dann wird man zunächst auch das voranstehende Kapitel (§ 31) miteinbeziehen. Er erzählt dort unter Berufung auf Cuspinian *(teste Cuspiniano in Austria sua),* daß Markgraf Ernst außer einer frühverstorbenen Tochter *(puella Iuditha)* zwei Söhne hatte: Leopold IV. *dictus Pulcher* und Adalbert III. mit dem Beinamen *Levis.* Leopold, der seinem Vater als Markgraf folgte, habe aus der Burg Melk ein Kloster gemacht, weshalb er und sein Bruder ihre Residenzen nach Gars bzw. Pernegg verlegt hätten. Zwischen den beiden Brüdern sei ein wilder Bürgerkrieg ausgebrochen, über dessen Ursachen die meisten Geschichtsschreiber mit Ausnahme eines deutschschreibenden Anonymus und des Wieners Cuspinian schwiegen; schließlich sei der Kaiser eingeschritten und habe die Angelegenheit zwischen den beiden Brüdern bereinigt. Adalbert, der von seiner Gattin keine Kinder hatte, sei kurz darauf aus dem Leben geschieden. In § 32 geht Linck dann auf die Geschichte Leopolds IV. (= II.) ein. Seine Gattin Itha habe ihm sechs Töchter und einen gleichnamigen Sohn geboren, der nach einigen Jahrhunderten heiliggesprochen worden sei. Cuspinian habe Leopold noch einen Bruder Poppo zuschreiben wollen. Das sei aber unter den Historikern nicht entschieden; im übrigen werde er später darauf zurückkommen. Zunächst wolle er aber die Töchter Leopolds des Schönen aufzählen: Die erstgeborene Elisabeth sei mit Markgraf Otakar von Steier vermählt und die Mutter seines Sohnes Leopold, des Gründers von Reun gewesen. Die zweite wurde Leutold, dem Sohn des Böhmenherzogs Konrad, die dritte, Helpirg, dem böhmischen Königssohn Bersino zur Frau gegeben. Die vierte vermählte Leopold mit dem bairischen Grafen Konrad den Rauhen, die fünfte mit dem Grafen Sighard, die sechste gab er schließlich einem vornehmen Mann, dessen Namen man nicht kenne, zur Gattin. Diesem habe sie als Mitgift die Städtchen Ybbs und Persenbeug mit einigen Burgen sowie die Grafschaft Peilstein verschafft. Die vierte und fünfte Tochter hätten ihrerseits als Mitgift die Grafschaft Schala erhalten. *Et sic,* fährt Linck fort, *Leopoldi hujus familia, DEO ordinante defecit, ac degeneravit in Comites, unde ipsius posteri, ut DEO se conciliarent, fundaverunt Monasteria. Sicut Ecwardus Comes habitans in Perneck, fundavit ibi Monialium Monasterium. Huldericus vero, qui in Gars habitabat, virorum Monasterium, quod patria lingua Geras vulgo dicitur, forte a Gars derivatum.*[16] Die Standesminderung führt Linck auf den Ratschluß Gottes zurück; in den Klostergründungen der Nachfahren Leopolds sieht er

---

[15] Druck: BUB I S. 30 f., Nr. 22, zu: [1156-1171] und Bernardus Linck, Annales Austrio-Claravallenses seu fundationis monasterii Clarae-Vallis Austriae, vulgo Zwetl, ordinis Cisterciensis initium et progressus, tom. I (Viennae 1723) pag. 188.

[16] Ebenda, pag. 38.

deren Versuch, Gott zu versöhnen. Aus seiner Darstellung wird allerdings die Begründung der Buße durch eventuelle vorangegangene Verfehlungen nicht ersichtlich.

Worauf stützt nun aber Linck seine in Form von Behauptungen wiedergegebenen Annahmen, wenn er dafür nachweisbar keine Zwettler Quellen zur Verfügung hatte?

Der angebliche Babenberger Adalbertus Levis findet sich erstmals in Jans Enenkels „Fürstenbuch" bzw. in dessen späterer Prosabearbeitung, der sogenannten „Österreichischen Chronik".[17] Die letztere zitiert Linck ja auch ausdrücklich als *unum Anonymum teutonice historiam Austriae suam texentem.*[18] Bemerkungen, die die Nachkommenschaft Markgraf Leopolds II. betreffen, wird man aber weder hier noch dort finden. Bleibt so nur noch Cuspinian. In seiner „Austria" trägt ein Kapitel die Überschrift *„Marchio Austriae Leopoldus III, cognomine Pulcher appellatus".*[19] Leopold, so Cuspinian, sei ein Sohn des Markgrafenpaares Ernst und Mechthild gewesen, der nach dem Tod des Vaters 1075 die Regierung übernommen habe. Zu dieser Zeit sei Österreich allerdings durch die Einfälle der Böhmen bedroht worden, so daß sich Leopold um Hilfe umsehen habe müssen. Cuspinian erzählt nun im Anschluß daran die bekannte Geschichte vom Kuenringer Azzo, woraus ersichtlich wird, daß er die „Bärenhaut" in Zwettl eingesehen haben muß. Nach diesem längeren Exkurs findet er mit einem *sed ad Leopoldum Pulchrum revertamur* wieder zum Thema. Dieser habe mit seinem Bruder Albertus schwere Kriege geführt, über deren Ursachen die meisten Historiker aus Scham schwiegen. Derartiges, so Cuspinian, gezieme dem Historiker nicht, der die Wahrheit nicht verschweigen dürfe, sondern die Geschehnisse zum positiven oder negativen Beispiel für die späteren Generationen zu berichten habe. Er werde deshalb schreiben, was er in *vetustissimis Annalibus* gefunden habe; dabei bleibe jedem selbst überlassen, was er für wahr oder falsch halte. Leopold habe eine Tochter Heinrichs III. namens Itha zur Frau erhalten, aus Freude darüber seinen Bruder Albert, *qui tum in Berneck castro habitabat,* eingeladen, der, eine günstige Gelegenheit nützend, der Frau seines Bruders Gewalt antat. Leopold habe sich später auf die gleiche Weise gerächt; darüber sei es an einem Ort zum Kampf gekommen, der *a crudeli hac pugna Mordberg sit appellatum, quod vulgo hodie corrupte Meilperg dicitur.* Der Kaiser selbst habe schließlich einen Vergleich zwischen den Brüdern hergestellt: so habe Leopold, obwohl der ältere, von Albert die Markgrafschaft zu Lehen und dieser dafür den weniger ehrenvollen Titel Landgraf angenommen. Cuspinian führt dann weiter aus, wie Leopold sich gegen seine Schwäger wandte und schließlich seine Begräbnisstätte in Melk neben seinem Vater gefunden habe. Seine Witwe Itha sei mit Herzog Welf von Baiern und dem Salzburger Erzbischof Tiemo ins Heilige Land gezogen, sei auf der Rückkehr in Griechenland gestorben und dort begraben. Cuspinian schließt daran die Aufzählung der Nachkommenschaft Leopolds. Mit einiger Überraschung deckt sich diese bis in die Formulierung mit den Ausführungen Lincks, die, wie oben gezeigt, bislang für dessen geistiges Eigentum gehalten worden sind.

Cuspinian	Linck
Ithæ autem primogenita filia Elizabetha, Ottochari Sueuorum Marchionis &	Enumerabo autem Leopoldi Pulchri jam filias, *Primogenita* vocabatur *Elisa-*

[17] Ediert von Philipp Strauch in MGH Deutsche Chroniken III, S. 606-615 und Joseph Seemüller, MGH Deutsche Chroniken VI, S. 89-91.

[18] Linck (wie Anm. 15) pag. 37, § 31.

[19] Austria Ioannis Cuspiniani cum omnibus eiusdem marchionibus, ducibus, archiducibus ac rebus praeclare ad hec usque tempora ab iisdem gestis (Francofurti 1601) pag. 13 sq.

Stiriæ, coniunx, mater Leopoldi & iunioris Ottochari, Marchionum Stirie: secunda Leutoldo Marchioni Morauiæ desponsata est, filio Conradi ducis Bohemiæ Helpirgis tertia Bersino duci Bohemiæ, Vladislai regis filio, cessit vxor: quartam Conrado Bauaro Hirsuto pater despondit Leopoldus, quintam Comiti Sighardo: Sexta data est vxor cuidam magnifico, cuius nomen nescitur, nec hactenus inuenire potui: inq; dotem oppidula duo, Ipsa & Pœsenpeugen. cum castro, quemadmodum & Comitatum Peilstein. Quartæ & quintæ, Comitatum de scala in dotes contulerat. Itaq; familia Leopoldi ob tale facinus defecit tandem, & degenerauit in Comites, cum aliis quoq; : vnde posteri forte, vt Deo se conciliarent, fundauerunt monasteria. Ecwardus Comes, qui in Berneck habitabat, monialium fundauit monasterium : Huldericus vero, qui in Gars habitabat, virorum monasterium, quod patria lingua Gerens vulgo dicitur, forte à Gars deriuatum: quod præpositum habet, qui ad comitia Austriæ venit, quoties fiunt. Et sicut ab aliis fratrib. Leopoldo & Alberto, Marchionib. Austrie, originem hi sumunt Comites : sic hi Austrie, Marchiones in comites degenerauerunt, ob delicta forte, quæ in Deum perpetrarunt sui maiores.

betha Ottocari Suevorum Ducis , & *Marchionis Stiriæ conjunx, Mater Leopoldi,* qui Rheinense Monasterium Cisterciensis Ordinis postea fundavit , & Mater Junioris Ottocari , Marchionum Stiriæ *Secunda Leutholdo Marchioni Moraviæ desponsata est filio Conradi Ducis Bohemiæ : Helpirgis tertia Bersino* , seu Beroë, *Duci Bohemiæ Vladislai Regis filio cessit uxor : quartam Conrado Bavaro Hirsuto Pater despondit : quintam Comiti Sighardo : sexta data est cuidam* viro *Magnifico , cujus nomen nescitur , inque dotem oppidula duo Ipfa , & Pœsenbeugen cum castro, quemadmodum & Comitatus Peilstain. Quartæ & quintæ* filiæ *Comitatum de Scala in dotes contulerat.* Et sic *Leopoldi* hujus *familia* , DEO ordinante *defecit* , ac *degeneravit in Comites, unde ipsius posteri , ut DEO se conciliarent , fundaverunt Monasteria.* Sicut *Ecwardus Comes* habitans *in Perneck , fundavit* ibi *Monialium Monasterium. Huldericus verò, qui in Gars habitabat , virorum Monasterium , quod patriâ linguâ* Geras *vulgò dicitur, fortè à Gars derivatum.*

Die Sache ist damit klar. Nicht Linck hatte den Grafenpassus aus „guten, heute verlorenen Quellen" gezogen, sondern Cuspinian hatte sich Gedanken darüber gemacht, weshalb auf Pernegg, wo nach den Quellen ursprünglich ein babenbergischer Markgraf saß, später nur mehr Grafen nachgewiesen werden konnten. Er fand die Ursache in den Untaten der Brüder Leopold und Albert *(ob tale facinus* bzw. *ob delicta forte, quae in Deum perpetrarunt sui maiores).* Linck hat den Text nahezu wortwörtlich von Cuspinian übernommen. Da er die anstößige Geschichte aber verschwieg, erfolgte bei ihm der Abstieg in den Grafenstand nicht wegen der Übeltaten der babenbergischen Brüder, sondern *deo ordinante.*

Der Tadel Cuspinians, Wesentliches verschwiegen zu haben, gilt übrigens Ladislaus Suntheim, dessen Abhandlung „Der löblichen Fürsten und des Landes Österreich Altherkommen und Regierung"[20] er für seine „Austria" benützt hat.[21] Die Notzüchtigungs-

[20] Druck: Hieronymus Pez, Scriptores rerum Austriacarum tom. I (Lipsiae 1721) col. 1010 sq.

[21] Vgl. Friedrich Eheim, Ladislaus Sunthaym. Ein Historiker aus dem Gelehrtenkreis um Maximilian I., in: MIÖG 67 (1959) S. 52-68.

geschichte kannte er jedenfalls aus Ebendorfers „Chronica Austriae“[22], der diese dort in einer gerafften, gelegentlich aber um anderwärtige Nachrichten vermehrten lateinischen Übertragung der Landeschronik des Leopold (von Wien) bringt.[23] In unserem Zusammenhang interessant ist, daß Ebendorfer dadurch zu einem Exkurs über die Gründung der Klöster Geras und Pernegg bewogen wurde: Gründer sei der Graf Ulrich von Pernegg gewesen, das Gründungsgut dann durch die Grafen Leutold und Heinrich von Hardegg vermehrt worden. Schließlich habe der Babenberger Friedrich (II.) ein Privileg darüber ausgestellt und dadurch *exusta privilegia* erneuert. Nach dem kinderlosen Tod des Markgrafen Albert sei die Burg Pernegg über hundert Jahre öd gewesen, gegenwärtig aber zum Schutz vor den Hussiten vom Geraser Abt teilweise befestigt worden. 1448 habe man die Burg dann abgerissen, um diese nicht zum Stützpunkt für marodierende Söldnerbanden werden zu lassen.[24] Der angebliche Abstieg der Nachkommen Leopolds in den Grafenstand war dagegen für Ebendorfer kein Thema.

Sehen wir, was die Zwettler Quellen betrifft, also völlig klar, so muß uns nun die Person des „Adalbert von Pernegg“ näher beschäftigen. Die heute leider kaum mehr beachtete Barockhistoriographie war diesbezüglich in vielem kritischer als ihre modernen Nachfahren. Hieronymus Pez hat es in der seiner Quellensammlung vorangestellten „Dissertatio sexta“ rundweg ausgesprochen, daß Markgraf Ernsts Sohn Leopold keinen Bruder namens Albert hatte[25] und das methodisch richtig mit dem Fehlen urkundlicher Belege begründet. Nach ihm hat Sigismund Calles in seinen „Annales Austriae“ ähnlich argumentiert und wie Pez darauf hingewiesen, daß sich Albert in keiner früheren Geschichtserzählung als der des Gregor Hagen[26] aus dem 14. Jahrhundert finde.[27] Merkwürdig bleibt, daß, wie schon Linck, so auch Pez und Calles die Ursprungsquelle, aus der auch Gregor Hagen seine Nachrichten bezog, nämlich das „Fürstenbuch“ des Jans Enenkel, nicht kannten, obwohl dieses durch Megisers Ausgabe von 1618 gedruckt zugänglich war.[28]

Wie konnte es aber dazu kommen, daß Enenkels Erzählungen, die, wie gezeigt, in ihrer späteren Prosaableitung schon im 18. Jahrhundert der historischen Kritik nicht standgehalten haben, im 20. Jahrhundert eine derartige Wertschätzung erfahren sollten?

1912 hatte Oskar Mitis einen von Wilhelm Wattenbach schon 1851 gegebenen Hinweis aufgegriffen und in der Marginalnotiz einer Handschrift St. Pöltener Provenienz den

---

[22] Thomas Ebendorfer, Chronica Austriae, hg. von Alphons Lhotsky, in: SS rer. Germ. ns tom. 13 (Berlin/Zürich 1967) pag. 73 sqq.

[23] So sollte man die sogenannte „Chronik der 95 Herrschaften“, die man später wohl unzutreffend dem Leopold Steinreuther zugeschrieben hat, in Hinkunft nennen. Vgl. dazu Paul Uiblein, Die Quellen des Spätmittelalters, in: Schriftenreihe des Instituts für Österreichkunde Bd. 40 (Wien 1982) S. 100-103.

[24] Wie Anm. 22, pag. 76 sq.

[25] Wie Anm. 20, pag. 114: *Nugatur primo Historicus noster, et in ipso narrationis suae limine gravissime offendit, dum et in designando anno Marchionatus Leopoldi Pulchri, et in nominando eiusdem fratre Alberto duos crassos errores errat. Neque enim Leopoldus Pulcher anno MLII. rerum in Austria potiri potuit, nec ullum unquam fratrem, cum quo Marchionatum partiretur, habuit...* pag. 115: *Porro Leopoldo Pulchro nullum fuisse fratrem, qui Albertus dictus sit, aeque certum est ex supra citatis iisdem vetustis Rerum Austriacarum Scriptoribus, apud quos ne littera aut apex quidem de aliquo Alberto Austriae Marchione, qui frater Leopoldi Pulchri fuerit, reperitur.*

[26] Diesem schrieb bekanntlich Pez (wie Anm. 20) pag. 1045 sq. die Landeschronik des Leopold von Wien zu. Vgl. dazu aber Joseph Seemüller (wie Anm. 17) pag. CCLXXIX sq.

[27] Sigismundus Calles SJ, Annales Austriae ab ultimae aetatis memoria ad Habsburgicae gentis principes deducti, pars I (Viennae 1750) pag. 423: *Fratrem Leopoldo Albertum, cognomento Levem, complures, ut supra meminimus, tribuere; sed perperam... Nihil de hoc Annales antiquiores, vel monumenta patria meminere.*

[28] Vgl. Philipp Strauch (wie Anm. 17) Einleitung pag. I.

Beweis sehen wollen, daß sich Jans Enenkel auch in den eher sagenhaften Teilen seines „Fürstenbuches" auf urkundliche Quellen habe stützen können.[29] Aus dem Wortlaut dieser Notiz: *hec conscriptio inventa est in scrinio Lǒpoldi marchionis, in quo reliquie eius recondite sunt, ab Ǒdalrico Pataviensis ecclesie episcopo, quando capella eius Gorze dedicata est, que super portam eiusdem urbis edificata est,* schien jedenfalls der Charakter der Burg Gars als „Pfalz" der Babenberger klar hervorzugehen. Daß eine Melker Tradition den Markgrafen in diesem Kloster und nicht in Gars beerdigt wissen wollte, störte dabei nicht sonderlich.[30] Wenn, so der durchaus nicht unlogische und so auch von Mitis ausgesprochene Schluß, Enenkel bei Gars aus offenbar guter Überlieferung schöpfte, weshalb sollte es dann bei Pernegg anders sein? Aus den eingangs zitierten Sätzen Lechners wird dann auch deutlich, daß sich die Forschung genau diesen Gedankengang zu eigen gemacht hat. Ist es aber tatsächlich statthaft, den Anekdoten Enenkels generaliter einen wahren Kern zuzuschreiben? Dort, wo er mehr oder minder Zeitgeschichte der ausgehenden Babenbergerzeit schreibt, mag das immerhin zutreffen.[31] Für die Zeit davor fehlen uns die eine Überprüfung möglich machenden Quellen. Es gibt allerdings mit dem sogenannten „Landbuch von Österreich und Steier" ein historiographisches Erzeugnis, das man glaubt Jans Enenkel zuschreiben zu können.[32] Wenn das so direkt wahrscheinlich doch nicht zutreffen dürfte[33], so könnte Jans als quellenkundiger, nachweisbar archivalische Studien betreibender Fachmann[34] bei der Landbuchredaktion eine wichtige Rolle gespielt haben. Wenn das so ist, dann fällt auf seine Glaubwürdigkeit als Historiker nicht unbedingt ein günstiges Licht. Zumindest wird man ihm vorwerfen müssen, daß er der Grundtendenz des „Landbuches"[35], wo es notwendig war, die historische Wahrheit untergeordnet hat. So lassen sich von den oben erwähnten Töchtern Leopolds II. die drei ersten in erzählenden und urkundlichen Quellen nachweisen[36], von den drei anderen wissen wir nur durch Enenkel. Nach-

---

29) Oskar Mitis, Studien zum älteren österreichischen Urkundenwesen (Wien 1912) S. 88-90.

30) Ebenda S. 88: „Wie sich schon so oft zu unserer Überraschung ergeben hat, daß dieser Geschichtsschreiber des 13. Jahrhunderts in vielen Angaben durch Urkunden unterstützt wird, so scheint denn auch in dieser Geschichte von den Söhnen des Markgrafen Ernst ein Kern der Wahrheit zu stecken und die Burg Gars — entgegen der eifersüchtigen Melker Tradition — tatsächlich in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts für kurze Zeit eine wichtige Rolle als Hauptsitz des Landesfürsten gespielt zu haben." Druck der Notiz bei Mitis, a. a. O. S. 86 f. und BUB IV/1 Nr. 560.

31) So ist etwa an der Tatsache, daß an der Schlacht bei Laa die Orphani und die Preußel beteiligt waren, nicht zu zweifeln. Auch daß Wolfker von Porrau am herzoglichen Hof (allerdings erst unter Friedrich II.) eine Rolle spielte, dürfte richtig sein. Vgl. dazu Max Weltin, Zur niederösterreichischen Stadtministerialität im 13. Jahrhundert (am Beispiel von Laa an der Thaya), in: UH 44 (1973) S. 119 f. und Christina Mochty, Artikel „Porrau", in: Vergangenheit und Gegenwart". Der Bezirk Hollabrunn und seine Gemeinden (Hollabrunn 1993) S. 549 f.

32) So schon Joseph Lampel, Die Einleitung zu Jans Enenkels Fürstenbuch. Ein Beitrag zur Kritik österreichischer Geschichtsquellen und zur Geschichte der Babenberger (Wien 1883).

33) An der Landbuchredaktion waren vielmehr mit einiger Wahrscheinlichkeit österreichische Landherren im Auftrage König Rudolfs tätig. Vgl. dazu: Max Weltin, König Rudolf und die österreichischen Landherren, in: König Rudolf von Habsburg 1273-1291. Eine Königsherrschaft zwischen Tradition und Wandel (Köln-Weimar-Wien 1993) S. 117 ff.

34) Er hat nach eigener Angabe das Archiv des Schottenklosters benützt: MGH Deutsche Chroniken III pag. 619, v. 1089 ff.: ... wan ichz ze Wienn geschriben vant: / ze den Schotten tet mirz der apt bekant, / dâ las ichz unde hânz gesehen ...; pag. 620, v. 1114 ff.: ... daz der selb fürst kouft daz lant. / daz selb las ich zen Schotten drât, / als ez dâ geschriben stât ...

35) Nämlich die des Nachweises, daß es sich bei dem 1276 noch vorhandenen landesfürstlichen Besitz tatsächlich um solchen der Babenberger handelte. Vgl. dazu meine in Anm. 33 zitierte Arbeit, bes. die S. 115-122.

36) MGH SS IX pag. 612, Z. 6 ff.: *Habuit etiam idem pius Liupoldus tres sorores, quarum unam accepit Otakorus marchio Styriae, secundam comes Liutoldus de Znoym, tertiam dux Boemiae Pozwaius nomine, quem nequa-*

weisen läßt sich dabei nur die mit dem Grafen Sigihard von Schala vermählte[37], die angeblich dem Grafen Konrad angetraute ist zweifelhaft[38], die letzte Tochter offenkundig erfunden.[39] Dieser Befund zieht sich durch das gesamte Landbuch: Quellenmäßig Überprüfbares wechselt mit Halbrichtigem und dieses wieder mit nachweisbaren Unwahrheiten, so daß Enenkel gegenüber überall dort Mißtrauen angebracht scheint, wo er singuläre Nachrichten bietet.[40]

Weshalb hat nun aber Enenkel ausgerechnet Gars und Pernegg zum Schauplatz seines „Bruderzwistes" im babenbergischen Fürstenhaus gemacht? Als Antwort auf diese Frage möchte ich die folgende Erklärung anbieten: Hatte man im „Landbuch" ganz im Sinne König Rudolfs fast überall nachweisen können, daß es sich bei dem von den Babenbergern ererbten gräflichen und edelfreien Besitz entweder um ursprüngliches, als Mitgift vergebenes Eigentum der Markgrafen und Herzoge oder um rechtmäßig durch Tausch oder Kauf Erworbenes gehandelt hat, so war das bei Pernegg anders. Hier mußte man — die Sache lag erst einige Jahrzehnte zurück und konnte deshalb kaum verschleiert werden — die unter einem wenig schönen Vorwand erfolgte gewaltsame Enteignung des letzten Perneggers zugeben.[41] 1279 aber war gerade auf den *comitatus de Pernekke* und auf das *oppidum Drozendorf* Anspruch erhoben worden[42], so daß gerade in diesem Falle der Nachweis des

---

quam putare debes patrem fuisse Lazlau ducis Boemiae, qui filiam marchionis Liupoldi, ut paulo superius memoravi, duxit uxorem. Dazu: Cosmae Pragensis chronica Boemorum (= MGH SS rerum Germanicarum ns), pag. 172, 111/12: *Borivoy, frater ducis Bracizlai, in urbe Znogem faciens permagnificum convivium duxit uxorem Helbirk, orientalis marchionis Lupoldi sororem.*

37) MGH SS IX pag. 504, Z. 13: *Sophia soror nostra ducissa de Scala obiit.* Der Titel *ducissa* rührt von ihrer ersten Ehe mit Herzog Heinrich von Kärnten: UBOE I pag. 657, Nr. 107: *Sirus qui et Sigehardus comes de Scala et eius consors glorie domna Sophia unacum filio suo Heinrico delegaverunt... pro remedio tam sue anime quam etiam prioris mariti sui Karinthiorum quondam ducis Heinrici...* Damit ist freilich nicht bewiesen, daß diese Sophia tatsächlich eine Tochter Leopolds II. war, da diese Nachricht wieder nur auf Enenkel zurückgeht; vgl. Lampel (wie Anm. 32) S. 19 f., Anm. 1.

38) Er war nachweisbar mit Adela, einer Tochter des Grafen Siegfried von Orlamünde vermählt (StUB I S. 278, Nr. 265: ... *comes Chunradus de Pilstain... cum coniuge sua Adela...*). Tyroller (wie Anm. 7, S. 102/36) meint: „Die Markgrafentochter ist wohl kaum in das Reich der Fabel zu verweisen, aber sie hat auf keinen Fall lange gelebt und Konrad I. ist bald zu einer zweiten Ehe mit Adela geschritten."

39) Oder, wie Lampel (wie Anm. 32, S. 20 ff., Anm. 1) umständlich nachzuweisen versucht, es handelt sich um eine Verwechslung mit einer Tochter Leopolds III.

40) Als Beispiel für die Arbeitsweise Enenkels als historischer Berater bei der Redaktion des „Landbuchs" seien die Vorgänge um die angebliche Verlegung des Marktes von Neunkirchen nach Wiener Neustadt zitiert. Ihm standen dafür eine etwa gleichzeitige literarische und eine etwas spätere urkundliche Nachricht zur Verfügung. BUB IV/1 Nr. 930: *Post hec predictus dux facta conventione prope Vischa cum ministerialibus suis de nova sua civitate edificatione et nostro foro Niwenchirchen mutatione...*; BUB I S. 234, Nr. 175: Herzog Leopold VI. sagt *qualiter pater meus Liupoldus ... pro foro quod erat in Nuwenkirchen pertinens suo monasterio forum in Herzogenburc cum subscriptis terminis sive reditibus in recompensationem eiusdem fori Nuwenkirchen iure perpetuo possidendum contradidit.* Im „Landbuch" finden sich dann diese beiden Nachrichten auf folgende Weise zusammengezogen: „Der herzoge Liupolt bŏwet die Niwenstat unt nam den munichen von Vornpach den marcht ze Niwenchirchen und legt den her ze der Niuwenstat und gap in ze widerwechsel Herzogenpurch, Grusperg unt Ozeinstorf" (BUB IV/1 Nr. 932). Da Kreisberg und Etzersdorf auch in BUB I Nr. 175 erwähnt werden, muß Enenkel diese oder die Gegenurkunde gekannt haben. Die Marktverlegung nach Neustadt dagegen ist seine Interpretation, die sichtlich vom Wiener Neustädter Gründungsbericht und dem *pro foro quod erat* der Urkunde beeinflußt ist. Tatsächlich läßt sich Neunkirchen im 13. Jahrhundert nach wie vor als Markt nachweisen: StmUB III S. 148 (um 1250) *forum Niuwenkirchen;* Notizenblatt 1843, S. 80 (1288) „datze Niwenchrichen in dem marchte". Dennoch hielt man unter Berufung auf das „Landbuch" die längste Zeit an der „Marktrechtsübertragung von Neunkirchen nach Wiener Neustadt" fest. Vgl. Herbert Fischer, Die Siedlungsverlegung im Zeitalter der Stadtbildung (Wiener rechtsgeschichtliche Arbeiten Bd. 1, Wien 1952) S. 245 ff.

41) Deutsche Chroniken III (wie Anm. 17) pag. 718/16: „Der grave Ulrich des graven Ekprehts sun von Pernekke der gewan einen sun, der was ein narre unt ein tore, unt ist noch hiute. der was des nicht wert daz er daz aeigen

ursprünglich babenbergischen Besitzes — und eben den hat Enenkel in seinem „Fürstenbuch" geführt — König Rudolf willkommen sein mußte.[43] Gars war Enenkel, der wahrscheinlich eine Funktion in der landesfürstlichen Kammergutsverwaltung eingenommen hat[44], als *officium* und Verwaltungsmittelpunkt der weitläufigen herzoglichen Forste dieser Gegend geläufig.[45] Wie er selbst sagt, hat er das Archiv des Schottenklosters benützen dürfen[46] und kannte so sicher den Stiftbrief von 1161, in dessen Zeugenreihe an hervorragender Stelle ein *comes Engelbertus de Gorz* und der *nobilis Ulricus de Bernec* aufscheinen.[47] Hieraus konnte man mit einiger Phantasie und Interpretationskunst die babenbergische Herkunft der Herrschaft Pernegg begründen. Wie er dabei vorgegangen sein könnte, hat schon Ernst Klebel in einem anderen Zusammenhang wahrscheinlich gemacht.[48]

Zur stofflichen Grundlage für seine weitläufige Erzählung der angeblichen Hochzeit von Leopolds Bruder Adalbert von Pernegg mit der Tochter des Polenherzogs[49] diente Enenkel der Annalenbericht über die Niederlage Markgraf Leopolds II. 1082 bei Mail-

---

hiet; des unterwant sich der herzoge Liupolt. also ist daz her chomen." Die Geschichte ist nur hier überliefert. Sie dürfte aber in groben Zügen stimmen, da der debile letzte Pernegger zur Zeit der Aufzeichnung des „Landbuchs" offenbar noch am Leben war. Vgl. dazu Weltin (wie Anm. 33) S. 118 f.

42) BUB II, S. 333 f., Nr. 466: Agnes, die Tochter der Babenbergerin Gertrud und ihr Gatte Graf Ulrich von Heunburg erheben vor König Rudolf Anspruch auf Teile der Hinterlassenschaft von Agnes' Großonkel Herzog Friedrich II. *(quondam Friderici ducis Austrie propatrui mei, cuius bona et proprietates ad me spectare dicebam* bzw. *ut comitatum de Pernekke et oppidum Drozendorf cum omnibus eorum attinenciis et quedam bona alia in partibus Austrie ad me ex hereditaria successione spectancia mihi faceret assignari).* Dagegen erwiderten die *nobiles terrarum predictarum et officiales domini (regis),* Agnes und Ulrich hätten gegenüber Ottokar freiwillig auf die babenbergischen Erbgüter verzichtet und der dadurch eingetretene Rechtszustand sei durch den Verzicht des Böhmenkönigs auf die österreichischen Länder nun für Rudolf relevant *(ius... in dominum nostrum Romanorum regem transtulit eo tempore quo sibi predictas provincias resignavit).* Agnes und Ulrich entgegneten, daß sie gegenüber Ottokar nur unter Zwang nachgegeben hätten und die Abmachung deshalb nichtig sei *(quod ea, que inter regem Boemie predictum et nos gesta vel acta sunt, cassa fuerunt et irrita ipso iure).* Schließlich einigten sie sich mit Rudolf, die Angelegenheit nicht *per stricturas legum et iudiciorum angustias* zu bereinigen und willigten in eine Abfindungssumme für die genannten Güter.

43) Bekanntlich konnte er nur auf den Besitz Anspruch erheben, den „hertzog Vriderich von Ostereich und von Steyer bei seinen leben in sein gewalt und seiner gewer untz an sinen tot hett bracht" (vgl. Weltin [wie Anm. 33] S. 116).

44) Dazu: Otto Brunner, Das Wiener Bürgertum in Jans Enikels Fürstenbuch, in: MIÖG 58 (1950) S. 550 ff. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich Jans unter der Sachverständigenkommission befand *(nobiles terrarum predictarum et officiales domini regis),* die den Anspruch von Agnes und Ulrich von Heunburg zunächst zurückwiesen; vgl. Anm. 42. Tatsächlich spielte die Burg Pernegg auch schon unmittelbar nach der Ankunft Rudolfs in Österreich eine Rolle, als er entgegen der Abmachungen des ersten Wiener Friedens (MGH Const. III, pag. 101 sqq., Nr. 111) die *castra Pernek et Wikhartslag* nicht an Ottokar übergab, sondern diese weiterhin durch seine Anhänger besetzt hielt (l. c., pag. 108 sq, Nr. 115).

45) Vgl. LFU I/1 S. 55: *Item avena circa forestos de Gevellde. De officio in Gors...* Daß Gars wenigstens seit Markgraf Leopold II. ein babenbergischer Stützpunkt war, steht ebenfalls fest; vgl. oben Anm. 30. Hatte man Gars bzw. die benachbarte Schanze von Thunau auf Grund verschiedener Skelettfunde 1976 sicher mit einer in den Annales Altahenses erwähnten *urbs* zu identifizieren gedacht, so ist das jetzt eher wieder unwahrscheinlich. Vgl. dazu: Falko Daim, Vorbild und Konfrontation — Slawen und Awaren im Ostalpen- und Donauraum. Bemerkungen zur Forschungssituation, in: Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes Bd. 36 (1993) S. 34 und Anm. 19 sowie Max Weltin, Probleme der mittelalterlichen Geschichte Niederösterreichs, in: Bezirk Hollabrunn (wie Anm. 31) S. 81, Anm. 246.

46) Vgl. Anm. 34.

47) Druck: BUB II S. 44, Nr. 29. Daß Jans dabei offensichtlich das *Gorz* der Urkunde für Gars statt wie zutreffend für Görz hielt, scheint angesichts der Tatsache, daß dieses Versehen auch den Herausgebern des „Historischen Ortsnamenbuches von Niederösterreich" (Bd. 2, G 41) unterlief, verzeihlich.

48) Ernst Klebel, Die Fassungen und Handschriften der österreichischen Annalistik, in: JbLKNÖ NF 21 (1928) S. 108 ff.

49) MGH Deutsche Chroniken III, pag. 611 ff., v. 659 ff.

berg.[50] Ursache für diese von Leopold übrigens siegreich durchgefochtene Schlacht war, so Jans, dessen Racheakt an seinem Bruder. Dabei mußte er der Annalenstelle naturgemäß einiges an Gewalt antun: So machte er aus den *orientales homines* — dem Heeresaufgebot der babenbergischen Mark — die Polen und Russen aus dem Gefolge des Polenherzogs. Ebensowenig störte ihn das doch recht eindeutige *et marchionem ad fugam compulit.* Der in die Flucht schlug war eben Leopold, der Markgraf aber Adalbert von Pernegg! Jedenfalls wird man Klebel zustimmen, der meint, daß dieser Satz „für Enenkel überhaupt erst der Anlaß dazu war, den unbekannten Markgrafen Albrecht hier als zweiten neben Leopold einzusetzen und so diese Niederlage (sc. bei Mailberg) Leopolds II. in dessen Sieg umzudeuten."[51] Als Ergebnis dieser quellen- und literaturkritischen Untersuchung muß man Adalbert den „Leichtsinnigen" wohl endgültig aus den Stammbäumen des babenbergischen Fürstenhauses eliminieren. Darüber hinaus wird man die Pernegger, wie es die Forschung vor Lechner ohnehin getan, als Angehörige der Formbachersippe ansehen dürfen.[52]

Für die Anfänge der Herrschaft Pernegg spielte aber neben den Erzählungen Enenkels auch eine Urkunde eine Rolle, nämlich der sogenannte Stiftbrief von Geras, den Herzog Friedrich II. 1240 oder 1242 dem Kloster *propter defectum instrumentorum igne exustorum* erneuert haben soll.[53] Den Inhalt dieses, wie er ihn deshalb nennt, „neuen Stiftbriefes" hat Alphons Žak eingehend dargelegt[54], ohne allerdings auf die erheblichen Widersprüche einzugehen, die beispielsweise schon bei der mit dem Itinerar des Herzogs nur schwer zu vereinbarenden Datierung ihren Anfang nehmen.[55] Zuletzt hat sich Ambros Pfiffig mit der merkwürdigen Tatsache auseinandergesetzt, daß sich in Geras lange Zeit die Tradition hielt, Graf Ekbert sei der Gründer des Stiftes gewesen.[56] Er bringt das mit der 1188 von Bischof Diepold von Passau ausgestellten Urkunde Nr. 1 des Geraser Stiftsarchivs in Zusammenhang und meint: „man gab offensichtlich der ältesten im Original erhaltenen

---

[50] MGH SS IX, pag. 608: *Hoc anno 4. Idus Mai, feria quinta, Chunradus dux Boemorum auxilio Bawariorum cum marchione Austriae Liupoldo ad Mauriberch bellum iniit, et cum maxima orientalium hominum caede terminavit, et marchionem ad fugam compulit.*

[51] Wie Anm. 48, S. 109.

[52] So sind sie nachweisbar dort begütert, wo auch die Formbacher anzutreffen sind: FRA II/69, Nrr. 146, 147 (erste Hälfte 12. Jahrhundert): *Ôdalricus nobilis de Pernekke* hat Besitz in Stainingsdorf (HONB VI S 415; dort sicher unrichtig zu S 429 = Stanigersdorf, GB Horn gestellt) sowie am Unterlauf des Kamp. Ebenda Nr, 161 (erste Hälfte 12. Jahrhundert): *domnus Ôdalricus de Pernekke* tradiert *ecclesiam ad Hagindorf* = Haindorf, GB St. Pölten. Begüterung der Formbacher in der Nordostecke Niederösterreichs: DH. III. 212 (1048): ... *in orientali pago iuxta flumen Suarzaha nominatum, a termino scilicet proprietatis, quam ibi possidet Ôdalricus filius Tiemonis comitis* (vgl. dazu Otto Dungern, Genealogisches Handbuch zur bairisch-österreichischen Geschichte [Graz 1931] S. 42, Nr. 14 und S. 43, Nr. 19; zur Lokalisierung von *Suarzaha* als Unterlauf der Thaya zwischen Lundenburg und Hohenau vgl. Lechner, Babenberger [wie Anm. 5] S. 337, Anm. 17). Die Begüterung der Pernegger in eben dieser Gegend: BUB IV/1 Nr. 840 (1171): ... *dominus Ortolfus de Waidehouen fundum Pernhartestal habuit in beneficio a domino Ekkeberto de Pernekke ...;* FRA II/3 S. 55 (1160) ... *Adelberoni de Chvnringen terciam partem decime de duabus villis prenominatis Imlinesdorf et Poingart* (Groß Inzersdorf und Windisch Baumgarten, GB Zistersdorf), *que non sunt de fundo Vdalrici de Perneche, de quatuor autem villis prefatis Zisteistorf, Poingart, Goztingen* (Gösting, GB Zistersdorf), *Aichorn* (Eichhorn, GB Zistersdorf) *terciam portionem decimationis antiquo de iure hominum possidet per manus Dedalrici de Pernekke.*

[53] Druck: BUB II Nr. 404, S. 250, Z. 17.

[54] Alphons Žak, Das Frauenkloster Pernegg, in: BllVLKNÖ NF 31 (1897) S. 281 ff.

[55] Und auf die erstmals Andreas von Meiller, Regesten zur Geschichte der Markgrafen und Herzoge Oesterreichs aus dem Hause Babenberg (Wien 1850) S. 268, Nr. 471 aufmerksam gemacht hat.

[56] Ambros Pfiffig, Abtei Geras 1180-1980, in: UH 51 (1980) S. 292-300.

Urkunde des Archivs den Vorzug vor der Urkunde Friedrichs II. vom 15. Juli 1242, in welcher der Herzog aufs neue die Gründung der Stifte Geras und Pernegg bestätigte, weil der Stiftungsbrief durch Brand in Verlust geraten war. Von dieser Urkunde existiert im Stiftsarchiv allerdings nur eine beglaubigte Kopie."[57]

Pfiffig schließt dann aus dieser späten Beglaubigung, daß das Original damals noch existierte und sucht eine Erklärung, weshalb dennoch Ekbert und nicht, wie im Stiftungsbrief behauptet, sein Vater Ulrich von Pernegg als Klostergründer angegeben wird: „Daß man damals den wesentlichen Unterschied zwischen dem Stiftsbrief und der Urkunde von 1188 — Gründung in der einen, Tradition in der anderen — nicht erkannte, ist sonderbar. Sah man nur auf das höhere Alter des Traditionsinstruments?", wobei, so Pfiffig, erst recht schwer erklärlich bleibe, „daß diese Urkunde nicht wie der Stiftungsbrief Ulrichs dem Brand zum Opfer fiel". Er bringt dann für diesen merkwürdigen Umstand diese Begründung in Vorschlag: Die Partner des beurkundeten Vorgangs von 1188 seien Bischof Diepold und Ekbert mit seiner Familie gewesen. Der logische Aufbewahrungsort der Urkunde müsse demnach das Archiv der Grafen von Pernegg und ihrer Rechtsnachfolger, der Babenberger, nicht aber das Stiftsarchiv gewesen sein. Allerdings könnte Geras ein authentisches Duplikat erhalten haben — dann aber stelle sich sofort wieder die Frage, weshalb nicht auch dieses verbrannte.[58]

Die Ungereimtheiten im älteren Geraser Urkundenbestand wurden hier also durchaus richtig gesehen, die naheliegende Frage nach der Echtheit des „Stiftbriefes" allerdings nicht gestellt. Da das Original von 1188 aber unverdächtig ist, wird sich die angebliche Urkunde des letzten Babenbergers einer Untersuchung stellen müssen. Diese kann — das Stück ist bekanntlich nur mehr kopial überliefert — allerdings lediglich auf Grund der inneren Merkmale erfolgen.

Die Herausgeber des „Urkundenbuchs zur Geschichte der Babenberger" haben die Urkunde als echt und als ein „in neuerer Zeit verschollenes, in der herzoglichen Kanzlei verfaßtes Original" angesehen, wobei als Nachweis der Kanzleimäßigkeit offenbar die Arengenformel *hoc votum in corde gerimus* genügte.[59] Immerhin ist auffällig, daß Oskar Mitis, auf dessen Arbeit die beiden ersten Bände des Babenbergerurkundenbuchs nahezu zur Gänze zurückgehen[60], den Geraser „Stiftbrief" in seinen „Studien" nicht besprochen hat!

Der früheste Hinweis auf die Existenz des „Stiftbriefs" findet sich in einer Urkunde Herzog Rudolfs III. für Geras vom 20. Juli 1303.[61] Diese enthält unter anderem eine Zollbestimmung, die als Spezifizierung der im „Stiftbrief" noch recht allgemein gehaltenen Verfügung ausgelegt werden kann.[62] Anklänge finden sich dann auch bezüglich der Vor-

---

[57] Ebenda, S. 296.

[58] Ebenda.

[59] Dazu: Heinrich Fichtenau, Die Kanzlei der letzten Babenberger, in: H. Fichtenau, Beiträge zur Mediävistik 2 (Stuttgart 1977) S. 223 ff.

[60] Vgl. das Vorwort zu BUB I von Leo Santifaller.

[61] Druck: AÖG II, S. 42 f., Nr. 29.

[62] Ebenda, S. 43: *Nolentes ipsos ad prestacionem iniquorum theloneorum, que contra libertates sibi antiquitus indultas in festivitatibus ecclesiarum suarum ab eis frequencius extorquentur, aliquatenus obligari, aut in locacionibus decimarum suarum minus debite aggravari.* Vgl. dazu BUB II Nr. 404, 250, Z. 14 ff.: *Ad hec per totam terram nostram Austrie intra metas et ultra metas nostras de omnibus, que iisdem domibus ducuntur, tam de propriis quam etiam de donativis omnes mutas sive thelonea, quocunque censeantur nomine, perpetuo relaxamus.*

gangsweise gegenüber den sich in den klösterlichen Schutz begebenden *fugientes*[63], und so gut wie wörtliche Übereinstimmung besteht im Verbotsparagraphen, Angehörige von Geras und Pernegg vor ein weltliches Gericht zu ziehen.[64] 1327 bestätigte Herzog Friedrich der Schöne die „hantvest" von Geras und Pernegg „vnd ir alten reht damit die chlöster paiden sint gestiftet".[65] Die Bestätigung des klösterlichen Holzdeputats „in der Sazz" läßt nicht zweifeln, daß sich unter den „hantvest" auch der „Stiftbrief" befunden haben muß.[66] In einer in Eggenburg am 29. Mai 1416 von Herzog Albrecht V. ausgestellten Urkunde, ist dann sogar von „etleich brieve und hantvesten, die weilent herczog Fridreich von Osterreich, kunig Fridreich von Rome usw." den beiden Klöstern gegeben hätten, die Rede.[67] Vielleicht hat damals in Eggenburg, so wenigstens eine ansprechende Vermutung A. Lhotskys, Thomas Ebendorfer den „Stiftbrief" einsehen können. Daß er ihn gekannt haben muß, ist oben schon gezeigt worden.[68] Ohne Frage steht fest, daß es von dem jetzt nur mehr als Abschrift vorhandenen „Stiftbrief" ursprünglich ein Original gegeben hat. Ein solches läßt sich jedenfalls von 1303 bis ins 15. Jahrhundert nachweisen.

Über die Echtheit des Originals ist mit dieser Feststellung natürlich nichts ausgesagt — darüber kann erst nach einer schrittweisen kritischen Besprechung seines Inhalts Klarheit gewonnen werden.

Die recht allgemein gehaltene Arenga (Förderung von Ordensleuten als Herzensangelegenheit eines Landesfürsten), auf deren angeblich für die babenbergische Kanzlei charakteristisches Formelgut schon hingewiesen wurde, kann zunächst übergangen werden. Wenn im Anschluß daran der Herzog Geras und Pernegg unter seinen persönlichen Schutz stellt *(in nostram defensionem cum omnibus suis pertinentiis suscipimus)*, dann entspricht das durchaus dem Entwicklungsstand der sogenannten „Entvogtung" in der ausgehenden Babenbergerzeit und ist somit unverdächtig.[69]

Das gilt schon nicht mehr für den unmittelbar anschließenden Satz: *et universis nostre subiectis suademus fideliter et monemus damusque potestatem comitibus in Hardekke, mili-*

---

[63] Wie Anm. 61, S. 43: *Volumus eciam ad ecclesiam suam fugientes, in obprobrium sue libertatis ibidem nullatenus extrahi violenter, sed eis pocius debitam immunitatem super eo inviolabiliter observari.* Dazu BUB II Nr. 404, 250, Z. 5 ff.: *Reos sanguinis fugientes ad eos et suos defendant nullusque eos de claustris extrahere audeat, nisi prius indempnitatem de personis eorum prestiterint vel fuerit publicus latro vel nocturnus populator agrorum.*

[64] BUB II Nr. 404, S. 250, Z. 9 ff.: *Item ne quis clericos, conversos vel conversas predictorum monasteriorum trahat ad seculare iudicium inhibemus.* AÖG II, S. 43: *Et ne quis clericos, conversos vel conversas eorundem monasteriorum ad seculare trahaht iudicium inhibemus.*

[65] AÖG II 49, Nr. 38.

[66] Ebenda: „So schöllen auch die herren von Jerus all wochen vier fueder holtzes nenen in der Sazz an welhem tag si wollen". BUB II Nr. 404, S. 251, Z. 14 ff.: *Item de ipsa silva Saza singulis septimanis IIII carradas lignorum pro necessitate ipsius claustri recipi statuit atque iussit.* Vgl. dazu Žák (wie Anm. 56) S. 284, Anm. 2 und Lechner (wie Anm. 1) 299.

[67] AÖG II, S. 51, Nr. 48.

[68] Thomas Ebendorfer, Chronica Austriae = MGH SS rerGerm ns 13, hg. v. Alphons Lhotsky (Berlin/Zürich 1967) 76 f.: *Inter que et monasteria in Geras et sanctimonialium in Perneckh postea per Ulricum a comitibus quibusdam de Pernegkh appellatis fundata sunt et possessionibus ad sufficienciam dotata, quibus plura donaverunt Leotoldus et Hainricus comites de Hardeckh; que et privilegiis dotavit Fridericus I.* (so!), *de quo infra, anno Domini MCCVII* (so!) *et exusta privilegia renovavit.*

[69] Dazu: Othmar Hageneder, Lehensvogtei und Defensorenamt in dem babenbergischen Herzogsurkunden, in: JbLKNÖ NF 42 (1976) 70-90, bes. 82 f. und Folker Reichert, Landesherrschaft, Adel und Vogtei. Zur Vorgeschichte des spätmittelalterlichen Ständestaates im Herzogtum Österreich = Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 23 (Köln-Wien 1985) 128 ff., bes. 151 f., 327 ff.

tibus ministerialibus nostris, ut de bonis et possessionibus suis in vita et in morte erogandi et testandi predictis domibus, sive sint curie, predia aut vinee, plenam et liberam habeant facultatem.[70] A. Žak hat diese Stelle seinerzeit unbedenklich so interpretiert: „... der Herzog ... ermahnt seine Untertanen, von ihren Gütern auf was immer für eine Art Schenkungen zu machen, und erlaubt den Grafen von Hardegg, seinen ritterlichen Ministerialen, diese Klöster aus ihren Lehensgütern schon bei Lebzeiten oder auf den Fall ihres Todes zu begaben".[71]

Nun war die hochmittelalterliche Ständehierarchie — selbst wenn die idealtypische Konstruktion des Sachsen- oder Schwabenspiegels gewisse Abstriche verlangen dürfte — eine Tatsache, die völlig ausschließt, daß der Herzog einen Grafen seinen ritterlichen Ministerialen[72] nennt. Für die Babenbergerzeit ist das ein Anachronismus; da war jedem einzelnen Angehörigen des Landesadels der ihm zustehende Ordo zugewiesen.[73] Selbst als dann in ottokarischer und habsburgischer Zeit die Grafen, Edelfreien und Ministerialen den homogenen Landherrenstand bildeten, behalten die lehenrechtlich bevorzugten Grafen einen Ehrenvorrang.[74] Auch der herzogliche Konsens bei der Vergabe der gräflichen Güter und Besitzungen[75] widerspricht den Aussagen der urkundlichen Quellen. Sein Eigengut konnte auch ein Ministeriale ohne Erlaubnis des Landesfürsten verschenken oder sonstwie veräußern[76], erst recht waren diesbezüglich einem Grafen keinerlei Hemmnisse auferlegt.

Liest man den fraglichen Absatz mit der gebotenen Aufmerksamkeit, dann ist kaum zu übersehen, daß das *damusque potestatem comitibus in Hardekke, militibus ministerialibus nostris* mit seinem Wechsel von den allgemein gehaltenen *universis subjectis* zu den direkt angesprochenen Grafen einen Stilbruch darstellt, der sich am besten als Einschub in den ursprünglich nach *monemus* unmittelbar mit *ut* weitergeführten Satz erklären läßt.

Das daran anschließende Verbot, innerhalb der beiden Klöster Streitigkeiten auszutragen und Gerichtsversammlungen abzuhalten, die Regelung des Vorgehens gegen die in den klösterlichen Schutz geflohenen todeswürdigen Verbrecher, das ausdrückliche Verbot, die klösterlichen Hintersassen *sub pretextu advocacie* zu bedrücken und schließlich die Unzuständigkeitserklärung des weltlichen Gerichtsstandes für Kleriker und Konversen beiderlei

---

[70] BUB II Nr. 404, S. 249 f., Z 42-43.

[71] Wie Anm. 54, S. 282. Žák stützte sich dabei aber offensichtlich auf die Ausführungen Anton Felgel-Farnholz' im Artikel „Geras" in der „Topographie von Niederösterreich", Bd. 3 (Wien 1893) 372. Karl Lechner hat den „Stiftbrief" in extenso nie besprochen.

[72] Wahrscheinlich ist hier beim Anfertigen der Abschrift ohnehin ein *et* zwischen *militibus* und *ministerialibus* ausgefallen. Vgl. dazu die Gleinker Fälschung von angeblich 1239 IX 6 (BUB II Nr. 339, 182, Z 8 f.): ... *quod omnes terre nostre milites et ministeriales ac alii nobiles* ..., wobei bezeichnenderweise das *terre nostre milites* nicht wie das *ministeriales et alii nobiles* auf eine Vorurkunde zurückgeht, sondern eine Erweiterung zum Zeitpunkt der Fälschung (nach 1260) darstellt.

[73] Selbst dann hat man, wie im 1278/80 kodifizierten sogenannten „Österreichischen Landrecht", die „herren auz dem lande" (so in der Pax Austriaca von 1254) mit der Formulierung: „So sol dhain graf noch freie noch dienstman die ze recht zu dem land gehorent ..." zu differenzieren gewußt. Schwind/Dopsch, Ausgewählte Urkunden (wie Anm. 87) S. 55, Z 19 f.

[74] Dazu: Heinz Dopsch, Probleme ständischer Wandlung beim Adel Österreichs, der Steiermark und Salzburgs, in: Veröffentlichungen des Max-Planck-Institutes für Geschichte (Göttingen 1979) S. 223. f.

[75] Es heißt *de bonis et possessionibus.* Von Lehen ist, wie Felgel-Farnholz bzw. Žák schreiben, keine Rede.

[76] Zum Problem der sogenannten „Konsensschenkungen" sind jetzt meine Ausführungen in JbLKNÖ NF 50/51 (1984/85) S. 392 ff. zu vergleichen.

Geschlechts, ist dagegen wieder durchaus zeitgemäß und auch in anderen babenbergischen Herzogsurkunden mit größerer oder geringerer Ausführlichkeit behandelt.[77]

Das gilt dann auch für die generelle Strafandrohung für mögliche *invasores, detractores* und *calumpniatores* von Geras und Pernegg und für die Maut- und Zollfreiheit *per totam terram nostram* (sc. ducis) *Austrie.* Sonderbar ist dabei aber doch, wenn sich nach *Austrie* ein *intra metas et ultra metas* angefügt findet. Das „innerhalb der Grenzen" ist an sich schon durch das „ganze Land Österreich" ausreichend bestimmt und eigentlich ein Pleonasmus, das „außerhalb der Grenzen" dagegen steht im Widerspruch zur *tota terra Austrie,* abgesehen davon, daß der Herzog dort kaum etwas anzuordnen gehabt hätte. Dazu ist zu bemerken, daß der Hinweis auf die Landesgrenzen im Diktat echter babenbergischer Urkunden ohnehin nicht vorkommt[78] und lediglich im leopoldinischen Stadtrecht für Wiener Neustadt, einer Kompilation vom Ende des 13. Jahrhunderts, Wendungen wie *confinia Austrie et metas Ungarie* oder *usque ad metas terre nostre* zu finden sind.[79] Man wird also auch hier an einen Einschub denken dürfen.

Es folgt nun der schon mehrfach erwähnte Satz von den verbrannten Urkunden, wobei mit dem alten Arengentopos, daß nur durch die Schrift der menschlichen Vergeßlichkeit gegengesteuert werden könne, die Erneuerung des „Stiftbriefs" eine zusätzliche Rechtfertigung erfährt. Er leitet über zur eigentlichen Gründungsgeschichte, die man recht geschickt den Herzog erzählen läßt: Ein *vir nobilis Vlricus olim de Bernek* habe *consilio et auxilio* Bischof Konrads von Passau (1149-1164) und seines Urgroßvaters Herzog Heinrichs II. auf seinem Eigengut um Pernegg eine Kirche errichtet und dort Prämonstratenser eingesetzt. Gleichzeitig habe er die Gründung eines Frauenklosters beschlossen, das nach der Übersiedlung der Mönche nach Geras in Pernegg verblieben und dem Prämonstratenserabt *tam in spiritualibus quam in temporalibus* unterstellt worden sei. Beiden Klöstern habe Ulrich zum Unterhalt Liegenschaften und Nutzungsrechte aus seinem Besitz übertragen. Der Bericht des Herzogs wird durch eine längere Auflistung der Schenkungen Ulrichs weitergeführt, über die wahrscheinlich urbarielle Aufzeichnungen und vereinzelte Traditionsnotizen aus dem 12. Jahrhundert vorhanden waren.[80] Diese Liste hat A. Žak eingehend besprochen und auch die Bestiftung mit der Pfarre Drosendorf hervorgehoben, bei der erstmals die heutige Stadt als *forum* deutlich von der Altstadt abgehoben erwähnt wird.[81] Interessant und in unserem Zusammenhang nicht unerheblich ist, daß man bei Weikertschlag nur den Drittelzehent und nicht das Recht auf die ebenfalls dem Stift Geras zustehende Pfarre eingetragen hat.[82] Es wurde deshalb auch angenommen, daß der Urkundenschreiber die *ecclesia Wichartslag* einfach vergessen hat und Herzog Friedrich diese

---

[77] Was diesbezüglich in babenbergischer Zeit durchaus üblich war, zeigt Herzog Friedrichs großes Privileg für Erlakloster (BUB II Nr. 343 [1239 XI 26]). Vgl. dazu Reichert, Adel (wie Anm. 69) S. 144 f.

[78] Vgl. dazu die Glossare von BUB I und BUB II.

[79] BUB II Nr. 232 ([1221-1230] recte nach 1276) S. 49, Z 7. Die *confinia* in der Maut-, Zoll- und Marktordnung von Wiener Neustadt (BUB II Nr. 427 [1244 V 28] S. 279, Z 34) beziehen sich auf den städtischen Burgfried.

[80] So scheint es sich etwa beim Lehenverzicht des *nobilis nomine Ranzierus* um eine objektiv umstilisierte Traditionsnotiz zu handeln (wie Anm. 53, S. 250, Z 36 ff.).

[81] Wie Anm. 54, 282-285. Wie Anm. 53, 251, Z 1 ff.: ... *et duas partes decimarum ad forum pertinentium... in antiqua civitate Drozendorf XIII curtes.*

[82] Ebenda, Z 5 f.: *in Wichartslag tertiam partem decimarum...* Vgl. Hans Wolf, Erläuterungen zum Historischen Atlas der österreichischen Alpenländer II/6 (Wien 1955) S. 264, der wohl mit Recht eine herrschaftliche Gründung durch die Zöbing-Weikertschlager annimmt. Dazu auch Karl Lechner, Zur älteren Geschichte von Zöbing und seines Herrengeschlechtes, in: 850 Jahre Zöbing am Kamp (Langenlois 1958) S. 20 f.

deshalb nachträglich in Form eines Mandates bestätigen mußte.[83] Wahrscheinlicher ist hier aber doch, daß man bei der Anfertigung des „Stiftbriefes" den wohl noch aus dem 12. Jahrhundert stammenden Urbartext mechanisch abschrieb und so nur den Zehent, nicht aber die offenbar erst später gegründete Pfarre in den Text aufnahm.[84]

Diese urbariellen Aufzeichnungen beschließt das schon erwähnte Holzdeputat aus der *silva Saza,* woran auch wieder einige angeblich dem Herzog bekannte Nachrichten aus der Zeit Ulrichs von Pernegg angereiht werden. Dieser habe, so erfahren wir aus dem Munde des Babenbergers, seinen *nobiles, milites et clientes* gestattet, von ihren Gütern und Besitzungen *que ab ipsa comitia Bernek habere dinoscerentur* zu Lebzeiten oder testamentarisch die beiden Klöster zu begaben. Hier liegen nun abermals inhaltliche, vor allem aber zeitliche Widersprüche vor: Die angeführten *nobiles, milites et clientes* sind hier nämlich offenkundig bereits im ständisch qualifizierenden Sinne gemeint, was für die Mitte des 12. Jahrhunderts und auch noch für die Zeit Herzog Friedrichs II. nicht möglich ist.[85] So habe ich in früheren Arbeiten zeigen können, daß die für das Spätmittelalter charakteristische Ständehierarchie nach 1246 mit der Formierung des Herrenstandes ihren Anfang nahm und durch den Zusammenschluß der Ritter und Knappen während der Reichsverweserschaft König Rudolfs I. nach 1276 ihre wesentlichste Ergänzung fand.[86]

Diese Ständebildung hatte bedeutende Änderungen in der Landesverfassung zur Folge, die sich ganz besonders im Bereiche des Besitzrechtes auswirken sollten. Es war von da ab von eminenter Wichtigkeit, ob das Schenkungsgut von einem Landherren *(ministerialis Austrie)* oder von einem Angehörigen des Niederadels *(miles, cliens)* herrührte.[87] Es ist dies auch der Grund, weshalb die klösterlichen Empfänger die ständische Qualifikation ihrer Wohltäter seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts akribisch zu Pergament gebracht haben.[88] Um solchen qualifizierten Landherrenbesitz handelt es sich auch, wenn

---

[83] So die Herausgeber des BUB II in der Vorbemerkung zur Urkunde Nr. 393. Žák (wie Anm. 54) S. 283, Anm. 3 schlägt die etwas gewaltsame Konjektur *ecclesiam Wichartslag* (statt *Vlrichslag)* vor.

[84] Wolf (wie Anm. 82) nimmt als Gründungszeitpunkt „um 1200" an.

[85] Es ist bezeichnend, daß das „Mittellateinische Wörterbuch bis zum ausgehenden 13. Jahrhundert", 2. Band, Lieferung 5 (München 1973) Sp. 721 als Belege für die spezielle, also ständisch qualifizierende Bedeutung von *cliens* die hier zitierte Stelle im Geraser „Stiftbrief" bietet, neben einem zweiten Beispiel, einer Urkunde des *scriba Stirie* Konrad von Tulln (StUB IV, Nr. 518) aus dem Jahr 1274! Zum Stand der rittermäßigen Knechte *(clientes)* ist jetzt vor allem zu vergleichen: Herwig Weigl, Materialien zur Geschichte des rittermäßigen Adels im südwestlichen Österreich unter der Enns im 13. und 14. Jahrhundert = Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich 26 (Horn 1991) S. 240 ff. Auch die Wendung *bona et possessiones, que ab ipsa comitia Bernek habere dinoscerentur* setzt die erst nach 1246 eingetretene Ausbildung der Landgerichtssprengel *(iudicia provincialia, cometie,* „grafschaften") voraus und ist für die Babenbergerzeit anachronistisch (vgl. dazu meinen Aufsatz „Landesherr und Landherren. Zur Herrschaft Ottokars II. Přemysl in Österreich", in: JbLKNÖ NF 44/45 [1978/79] S. 183 f.). Sie findet sich übrigens sinngemäß, soviel ich sehe, erstmals 1267 in der Urkunde über den in der Literatur vielbehandelten Prozeß um Hernstein zwischen dem Bischof von Freising und der Kuenringerin Eufemia von Pottendorf (FRA II/31 Nr. 267, 289: ... *item quod ministeriales Austrie habentes fevdum a predicto C. comiti et existentes vasalli dicti comitis racione castri et comicie Herranstein...).*

[86] Das ist das wohl wesentlichste Ergebnis meiner in den Anmerkungen 76 und 85 zitierten Studien.

[87] Das während der Reichsstatthalterschaft Rudolfs von Habsburg 1278/80 kodifizierte österreichische Landrechtsweistum hält diese Entwicklung fest: „Es sol auch niemant dhaines aigens erb sein und auch kaufen, er sei des aigens hausgenoss" (Ernst Schwind-Alfons Dopsch, Ausgewählte Urkunden zur Verfassungsgeschichte der deutsch-österreichischen Erblande im Mittelalter [Innsbruck 1895] S. 59, Art. 19. Zur Datierung des Landrechts vgl. Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, hg. von Kurt Ruh, Bd. 7 (Berlin-New York 1987) Sp. 117-119.

[88] In Zwettl wurde diese verfassungsrechtliche Entwicklung darüber hinaus sogar zum Einteilungsprinzip für die Urkundenarchivierung. FRA II/3 S. 317 (erstes Viertel 14. Jahrhundert): *Quintum librum ex hiis privilegiis*

der Herzog im „Stiftbrief" — einmal mehr für seine eigene Regierungszeit anachronistisch! — angeblich bestätigt, Ulrich von Pernegg habe angeordnet, *ut omni iure, quo universi ipsius comitie nobiles in suis utuntur possessionibus sive bonis,* auch für die beiden Klöster Geltung haben sollte. Der Stiftbriefkompilator nennt hier aus gutem Grund nur die *nobiles comitie,* die „Grafschaftsministerialen", die zu seiner Zeit sämtliche Landherren waren und so sich des höchstqualifizierten Besitzes erfreuen konnten.[89] Man sieht hier deutlich die auch anderswo zu beobachtende Tendenz, daß die Klöster strebten, die Rechtsstellung der Landherren innerhalb der Landesverfassung zu erlangen.[90]

Der Herzog kommt im weiteren Verlauf des Urkundentextes wieder auf die Grafen Leutold und Heinrich von Hardegg zurück[91], die er eingangs so fragwürdig als seine „ritterlichen Ministerialen" bezeichnet hat. Diese Grafen, so Friedrich, hätten sich das gedeihliche Fortkommen der beiden Klöster *toto desiderio cordis* angelegen sein lassen und ihrerseits ihren *milites, clientes, cives* und übrigen Untertanen gestattet, *de bonis suis* Vergabungen an Geras und Pernegg zu tätigen.[92] Die Qualifikation des Schenkungsgutes sollte sich dabei nach dem ständischen Rang des Wohltäters richten[93] — das aber entspricht einem Entwicklungsstand des Besitzrechtes, wie er erst in nachbabenbergischer Zeit erreicht worden ist![94]

Diese kritische Sichtung des Urkundeninhaltes ermöglicht nun die Beurteilung des „Stiftbriefes": Aus der Tatsache, daß in ihm der hohe und niedere Adel bereits ständisch

---

intendimus coadunare, quos ex quinque loculis burse Zwetlensis monasterii potuerimus congregare, videlicet ex loculo, ubi reponuntur privilegia abbatum et prelatorum, ex loculis ministerialium, ex loculo mediocriter nobilium scilicet militum vel clientum, ex loculo civium et aliorum proborum... Bei den Tausch- und Kaufurkunden selbst — soweit es sich um Empfängerausfertigungen handelte — hat man in Zwettl nach 1246 stets die Herrenständigkeit des Vertragspartners festgehalten: FRA II/3, S. 344 (1267) *Livtwinus de Svnnberh ministerialis Austrie* (= Landherr), S. 346 (1267) *Rugerus de Prant ministerialis Austrie,* S. 357 (1263) *Hvgo de Liechtenvels ministerialis Austrie,* S. 415 (1309) „Chvnrat vnd Ott, brveder gehaizzen di Liechtnekker, dienstherren in Osterreich" und oft. Bei den *privilegia mediocrum nobilium in quibus sigilla appensa sunt* (S. 441 ff.) schien die Standesbezeichnung *(miles* oder *cliens)* dagegen weniger wichtig gewesen zu sein. Interessant sind die Schwierigkeiten, die sich ergaben, wenn ein Landherr einem Ritter, „der nicht dienstherren aigens genoez ist" (S. 634), Liegenschaften verkaufte. Hier mußte dann das Kloster, das solchen Besitz erwerben konnte, als Eigentümer eingeschaltet werden, der seinerseits das Kaufobjekt zu Burgrecht dem Käufer weiterverlieh (dazu auch: Alfons Dopsch, Zur Geschichte der patrimonialen Gewalten in Niederösterreich, in: A. D., Gesammelte Aufsätze [Neudruck Aalen 1968] S. 198).

89) Der „Stiftbrief"-Kompilator scheint hier in erster Linie die mährischen Barone Wichard von (Unter)-Thürnau und Boceko von Znaim im Auge gehabt zu haben, deren Schenkungsurkunden noch heute im Stiftsarchiv vorhanden sind (vgl. AÖG II; S 21 f., Nr. 8 und S. 32 f., Nr. 11).

90) So vor allem den Gerichtsstand unmittelbar vor dem Landesfürsten und nicht vor dessen „oberen Landrichtern". Dazu: Weltin, Landesherr (wie Anm. 85) 197 ff.

91) Es handelt sich um die Grafen Leopold und Heinrich I. von Plain, die sich seit 1188 erstmals auch nach Hardegg nannten und jedenfalls Zeitgenossen Ekberts von Pernegg gewesen sind (vgl. Franz Thaller, in: Genealogisches Handbuch zur bairisch-österreichischen Geschichte, hg. von Otto Dungern [Graz 1931] S. 70, Nrr. 4, 5). Da Geras nur über eine Urkunde von Heinrichs Enkel Graf Konrad II. von Hardegg über Weingartenrechte in Pulkau und Umgebung aus dem Jahr 1249 verfügt (AÖG II Nr. 7, S. 21), die übrigens im „Stiftbrief" als *circa Pulka XVII vineas* mit angeführt sind, ist das m. E. ein weiterer Beleg dafür, daß der Stiftbriefredaktor ältere Traditionsnotizen eingearbeitet hat.

92) Also genau das, was eingangs der Herzog angeblich den Grafen — auf einer Ebene höher — gestattet hat. Die Formel *in vita et in morte erogandi et testandi predictis domibus plenam et liberam habeant facultatem* findet dementsprechend noch ein zweitesmal Verwendung (vgl. BUB II, S. 250, Z 1-3 mit S. 251, Z 26 f.).

93) Ebenda, S. 251, Z 27-30: *Ceterum etiam et uno eodemque iure, quo et ipsorum milites et clientes in suis gaudent possessionibus et utuntur, sepefate ecclesie in bonis talibus gaudere et frui debeant, statuerunt* (nämlich die Grafen im 12. Jahrhundert!).

94) Belege dafür in JbLKNÖ NF 50/51 (1984/85) S. 375 ff.

qualifiziert gegliedert erscheint und gleichzeitig die sich aus dieser Gliederung ergebenden besitzrechtlichen Konsequenzen ebenso deutlich werden, folgert, daß die Urkunde nicht in der Kanzlei des letzten Babenbergers und auch nicht auf sein Geheiß und Wissen hin in der Schreibstube des Empfängers entstanden ist. Als terminus post quem für die Herstellung des „Stiftbriefs" mag zunächst das Jahr 1254 gelten, in dem die Abschließung des Herrenstandes gegenüber dem Niederadel und die damit verbundenen stände- und besitzrechtlichen Veränderungen in der pax Austriaca König Ottokars eine erste schriftliche Anerkennung gefunden hatten.[95] Der erste Teil des „Stiftbriefs" inseriert mit hoher Wahrscheinlichkeit eine echte Urkunde Herzog Friedrichs; jedenfalls ist der Text von der trinitarischen Invocation bis hin zur Wendung *perpetuo relaxamus* — mit Ausnahme der schon besprochenen Einschübe — unverdächtig. Von dieser echten Herzogsurkunde stammte wohl auch das Siegel — vorausgesetzt man darf diesbezüglich den Angaben der Abschriften des 17. bis 19. Jahrhunderts trauen.[96]

Neu stilisiert ist dann die Passage mit den angeblich verbrannten Urkunden; dem mit *innotescat* eingeleiteten Gründungsbericht könnte eine Traditionsnotiz über eine Schenkung Ulrichs von Pernegg als Vorlage gedient haben.[97] Daß die Güter- und Einkünfteauflistung des Mittelteils auf urbarielle Aufzeichnungen vielleicht noch des 12. Jahrhunderts zurückgehen dürften, wurde bereits gesagt. Neuformuliert, und zwar offensichtlich aus aktuellem Anlaß, ist dann wieder der Teil von *item nobilibus suis* bis zur letztendlichen Aussage des Herzogs, er habe *universas donationes comitum de Hardekke seu aliorum nostrorum nobilium ad cenobia Ierus et Bernek factas e perpetuo* bestätigt. Die im Falle einer Zuwiderhandlung angedrohten Sanktionen sowie die Siegelankündigung könnten wieder der echten Herzogsurkunde entnommen sein. Das Datierungsproblem — wie erinnerlich lassen sich die Jahre 1240 und 1242 nicht zwanglos mit dem Itinerar des Herzogs in Einklang bringen — spielt bei einem später angefertigten „Stiftbrief" keine Rolle mehr. Es sei aber darauf verwiesen, daß sich der Herzog von April 1244 bis in den Juli dieses Jahres durchgehend in Starhemberg aufgehalten hat[97a] und deshalb die im „Stiftbrief" eingearbeitete echte Babenbergerurkunde wohl in diesem Jahr ausgestellt worden sein dürfte. Ob die Einerzahl — man wird an ein ausgeschriebenes *quarto* denken dürfen [98] — schon im „Originalstiftbrief" fehlte oder erst vom Schreiber der ältesten der späteren Kopien versehentlich weggelassen wurde, bleibt offen. Die fehlenden Zeugen waren sicher auch in der echten Herzogsurkunde nicht vorhanden.

Abschließend muß noch auf die Frage eingegangen werden: Wann und wodurch sahen sich die Geraser veranlaßt, einen „Stiftbrief" herzustellen? Immerhin müssen dafür gewichtige Gründe vorgelegen haben, da man sonst kaum eine echte Babenbergerurkunde geopfert hätte. Offenbar haben die politischen Umwälzungen nach dem Tode des letzten

---

[95] Dazu: Weltin, Landesherr (wie Anm. 85) S. 176 ff.

[96] In der Abschrift von 1667 ist das loco sigilli vorhanden, wirkt allerdings wie erst später nachgetragen. Bei den anderen Abschriften fehlt es. Bei Andreas (Marian) Fidler, Geschichte der ganzen österreichischen, klösterlichen und weltlichen Klerisey, 4. Teil, 9. und letzter Band (Wien 1788) „Diplomatische Beilagen" S. 12, ist das Siegel als vorhanden angeführt, was die Herausgeber des BUB zur Vermutung Anlaß gab, 1788 habe das „Original" des Stiftbriefs noch existiert.

[97] Möglich ist aber auch, daß der Text einigen Traditionsnotizen vorangestellt war, wie dies etwa ungleich ausführlicher im „Codex traditionum monasterii Formbacensis" (Druck: UBOE I, S. 625 ff.) der Fall gewesen ist.

[97a] BUB II Nrr. 425, 426 (Steinabrückl liegt in nächster Nähe), 427, 428, 429, 430, 431, 432, 433.

[98] Vgl. etwa BUB II Nr. 425, 277 Z 42 f.: *Dat. Starchimberch anno domini millesimo CC°XL° quarto, VIII° kalendas maii.*

Babenbergers das Gefüge des stiftlichen Besitzes doch mehr gefährdet, als gemeinhin angenommen. So ist damals, zu Anfang der Regierung König Ottokars, eine *comicia* Pernegg, also eine Herrschaft mit Landgerichtssprengel eingerichtet worden[99], innerhalb deren Grenzen das Stift und ein Großteil seiner Besitzungen zu liegen kamen. Ottokar hat diese Herrschaft um 1254 einem mährischen Adeligen, dem *castellanus* von Znaim, Boceko überlassen, dem 1255 sein Bruder Smilo als *rector provinciae Bernekcensis* folgte.[100] Aus der Zeit der Herrschaft der beiden Mährer hat sich der schriftliche Niederschlag eines Rechtsstreites mit Geras erhalten, der m. E. in Zusammenhang mit den besitzrechtlichen Kautelen des „Stiftbriefs" zu bringen ist. In seiner Eigenschaft als *comes Bernekcensis* hatte Boceko Geras einen Hof in Raisdorf entzogen, der dem Stift einst vom *miles* Albero von Wilhelmsdorf gegeben worden war.[101] Die Wilhelmsdorfer gehörten zur ritterlichen Gefolgschaft der Pernegger, besaßen deshalb von diesen auch Lehen und hatten sich vielleicht auch nach deren Abgang gräflichen Besitz aneignen und gegenüber dem das Gesamterbe beanspruchenden Herzog behaupten können.[102] Die Eigentumsverhältnisse um den Hof in Raisdorf waren deshalb vielleicht umstritten, was dem Stift Übelwollende *(per suggestionem quorundam)* Boceko hinterbrachten. Derartige Einsprüche und Rückforderungen waren unter Umständen auch noch bei anderen Schenkungen an das Stift zu befürchten[103], so daß eine Präventivmaßnahme durchaus angebracht schien. So ließ man eben Herzog Friedrich II. bezeugen, daß Graf Ulrich von Pernegg einst seinen *nobiles, milites* und *clientes* erlaubt hat, von ihren von der *comicia* Pernegg herrührenden Besitzungen jederzeit seiner Stiftung Schenkungen zu machen.[104] Die, wie oben gezeigt, nicht recht geglückte Interpolation der Grafen von Hardegg in den „Stiftbrief" *(comitibus in Hardekke, militibus ministerialibus nostris)* und die weiter unten eingefügte generelle Schenkungserlaubnis der Grafen für ihre *milites, clientes et cives,* die seinerseits wieder der Herzog bekräftigt *(e perpetuo confirmamus)*[105], weisen in die nämliche Richtung. Die

---

[99] Zu diesen nach 1246 in den Quellen auftauchenden *comecia* gehörten Patronatsrechte, ritterliche Lehensleute *(feoda habentes in ea), iudicia* (Hoch- und Niedergericht), Vogteien *ad comitiam pertinentes,* ausgegebene Bauerngüter, verpfändete Liegenschaften *que suo tempore absolute ad antedictam debent comiciam pertinere et omnia alia iura quocumque nomine sint vocata...* So in der Urkunde über die Verleihung der *comicia* Raabs an Woko von Rosenberg (BUB II Nr. 459, S. 326, Z 35 ff. [1260]).

[100] Quellenbelege bei Weltin, Landesherr (wie Anm. 85) S. 170, Anm. 47, 48.

[101] AÖG II, Nr. 12, S. 33 f. (1256): ... *curiam in Raystorf sitam, ab Alberone milite de Wilhalmestorf domui Bernekensi collatam...*

[102] Urkundlich nicht vor 1251, dann aber in charakteristischer Umgebung nachweisbar (AÖG II, Nr. 8, S. 21 f.: Wernhard und Ulrich, die Brüder von Unter-Türnau, Berthold von Primmersdorf, Albero und sein Bruder Gerhard von Wilhelmsdorf...).

[103] Etwa das *ius patronatus et collacionis* der Pfarre Fratting, das Wichard von Türnau dem Stift überließ und von dem er sagen konnte, daß es ihm *hereditarie* zustand, vermehrt umd verschiedene Liegenschaften *(donavi libere de terra mee proprietatis terram ad aratrum unum sufficientem;* AÖG II, Nr. 9, S. 23 f.). Von der Urkunde sind zwei Fassungen vorhanden, von dem die längere die ausdrückliche Zustimmung Ottokars enthält *(benigno favore illustris domini mei Otokari... ad hoc plenius accedente...).* Selbstverständlich gilt das auch für eine Schenkung Bocekos selbst *(curiam unam in Cocats, curiam venatorum nuncupatam).* Die *villa* Goggitsch, die im „Stiftbrief" als Endpunkt der Grenzbeschreibung vorkommt *(a villa Lagnowe usque ad austrum ad villam Gokatsch)* ist im LFU I/1 S. 32 verzeichnet und könnte so von den Perneggern oder den Grafen von Raabs herrühren.

[104] BUB II, Nr. 404, S. 251, Z 16 f. Unter den *nobiles* sind hier, entsprechend dem Sprachgebrauch der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, Ministerialen zu verstehen. Als solche kommen neben den Herren von Türnau vor allem die von Weikertschlag in Frage; vgl. dazu Lechner, Zöbing (wie Anm. 82) S. 17. Zu den Türnauern jetzt auch: Zbyněk Sviták, Klášter Magdalenitek v Dobřanech, in: Studia minora facultatis philosophicae universitatis Brunensis, C 40 (1993) S. 9 ff., bes. S. 21.

[105] BUB II, Nr. 404, S. 250, Z 1 und S. 251, Z 23 ff.

Herrschaft der Grafen von Plain im Gebiet um Hardegg, Pulkau und Retz hatte sich vom frühen 12. bis in die fünfziger Jahre des 13. Jahrhunderts kontinuierlich entwickelt, um 1260 durch den unvorhersehbaren Schlachtentod der Grafen Otto und Konrad ein Ende zu nehmen.[106] Gräfin Wilbirg, die Witwe Ottos, ehelichte daraufhin einen *dominus Heinricus purcravius de Dewin*[107], der sich von da an Graf von Hardegg nannte.[108] Ähnlich wie Boceko von Znaim als Graf von Pernegg, hat Heinrich offenbar versucht, entfremdeten Besitz seiner Herrschaft zurückzufordern, und zwar offenbar nicht ohne Erfolg: So erstritt er sich 1267 vor den oberen Landrichtern die Dörfer Neuruppersdorf und Wildendürnbach, die sich zwei Brüder, wohl ehemalige Gefolgsleute der Hardegger, angeeignet hatten.[109] Zu Geras stand Graf Heinrich durchaus in guter Beziehung: 1269 beurkundete er eine Weingartenschenkung seines *civis* Arnold von Pulkau an das Stift.[110] Hier darf man m. E. wieder Bezüge zu einer aktualisierenden Bestimmung des„Stiftbriefs" herstellen, der ja in der Tat bei Schenkungen hardeggischer Gefolgsleute auch *cives* berücksichtigt.[111]

Der für Geras wohl einschneidendste personelle Wechsel in der Herrschaft Hardegg trat allerdings erst unter der Reichsverweserschaft König Rudolfs ein. Gräfin Wilbirg, seit 1270 und diesmal auf längere Zeit Witwe, ehelichte den thüringischen Grafen Berthold von Rabenswalde, der im Herbst 1276 im Heere des Habsburgers nach Österreich gekommen war.[112] Vom Rabenswalder weiß man, daß er die Herrschaftsverwaltung rationalisiert und die damit verbundenen Möglichkeiten zur Einkommenssteigerung weitestgehend genützt hat.[113] Hier bestand nun für Geras in der Tat die Gefahr, daß ein landfremder, dem Stift kaum verbundener, dafür aber umso ökonomischer eingestellter Herrschaftsinhaber die Schenkungen seiner Vorgänger und die ihrer Gefolgsleute nach Umfang und Berechtigung überprüfte und gegebenenfalls Rückforderungsansprüche stellte. Die eigenartige und keineswegs der Rechtswirklichkeit entsprechende „Konsenspyramide" des „Stiftbriefs", wo der Herzog den Grafen und diese wieder ihren Gefolgsleuten das Schenken erlaubten, fände so eine annehmbare Erklärung. Daß der im „Stiftbrief" festgehaltene Entwicklungsgrad des Besitzrechtes mit seinen abgestuften Qualifikationen frühestens der Zeit König Rudolfs

---

106) Dazu: Weltin (wie Anm. 11) S. 25.

107) Seine Herkunft ist nach wie vor unsicher. Während ihn Friedrich Firnhaber (AÖG II, S. 177 f.) nach Duino lokalisierte, setzte ihn Johann Wendrinsky mit besseren Gründen nach Dewin in Meissen (Bll LKNÖ NF 11 [1877] S. 269). Nach den Herausgebern des CDB V/4, Index nominum pag. 137, soll sein Sitz eine abgekommene Burg bei Nimes gewesen sein *(Děvin, quondam castrum apud Mimoň a Česká Lipa)*.

108) Details dazu bei Weltin (wie Anm. 11) S. 25.

109) AÖG II, Nr. 6, S. 190 f.

110) AÖG II, Nr. 18, S. 37 f. Der Graf bestätigt die offenbar testamentarische Verfügung Arnolds *(in remedium anime sue... libere legavit)* und die daraus folgende Resignation zu Gunsten des Stiftes *(et ipsam vineam... abbati ac suo conventui per manus nostras et iudicis nostri de Pulka Chunradi qui magister est montis, libere resignavit)*. Die ursprünglichen Eigentumsverhältnisse — freies Eigen, hardeggisches Lehen oder Stiftslehen — bleiben dunkel.

111) *Cives* waren offensichtlich bei der Gefolgschaft der alten Pernegger *(nobiles, milites et clientes)* noch nicht zu berücksichtigen. Vgl. dazu Anm. 104.

112) Details dazu bei Weltin (wie Anm. 11) S. 26 f.

113) So und nicht anders wird man nämlich die bekannten Verse eines nach wie vor unbekannten Dichters der neunziger Jahre des 13. Jahrhunderts interpretieren dürfen: Seifried Helbling hg. von Joseph Seemüller (Halle a. S. 1886) V 25 ff. „ich klag in über den graven wis, / von Rabenswalde ist sin pris, / swâ er vil geschatzen mac, / beidiu naht und tag, / unz er wol gefüllt sîn schrîn, / daz haben ûf den triuwen min, / sîn soumaer ladet er zehant / und sent iz gên Düringe lant." Zum historischen Wert dieser literarischen Quelle vgl. Max Weltin, Die Gedichte des sogenannten „Seifried Helbling" als Quelle für die Ständebildung in Österreich, in: JbLKNÖ NF 50/51 (1985) S. 338-416.

und seines Sohnes Albrecht entspricht, wurde oben bereits gesagt. Auch diesbezüglich besteht also zu Berthold als Grafen von Hardegg kein Anachronismus.

In Summe dieser Einzelbeobachtungen wird man die Kompilation des „Stiftbriefs" in den achtziger Jahren des 13. Jahrhunderts geschehen sein lassen, als Geras gezwungen war, auf die seit den fünfziger Jahren zunehmend instabilen und in seinen Auswirkungen auf den Stiftsbesitz schwer kalkulierbaren Herrschaftsverhältnisse um Hardegg und Pernegg zu reagieren. Erfolgreich übrigens, denn Graf Berthold hat, vielleicht in Kenntnis des Wortlauts der Urkunde Herzog Friedrichs, offenbar gar nicht erst versucht, sich mit dem Stift auf Rechtsstreitigkeiten einzulassen.

Herbert Neidhart

Aus der Geschichte Pöggstalls: Spuren der Sinzendorfer

(2. Teil)*

II. Weitere Sinzendorfer

1. Johann Joachim von Sinzendorf

Johann Joachim von Sinzendorf, der älteste Sohn Augusts, Freiherr auf Ernstbrunn, Herr zu Rogendorf in Pöggstall, St. Martinsberg, Herr der Herrschaften Leiben, Weitenegg und Zelking, war Kämmerer und geheimer Rat der Kaiser Ferdinand III. und Leopold I. sowie Erbschenk in Österreich ob der Enns. 1648 wurde er in den Reichsgrafenstand erhoben, 1653 erhielt er das Reichserbschatzmeisteramt[13], 1657 wurde er Oberster Hofkanzler genannt.[14] Der Sinzendorfer war ursprünglich Protestant und wurde erst am Reichstag zu Regensburg (1653) katholisch.[15]

Abt Valentin von Melk verlieh 1638 auf Bitten des **Johann Karl von Sinzendorf** (Fridauer Linie, Vormund der Söhne des 1637 verstorbenen August) den Brüdern **Hans Joachim, Sigmund Friedrich** (* um 1620, † 1679) und **Rudolf** (* um 1624, † 1677) „Etliche Stückh Gülten undt Güetter als das Urbar, das Ambt St: Merttensberg, undt den Walt daselbst mit aller Ihrer Zugehörungen, welches alles unserer undt unsers Gottshaus Lehen-

*) Der erste Teil erschien in Heft 4/1994 (Seiten 387-394).

13) Siebmacher (wie Anm. 1) S. 153. NB: Die Angabe „1653" als Jahr der Erhebung in den Grafenstand bei Wurzbach (wie Anm. 1, Stammtafel) kann nicht stimmen, da Johann Joachim bereits 1651 als Reichsgraf bezeichnet wird. Vgl. z. B.: KB, Tom. II, S. 27. — Geburtsbrief aus dem Jahr 1651 (siehe Anm. 18!). Da das Wappen auf dem Wachssiegel dieses Geburtsbriefes bereits die Kaiserkrone enthält, die bei Siebmacher und bei Wurzbach als Zeichen für das Reichserbschatzmeisteramt gedeutet wird, könnte diese Krone bereits bei der Erhebung in den Reichsgrafenstand in das Wappen der Sinzendorfer gekommen sein!

14) NÖLA, AP, 1/30, v. 12. VII. 1657.

15) Georg Kuhr/Gerhard Bauer (Bearb.), Verzeichnis der Neubekehrten im Waldviertel 1652-1654. Codex Vindobonensis 7757 der Nationalbibliothek Wien (= Quellen und Forschungen zur fränkischen Familiengeschichte 3, Nürnberg 1992) S. 427.

schaft währe", wie dies bereits ihr Vater — so ist dem Lehensbrief zu entnehmen — von Abt Reiner 1624 als Lehen erhalten hatte.[16] 1648 bestätigte Abt Valentin unter Berufung auf die 1638 geschehene Belehnung dem inzwischen mündigen Hans Joachim für sich und seine Brüder das Martinsberger Lehen.[17]

1651 stellte Johann Joachim den Geschwistern Philipp, Thomas, Elisabeth und Maria Pader einen Geburtsbrief aus, der mit einem schönen Siegel versehen ist.[18] 1655 wurde ein solches Dokument für Thomas Perneckher ausgestellt, aus dem Jahr 1657 ist ein weiterer Geburtsbrief — für die Brüder Hans Georg und Georg Caspar Khornfeill — erhalten.[19] Derartige Geburtsbriefe dienten als Nachweis der „ehrlichen Geburt" (Zugehörigkeit der Eltern zu einem „ehrlichen" Stand) und der ehelichen Geburt. Sie waren u. a. beim Eintritt in eine Zunft von Bedeutung.

Erzherzog Leopold Wilhelm, Bischof von Straßburg, Halberstadt, Passau, Olmütz und Breslau, übertrug 1656 dem Johann Joachim von Sinzendorf für sich und seine Brüder Wein- und Getreidezehente, u. a. in Nussendorf und Dölla, und 1659 den Weinzehent in „Markht Emerstorff, Schademstorff, am Hoffperg zu Goßamdorf, Grimßingdorf, Reuth zu Lach, Lizmanstorff, Friderstorff, zu Entring, Felbern, Hindtern Khugl, Manerstorff, Mehrenz, Scheiderndorf am Khirchweg, Lostorff, Pebering, Oberndorf, Markht Lasackh, Khienberg, Pürbaumb, Artstetten, Thalhaimb und zu Rheutern".[20]

Sinzendorf-Wappen
(Foto: Herbert Neidhart, Pöggstall)

Oberhalb des Westtores des Rondells ist das Sinzendorf-Wappen dargestellt. Da das Wappen noch nicht die Kaiserkrone aufweist, muß die Malerei wohl vor 1653 bzw. vor 1648 entstanden sein.[21] Die — leider nicht mehr vollständig vorhandene — Inschrift könnte meiner Meinung nach heißen: „H. (Hans) I. (Ioachim) H. (Herr) V. (von) S. (Sinzendorf) E. (Ernstbrunn) A. (auf) H. (Herrschaften) E. (Ernstbrunn) R. I. P. (Rogendorf in Pöggstall) V. (und) S. M (?). (St. Martinsberg) / . . . (Erbschenk in Österreich) O. D. E. (ob der Enns). CHR(isto) DVCE".

---

16) NÖLA, AP, 1/21, v. 12. V. 1638.

17) Ebd., 1/27, v. 2. III. 1648.

18) Heimatmuseum Pöggstall, Urk. v. 13. XI. 1651.

19) NÖLA, AP, 1/77, v. 5. VII. 1655; 1/30, v. 12. VII. 1657.

20) Ebd., 1/29, v. 14. 11. 1656; 1/31, v. 14. XI. 1659.

21) Siehe Anm. 13!

Maria Salome von Polheim (* 1618, † 1650), die Johann Joachim 1640 geheiratet hatte, schenkte ihm die Söhne **August Johann** (* 1644, † 1676) und **Johann Weickhard** (* 1647)[22] sowie die Töchter **Christina Maria Regina** (am 15. 12. 1640 im Schloß Rogendorf getauft)[23], **Anna Maria** (* 1642) und **Regina Elisabeth.** 1653 nahm er **Maria Maximiliana Theresia von Althan** (* 1635, † 1689) zur Frau, mit welcher er die Söhne **Johann Weickhard Michael Wenzel** (* 1656, † 1715), **Adolf Michael Thomas** und **Johann Joachim Michael** (* 1665, † 1697) sowie die bereits bei den Sargtafeln erwähnte **Maria Maximiliana Catharina Eleonora** († 1673) hatte. Johann Joachim von Sinzendorf starb am 11. November 1665. Seine Witwe Maria Maximiliana Theresia blieb noch einige Jahre in Pöggstall, wo sie 1668, dem Jahr ihrer Vermählung mit Graf Anton Franz von Collalto, für Johannes Grueber einen Geburtsbrief ausstellte.[24]

1666 wurde Johann Joachims Bruder **Sigmund Friedrich** († 1679), „Herr zu Rogendorff in Pöggstall und St. Mörtensberg", für sich und als Lehenträger seines Bruders Rudolf sowie der von Johann Joachim hinterlassenen Söhne August, Johann Weickhard Michael Wenzel, Adolf Michael Thomas und Hans Joachim Michael vom Melker Abt Valentin mit Urbar, Amt Martinsberg und Wald sowie — in einer weiteren Urkunde — mit etlichen Gütern in den Herrschaften Weitenegg und Leiben belehnt.[25] Bischof Wenceslaus von Passau und sein Nachfolger Bischof Sebastian verliehen 1667 bzw. 1675 den oben genannten Sinzendorfern u. a. verschiedene Zehente in Nussendorf und Dölla.[26] 1678 verlieh Bischof Sebastian dem **Johann Weickhard Michael Wenzel** für sich selbst und für seine Brüder Adolf Michael Thomas und Hans Joachim Michael, für seinen Onkel Sigmund Friedrich sowie für die vier Söhne seines verstorbenen Onkels Rudolf **Theodor** († 1706), **Otto Heinrich** (1713), **Sigmund Rudolf** (1747) und **August Joachim** († 1707) in zwei Urkunden Zehente in verschiedenen Ortschaften.[27] 1680 wurde Johann Weickhard Michael Wenzel, „Herr zu Rogendorff in Peggstall und St. Martinsberg", vom Melker Abt Gregor für sich und als Lehenträger seiner beiden Brüder und der bereits oben genannten Söhne seines Onkels Rudolf mit Urbar, Amt Martinsberg und dem Wald daselbst belehnt.[28] Weitere Belehnungen mit verschiedenen Zehenten erfolgten 1689 durch den Passauer Bischof Sebastian und 1692 durch seinen Nachfolger Bischof Johann Philipp.[29]

2. Adolf Michael Thomas von Sinzendorf

Graf **Adolf Michael Thomas** (* 1659)[30], ein Sohn Johann Joachims, war Reichserbschatzmeister, Erblandmundschenk in Österreich ob der Enns, kaiserlicher Kämmerer und im diplomatischen Dienst tätig.

---

[22] Nur bei Siebmacher (wie Anm. 1) S. 153 angeführt; eventuell früh verstorben, da er später nicht mehr genannt wird.

[23] KB, Tom. I, S. 318. Bei Siebmacher und Wurzbach (wie Anm. 1) wird sie Christina Elisabeth genannt.

[24] NÖLA, AP, 1/37, v. 23. V. 1668.

[25] Ebd., 1/34, v. 28. IX. 1666; 1/33, v. 28. IX. 1666.

[26] Ebd., 1/36, v. 28. VI. 1667; 1/39, v. 15. X. 1675.

[27] Ebd., 1/41 und 1/42, v. 8. VII. 1678. Siehe dazu auch: 1/46 (= Extrakte von 7 Urkunden, davon 4 ohne Original).

[28] Ebd., 1/44, v. 1. XII. 1680.

[29] Ebd., 1/45, v. 21. I. 1689. Siehe dazu auch: 1/46. — Ebd., 1/48, 1/49 und 1/50, v. 9. XII. 1692. In diesen drei Urkunden ist Johann Joachim Michael vor den anderen Sinzendorfern genannt.

[30] Im Pöggstaller Kirchenbuch „Michael Adolf Thomas" genannt; vgl. z. B.: KB, Tom. III (1672-1711), S. 285, 294, 324, 333.

Pöggstall 1687: Votivbild in der Pfarrkirche Heiligenblut
(Foto: Herbert Neidhart, Pöggstall)

Er dürfte in Pöggstall gewohnt haben, da ihm seine Gemahlin **Maria Maximiliana, geborene Gräfin Lazansky,** die er 1682 geheiratet hatte, hier fünf Kinder gebar: **Maria Francisca Antonia Scholastica** (getauft am 10. 2. 1684[31], † 1738; Hofdame der Kaiserin Amalia Wilhelmina), **Max Gabriel Michael Josef Anton** (* 24. 3. 1685[32], † 1708), **Johann Joachim Clemens Franz Michael Anton Josef** (* 22. 11. 1688)[33], **Beata Dorothea Eleonora Francisca Antonia Josepha** (* 17. 12. 1689[34], † 1692) und **Anna Maria Antonia** (* 16. 6. 1700).[35] Der Geburtsort des **Karl Michael Tobias** (* 1686, † 1762) ist nicht bekannt.

Ein Votivbild in der Pfarrkirche Heiligenblut erinnert an einen Brand im Jahr 1687. Diese interessante Darstellung von Pöggstall zeigt, daß damals zahlreiche Häuser östlich des Schlosses in Flammen standen. Die Inschrift des Bildes lautet: „Dieses Bild hat hieher Verlobt ein wohlweisser Rath und gesammte Bürgerschaft, von dem Hochgräfl: Titt.

---

[31] KB, Tom. III, S. 285.

[32] Ebd., S. 294. NB: Siebmacher (wie Anm. 1) S. 154 gibt als Todesjahr 1705 an, nach einer Urkunde starb Max Gabriel jedoch 1708 in Rom. Siehe: NÖLA, AP, 1/62, v. 15. VI. 1714.

[33] KB, Tom. III, S. 324 f.

[34] Ebd., S. 333.

[35] Ebd., S. 411.

ADOLF Sützendorfieschen Marck Rogendorf in Pöggstall, von wegen ausgestandener und zur mitternacht am 4ten May dieses laufenden Jahrs eingefahlener sehr gefährlicher Feuersbrunst, zur verhüttung ferneres Unglück, Seegen der lieben Feldfrüchten, und bewahrung von gefährlichen Kranckheiten, durch vorbitt oben angesetzten Heiligen Patronen. EX VOTO ANNO 1687. RENOVATUM ANNO 1821." Im oberen Drittel des Bildes befinden sich die Worte „SVB TVVM PRAESIDIVM" und Darstellungen von drei Heiligen (Leopold, Florian, Martin?).

Graf Michael Adolf Thomas von Sinzendorf war 1688 Taufpate, als in der Pfarrkirche St. Anna eine Türkin, „die zuvor einen Aga gehabt hatt", Maria Francisca getauft wurde.[36] Vermutlich war sie mit einem türkischen Offizier („Aga"= türkischer Titel für Offiziere und Beamte) zur zweiten Türkenbelagerung Wiens mitgekommen und dann nach Pöggstall verschlagen oder vom Schloßherrn hergebracht worden.

1692 erhielt Adolf Michael Thomas vom Passauer Bischof Johann Philipp für sich und seine Brüder Johann Weickhard Michael Wenzel und Johann Joachim Michael sowie für die vier Söhne seines Onkels Rudolf Wein- und Getreidezehente bei Fritzelsdorf.[37] 1696 wurde der Sinzendorfer durch Franz Karl von Hoyos mit einem Hof zu Weißpyhra belehnt.[38] 1698 belehnte Abt Gregor von Melk — unter Berufung auf den 1680 ausgestellten Lehensbrief — den Grafen Adolf Michael Thomas, „Herr zu Rogendorff in Pöggstall und St. Martinsberg, Leiben und Weidenegg", für sich und als Lehenträger seines Bruders Weickhard Michael Wenzel, des männlichen Erben seines 1697 verstorbenen Bruders Johann Joachim Michael (i. e. Franz Wenzel, in der Urkunde nicht namentlich angeführt) sowie der von ihrem Onkel Rudolf hinterlassenen Erben mit Urbar, Amt Martinsberg und Wald.[39] Bischof Johann Philipp von Passau bestätigte — ebenfalls 1698 — in drei Urkunden dem Grafen Otto Ferdinand von Hohenfeld als Vormund und Lehenträger des von Johann Joachim Michael hinterlassenen Sohnes Franz Wenzel (* 1695, † 1734) und den anderen Erben (Johann Weickhard Michael Wenzel, Adolf Michael Thomas, Theodor, Otto Heinrich, Sigmund Rudolf und August Joachim) die Verleihung verschiedener Zehente.[40] Abt Gregor von Melk stellte 1700 — unter Berufung auf einen Lehensbrief aus dem Jahr 1680 — dem Vormund des Franz Wenzel einen neuen Lehensbrief über etliche „Stückh und Gülten" in den Herrschaften Weitenegg und Leiben aus. Weitere Bestätigungen dieser Lehen erfolgten 1703 und 1723 durch Abt Berthold.[41]

Adolf Michael Thomas von Sinzendorf starb im Mai 1700 im Alter von 41 Jahren in Konstantinopel, wohin er den kaiserlichen Botschafter Grafen von Öttingen begleitet hatte. Daraufhin verlieh Franz Karl von Hoyos 1701 dem **Karl Ludwig von Sinzendorf** (Fridauer Linie) als Vormund und Lehenträger der Söhne Max, Karl und Joachim des „bey der Kay: Ambassada zu Constantinopl mit Todt" abgegangenen Sinzendorfers „Ein Hoff zu Weißpürach sambt acht Hoffstätten, ain Purgrecht, dient vierthalb pfundt, zehen pfening, und ain Holz daselbst".[42]

---

[36] Ebd., S. 324.

[37] NÖLA, AP, 1/51, v. 9. XII. 1692.

[38] Ebd., 1/53, v. 20. XI. 1696.

[39] Ebd., 1/54, v. 17. I. 1698.

[40] Ebd., 1/55, 1/56, 1/57, v. 14. II. 1698. Eine Bestätigung dieser Lehen erfolgte 1714 durch Bischof Raimund Ferdinand: 1/63, 1/64, 1/65, v. 27. VII. 1714.

[41] Ebd., 1/59, v. 6. III. 1700; 1/61, v. 8. II. 1703; 1/69, v. 30. I. 1723.

[42] Ebd., 1/60, v. 10. X. 1701.

Nach dem Tod des Adolf Michael Thomas dürfte seine Witwe Maria Maximiliana während der Minderjährigkeit ihrer Söhne die Güter verwaltet haben. Als „Regierenden Frauen der Herrschafften Rogendorff in Peggstall, St. Martinsberg und Streittwisen, auch gerichtlich verordneten Obergerhabin" ließ sie 1701 eine Beschreibung des Messergerichts ausfertigen.[43] Mit bzw. nach ihr dürften auch Theodor, Otto Heinrich und Sigmund Rudolf einige Jahre den Herrschaftsbesitz verwaltet haben.[44] Maria Maximiliana starb im Alter von 42 Jahren am 23. September 1707 und wurde in der Pöggstaller Gruft beigesetzt.[45]

3. Johann Joachim Clemens von Sinzendorf

Johann Joachim Clemens (* 1688, † 1738), der dritte Sohn des Adolf Michael Thomas und seiner Gemahlin Maria Maximiliana, war schon 1711 Besitzer von Pöggstall.[46] Im „Regißter Aller Guetthäter . . ." des IV. Pöggstaller Kirchenbuches sind im Jahr 1714 seine Titel und Besitzungen angeführt: „Ihro Hochgräfl: Gnaden der Hochgebohrne Herr Herr Johann Joachim Clemens deß Heyl: Röm: Reichs Erbschazmaister, Graf und Herr von Sinzendorf, Purggraf zu Rheinegg, Freyherr auf Ernsprunn, der Röm: Kayl: Mayt: Erbschilttragern, Kampf Richter: und Vorschneider Unter: und Erbschenckhen in Öesterreich ob der Enns, Regüerender Herr der Herrschaften Rogendorf in Peggstall, St: Märtinsberg, Streitwisen, und Podmockhl, Allerhöchst: gedacht: der Röm: Kayl: Mayt: Rhat und deren N:Ö: Landts Rechten Beysützer".[47]

1714 wurde Johann Joachim vom Melker Abt Berthold mit Urbar, Amt St. Martinsberg und Wald belehnt, nachdem sein Bruder Maximilian Gabriel 1708 in Rom gestorben war und ihn zu seinem Universalerben eingesetzt hatte. In dieser Urkunde wird ein Vergleich zwischen Johann Joachim und seinem Bruder Karl aus dem Jahr 1710 erwähnt, nach welchem Johann Joachim alle Stück und Gülten zugefallen waren.[48] 1718 verlieh Bischof Raimund Ferdinand von Passau dem Johann Joachim für sich selbst, für seinen Bruder Karl, für **Prosper Anton** (Sohn seines Onkels Johann Weickhard Michael Wenzel), Franz Wenzel (Sohn seines Onkels Johann Joachim Michael) sowie Sigmund Rudolf verschiedene Zehente.[49]

Johann Joachim Clemens hatte mit seiner Gemahlin **Maria Francisca Rosalia, geborene Gräfin Draskovich** († 1750) mehrere Kinder: **Philippina** (* um 1716, † 1748; sie war 1729 in Pöggstall Taufpatin eines Kindes des herrschaftlichen Kastners und Wirtschafters Mühlner)[50], **Johann Philipp Norbert, Rosalia Maximiliana Maria Anna** (getauft am 13. 10. 1719 in Pöggstall; sie war 1727 Patin eines Kindes des herrschaftlichen Pflegers und Landgerichtsverwalters Vollgruber, jedoch hob an ihrer Stelle ihr Bruder Philipp das Kind

---

[43] Anton Friedrich Reil, Das Donauländchen der kaiserl. königl. Patrimonialherrschaften im Viertel Obermannhartsberg in Niederösterreich (Wien 1835) S. 363.

[44] Reil (wie Anm. 43) S. 354 bezeichnete diese fälschlich als Maria Maximilianas Söhne!

[45] KB, Tom. III, S. 631.

[46] Diözesanarchiv St. Pölten (= DASP), Pfarr- und Klosterakten: Pöggstall, Allgemeine Pfarrakten, Präsentationsurkunde vom 15. II. 1711.

[47] KB, Tom. IV. (1712-1747), S. 660 f.

[48] NÖLA, AP, 1/62, v. 15. VI. 1714.

[49] Ebd., 1/66, v. 16. VIII. 1718; 1/67, 1/68, v. 2. XII. 1718.

[50] KB, Tom. IV, S. 341.

Die Sinzendorfer *)

(soweit sie für Pöggstall von Bedeutung)

Ernstbrunner Linie:

JOACHIM
*1544,+28.1.1594 <Horn>
∞ Helene Lang v. Wellenburg (1582) +1585
∞ Maria Rueber v. Pixendorf (1589) +1594

- LEONHARD +jung
- Dorothea +jung
- Sofia +jung
- **AUGUST** (2) *15.8.1590 +12.9.1637 <Pöggstall>
  ∞ Elisabeth v. Trautmannsdorf (1610) +29.5.1653
- **LEO** (2) *1591,+vor 1624 <Pöggstall>
  ∞ Anna Margarete v. Teuffenbach +1634
- **MAXIMILIAN** (2) *1592,+31.5.1613 <Pöggstall>

JOHANN JOACHIM +11.11.1665
∞ Maria Salome v.Polheim (1640)
*4.1.1618 +1650
∞ Maria Maximiliana Theresia v. Althan (1653) *25.8.1635 +11.10.1689

SIGMUND FRIEDRICH *um 1620, +28.2.1679 <Ödenburg>

Elisabeth +unverm.

Eva Maria +1652
∞ Philipp Gf. Hardegg(1643)

RUDOLF *um 1624 +2.9.1677 <Ödenburg>
∞ Eva Susanna v.Zinzendorf (1655) *1636 +29.1.1709

- **AUGUST JOHANN** *12.5.1644 +10.10.1676
  ∞ Maria Magdalena Theresia Pallfy(1667) +1681
  - 3 Töchter:
    Christina Maria Regina, *15.12.1640
    Anna Maria, *29.5.1642
    Regina Elisabeth
- JOHANN WEICKHARD *1647 (?)
- **JOHANN WEICKHARD MICHAEL WENZEL** (2) *9.1.1656,+1.10.1715
  ∞ Elisabeth Magdalena Gf. Fürstenberg (1686) *1658 +14.12.1719
  - 5 weitere Kinder:
    Maria Maximiliana, *1687
    Isabella, * u. + 1688
    Maria Anna Jos. Ther., *u.+1689
    Maria Esther Elisabeth
    Franz Julius Ambros, *u.+1698
- **ADOLF MICHAEL THOMAS** (2) *7.3.1659,+Mai 1700
  ∞ Maria Maximiliana v. Lazansky (1682) *1665, +23.9.1707 <Pöggstall>
  - Maria Maximiliana Catharina Eleonora *um 1660, +13.3.1673 <Pöggstall>
  - **MAX GABRIEL MICHAEL JOSEF ANTON** *24.3.1685,+1708
  - 3 Töchter:
    Maria Francisca Antonia Scholastica, *10.2.1684, +15.12.1738
    Beata Dorothea Eleonora Francisca Antonia Josepha, *17.12.1689,+7.9.1692
    Anna Maria Antonia, *16.6.1700
- **JOHANN JOACHIM MICHAEL** (2) *31.5.1665 +28.2.1697
  ∞ Anna Franziska Gf. Kinsky (1693) *1672,+24.7.1738
  - **JOHANN JOACHIM CLEMENS FRANZ MICHAEL ANTON JOSEF** *22.11.1688 +11.7.1738 <Belgrad>
    ∞ Maria Francisca Rosalia v. Draskovich *um1697,+1750
    - Philippina *um1716 +15.11.1748
    - **JOHANN PHILIPP NORBERT** *6.6.1717 +8.1.1779
      ∞ Johanna Gf. Engl v.Wagrain (1748) *11.5.1720 +1806
      - Theresia *26.5.1751,+5.5.1780 ∞ Josef Franz v. Seldern (1779) +1790
      - Ernestina *16.9.1754, +1809 ∞ Anton Franz Xaver Hartig (1774) +1801
    - Rosalia Maximiliana Maria Anna *13.10.1719 ∞ Georg Gf. Zluha
    - JOHANN JOACHIM KARL NEPOMUK IGNATIUS *1723 +20.7.1724 <Pöggstall>
    - LEOPOLD +5.12.1724 <Pöggstall>
  - **KARL MICHAEL TOBIAS** *16.9.1686 +17.4.1762
    ∞ Maria Aloisia v.Verdenberg *1688, +1722
- **THEODOR** *15.11.1657 +8.4.1706
- **OTTO HEINRICH** *1663 +19.12.1713
  ∞ Sofie Luise v. Haugwitz (1693) *1674,+1742
- **SIGMUND RUDOLF** *1670 +8.1.1747
  ∞ Johanna Gf.Nostitz (1709)+1735
  ∞ Eleonora Gf. Hardegg (1735)*1713 +1767
- **AUGUST JOACHIM** *1671 +11.3.1707
- 10 Töchter

Fridauer Linie:

PILGRAM (II.) *18.3.1576 +14.3.1632 <Pöggstall>
∞ Susanna von Trautmannsdorf (1608) *29.1.1589 +15.5.1619 <Pöggstall>

- JOHANN FRIEDRICH *1611,+1611 <Obergrafendorf>
- MAXIMILIAN *1613
- **FRIEDRICH ORTOLF** *1614, +26.9.1627 <Pöggstall>
  - weitere Kinder:
    Susanna Maria Magd., *1609
    Maria Elisabeth, *1618
- GEORG LUDWIG *1616 +1681
  ∞ Anna Regina Jörger (1645)
  ∞ Dorothea Elisabeth Hz. Holstein(1661)
- **JOHANN KARL** *12.7.1612 +2.2.1675 <Ober-Grafendorf>
  ∞ Sabina Rosina v. Polheim, *um1616 +22.6.1675 <Ober-Grafendorf>
  - **KARL LUDWIG** *1652, +26.4.1722
    ∞ Wilhelmine Amalie v. Limburg (1677)
- Sophia *8.5.1619 +31.7.1662 <Pöggstall>

* Geburt
∞ Eheschließung
() Jahr der Eheschließung
+ Tod
<> Ort der Bestattung

aus der Taufe)[51], **Johann Joachim Karl Nepomuk Ignatius** (* 1723, † 37 Wochen alt; am 20. 7. 1724 in der Pöggstaller Gruft beigesetzt)[52] und **Leopold** († 1724; am 5. 12. in der Pöggstaller Gruft bestattet)[53].

4. Johann Philipp Norbert von Sinzendorf

Johann Philipp Norbert (* 1717, † 1779) wurde 1735 von Abt Berthold mit Urbar, Amt St. Martinsberg und Wald belehnt, nachdem sein Vater darauf verzichtet hatte, da er das 18. Lebensjahr erreicht hatte und für seine adeligen „Exercitien, und Studien, auch Besuchung der Länder" sowie für die notwendige „Ausstäffirung" bedeutende Mittel benötigte.[54] 1739 bestätigte Philipp Joseph von Hoyos dem Franz Friedrich von Engl als Vormund des Johann Philipp Norbert und dem Karl von Sinzendorf die Lehen in Weißpyhra. Im folgenden Jahr wurde Johann Philipp Norbert für sich selbst und für seinen Onkel Karl mit diesen Gütern belehnt.[55]

Mit seiner Gemahlin **Johanna Gräfin Engl von Wagrain** (* 1720, † 1806), mit der er seit 1748 verheiratet war, hatte Johann Philipp Norbert zwei Töchter: **Theresia** (* 1751, † 1780; sie heiratete 1779 Josef Franz von Seldern, den Sohn des 1769 verstorbenen Pöggstaller Schloßherrn Karl Anton von Seldern) und **Ernestina** (* 1754, † 1809).

Mit Johann Philipp Norbert ging die Herrschaft der Sinzendorfer in Pöggstall zu Ende. In den Jahren 1740, 1741, 1742 und 1744 wurde das „Schutzgeld" von der Drechslerinnung an den Verordneten und Administrator Johann Simon Spitzinger bezahlt.[56] 1746/47 war Franciscus Xaverius Schneckl Bestandinhaber der Herrschaften Pöggstall und Ober Ranna.[57] 1747 präsentierte der „zur gräfl: Joachim(!) Sinzendorfischen Herrschaft Pöggstall verordnete Außschuß" in einem Schreiben dem Passauer Bischof Joseph Dominicus einen neuen Pfarrer für Pöggstall.[58] Um diese Zeit verloren die Sinzendorfer ihren Pöggstaller Besitz, nachdem — wie aus einer „Specification" (=Aufstellung der Pfarreinkünfte) des Jahres 1769 ersichtlich ist — Johann Joachim, der Vater des Johann Philipp Norbert, Krida gemacht hatte.[59]

(Fortsetzung folgt!)

---

[51] Ebd., S. 283, 331.

[52] Ebd., S. 528.

[53] Ebd., S. 531.

[54] NÖLA, AP, 1/70, v. 14. IX. 1735.

[55] Ebd., 1/72, v. 19. IX. 1739; 1/73, v. 6. IV. 1740.

[56] Karl Kramler, Beiträge zur Geschichte der Pfarre und Herrschaft Pöggstall. In: Geschichtliche Beilagen zum St. Pöltner Diözesan-Blatt, Bd. IX (St. Pölten 1911) S. 500.

[57] KB, Tom. IV, S. 443, 453.

[58] DASP (wie Anm. 46), Präsentationsurkunde v. 5. I. 1747.

[59] DASP, Pfarr- und Klosterakten, Inventare, Specification v. 13. III. 1769.

---

*) Die Stammtafel ergibt sich v. a. aus der Zusammenschau von: Wurzbach und Siebmacher (wie Anm. 1), Angaben auf Sargtafeln und Grabsteinen sowie in den Urkunden (NÖLA, AP).
NB: Der Begründer der „Fridauer Linie", Reinprecht von Sinzendorf († 1521), und seine Nachkommen saßen auf Schloß Fridau bei Ober-Grafendorf, NÖ. (Die Ableitung der Linie von Fridau in der Steiermark bei Wurzbach [Anm. 1, S. 13], die ich im 1. Teil meines Aufsatzes übernommen habe, ist nicht zutreffend.) Für diesen Hinweis danke ich H. KR Mag. Rudolf Schierer, Pfr. i. R., Weinburg!
Vgl. dazu: Franz Trischler, Beiträge zur Geschichte der Marktgemeinde Obergrafendorf (St. Pölten 1959) S. 37-47. — Rudolf Schierer, Dokumentationen und Sehenswürdigkeiten auf Stein (Marmor) und Leinwand. Ober-Grafendorf und Umgebung (Weinburg o. J.) S. 11-20.

Friedel Moll

Brauchtum im Bezirk Zwettl
1. Teil: Ostern

Einleitung

Am 25. Oktober 1950 forderte der Bezirksschulrat Zwettl unter Bezirksschulinspektor Regierungsrat Franz Weinberger die Schulen in seinem Betreuungsgebiet durch einen Erlaß auf, im lokalen Bereich Informationen zu heimatkundlichen Themen zu sammeln. Die Initiative zu diesem Auftrag ging von Heinrich Rauscher[1] aus, der damals Direktor der Lehrerbildungsanstalt Krems war. In Zwettl hatte der Heimatforscher und Lichtbildner Schulrat Josef Frank bei dieser Arbeit zumindest Koordinationsaufgaben übernommen.

Die zu untersuchenden Themen waren genau vorgegeben, die Schulleiter erhielten gewissermaßen einen Fragenkatalog dazu. Unter anderem mußten folgende Bereiche bearbeitet werden: Familien- und Flurnamen, Bauernarbeit, bäuerliche Kost, bäuerliche Kleidung, Brauchtum, bäuerliche Wetterregeln und Lostage, Wirtschaft des Schulortes, Schulchronik. Die Ergebnisse dieser oft recht umfangreichen Arbeiten wurden in Zwettl gesammelt und zwischen 1950 und 1956 in mehreren Lieferungen an Hofrat Rauscher übermittelt, der zu dieser Zeit anscheinend die Herausgabe eines Heimatbuches über den Bezirk Zwettl plante. Seit 1993 befinden sich diese Arbeiten (zum Teil in Durchschrift) im Stadtarchiv Zwettl.[2]

Manche Bräuche, welche die Lehrer aus dem Bezirk Zwettl in den fünfziger Jahren dokumentierten, werden auch heute noch (wenn auch gelegentlich in etwas geänderter Form) gepflogen. Vieles hat sich aber seit dieser Zeit verändert, und mancher Brauch oder Aberglaube ist längst in Vergessenheit geraten. Da meines Wissens die von Heinrich Rauscher geplante Arbeit nicht erschienen ist, seien hier zumindest die interessantesten Teile der Erhebungen über Brauchtum, Lostage, Wetterregeln usw. wiedergegeben:

Die Karwoche

Diese Bezeichnung leitet sich vom althochdeutschen Wort *chara* (= Trauer, Wehklage) her. Die meisten Bräuche der Karwoche gehören noch in die Fastenzeit, nur im Palmsonntagsbrauchtum deutet sich bereits der kommende Frühling an.

Palmsonntag

Der Palmsonntag vereint das Gedächtnis an den Einzug Jesu in Jerusalem und an seine Passion. An diesem Tag findet in der Kirche die Palmweihe statt. Buben und Mädchen kommen mit ihren Palmbesen oder Palmbuschen, bestehend aus Weidenzweigen, Zweigen vom Buchsbaum und Segenbaumzweigen, geschmückt mit bunten Bändern, in die Kirche.

---

[1] Heinrich Rauscher (1891-1960) war von 1945 bis 1956 Direktor der Lehrerbildungsanstalt Krems. Als 1951 in Krems der Waldviertler Heimatbund gegründet wurde, wählten die Anwesenden Dr. Heinrich Rauscher zum ersten Präsidenten dieses Vereins. Dazu siehe: Erich Rabl, Zum 100. Geburtstag von Heinrich Rauscher, dem 1. Präsidenten des Waldviertler Heimatbundes. In: Das Waldviertel 2/1991 (Horn 1991) S. 142 - 148.

[2] Stadtarchiv Zwettl, Karton 329, 330, 331.

Stadtpfarrer Josef Bauer bei der Palmprozession in Zwettl
(Foto: Josef Frank, um 1955)

Kam der Palmbuschenträger als erster von der Kirche nach Hause, so erhielt er zu Mittag das größte Stück Fleisch.[3] Mit den geweihten Palmbesen gingen die Leute nach der Weihe dreimal um das Haus und machten bei jedem Tor und jeder Tür mit dem Besen ein Kreuz, um das Haus vor Dieben und Feuer zu schützen bzw. die Hühner vor dem Fuchs zu bewahren.[4]

Den an diesem Tag geweihten Weidenkätzchen sprach man große Heilkraft zu. Auf dem Nachhauseweg von der Kirche[5] oder zu Hause mußte jedes Familienmitglied drei der geweihten Palmkätzchen schlucken, sie sollten gegen das Halsweh helfen. Fromme Leute blieben bis dahin sogar nüchtern.[6] Mancherorts wurden die geweihten Palm- oder Weidenkätzchen erst am Ostersonntag vor Sonnenaufgang geschluckt, um die erwünschte Schutzwirkung zu erreichen.[7] Einzelne Zweige steckte man hinter das Kreuz im Herrgottswinkel und auf die Gräber verstorbener Angehöriger, andere befestigte der Bauer unter den Dachsparren, sie sollten das Haus vor Feuerschäden bewahren. Auch auf den Feldern wurden geweihte Zweige (meist am Ostersonntag) in die Erde gesteckt, sie sollten vor Mehltau, Nachtfrost und Hagelschlag schützen.

Die Palmkätzchen wurden von den geweihten Zweigen abgelöst und dem Vieh beim ersten Austrieb mit Brot zu fressen gegeben. Sie sollten vor unrechtem Futter schützen. In Elsenreith wurden zu diesem Zweck drei Palmkätzchen zwischen zwei Brote gelegt, mit

---

[3] Kirchbach
[4] Grafenschlag
[5] Elsenreith
[6] Altmelon
[7] Etzen

Weihwasser besprengt und dem Vieh zu fressen gegeben. Das sollte vor Unfällen bewahren, ähnlich auch in Grafenschlag.

Aus Grafenschlag wird außerdem überliefert, daß man in die Palmbesen mitunter auch Hafer einflocht (in Siebenhöf befestigte man am Palmbuschen ein kleines Säckchen mit Haferkörnern). Kam man nach der Weihe nach Hause, schüttete die Bäuerin den Hafer in einen am Boden aufgelegten Reifen. Nun mußten die Hühner die Haferkörner aufpicken. Das sollte bewirken, daß sie im folgenden Jahr die Eier in die Nester legten und nicht irgendwo am Bauernhof, wo sie oft nur schwer zu finden waren. In vielen Orten des Bezirkes fand ähnliches am Karfreitag statt.

Ebenfalls aus Grafenschlag wird berichtet, daß manche Bauern mit dem Palmbuschen durch Haus und Stall gingen und das Vieh damit berührten, um es vor Krankheit zu bewahren. In Gutenbrunn ging der Bauer mit dem Palmbuschen betend in großen Kreisen um das Haus. Innerhalb dieser Kreise sollte der Fuchs keine Hühner fangen können. In Kirchbach mußte man, um den Fuchs vor den Hühnern abzuwehren, dreimal um das Haus gehen, ohne sich umzusehen.

Bei Unwettern, die während des Jahres auftraten, verbrannte man Teile des vorjährigen Palmbuschens, um Unglück von Haus und Hof abzuwenden.

Wer am Palmsonntag zuletzt aufstand, wurde Palmesel genannt. Wer einen vergrabenen Schatz heben wollte, der mußte am Palmsonntag während der Passion Umschau halten, für diese kurze Zeit kam er nämlich in Sicht und konnte gehoben werden.[8]

Gründonnerstag

(auch Antlaßpfingsta[9] genannt)

Sein Name leitet sich wahrscheinlich vom Wort greinen (= weinen) her. Wer an diesem Tag vor Sonnenaufgang seine Haare kämmt, schützt sich vor Kopfschmerzen.[10]

Am Gründonnerstag verstummen die Glocken. Man sagt, sie fliegen nach Rom. Dafür gehen die Ratscherbuben durch den Ort und geben die Gebetszeiten an. Folgende Sprüche waren (und sind zum Teil auch heute noch) dabei zu hören:

„Wir ratschen, wir ratschen den Englischen Gruaß,
den jeder katholische Christ beten muaß."
Am Abend des Gründonnerstags:
„Wir ratschen die Angst Christi,
die Jesus am Ölberg gelitten hat."[11]

Geratscht wurde um 6 Uhr früh, 11 Uhr, 12 Uhr mittags und 6 Uhr abends sowie am Karfreitag um 9 Uhr vormittags (Todesangst Christi).[12] Beim Bürgermeister, Feuerwehrhauptmann, Pfarrer und Lehrer beteten die Ratscherbuben selbst laut den Englischen Gruß.[13] Am Karfreitag fügten sie beim morgendlichen Ratschen ihrem Spruch noch folgende Verszeilen hinzu:

---

[8] Groß Gerungs

[9] Antlaß wohl vom mittelhochdeutschen Wort *antlaz* = Ablaß, *antlaztac* = Ablaßtag (bes. Gründonnerstag); Pfingsta = Donnerstag.

[10] Gutenbrunn

[11] Großhaselbach

[12] Bernschlag

[13] Brand

„Und fallet ihr nieder auf euere Knie
und betet mit Andacht das Ave Marie",
wobei bei den Worten „Ave Marie" geratscht wurde.

Oder auch: „Jetzt habn ma gratscht den Englischen Gruaß,
den jeder katholische Christ beten muaß.
Leutln kniets nieder auf engre Knia
und bets an Vaterunser und a Ave Maria."[14]

Sowie: „Wir ratschen z'samm zum Gottesdienst"
„Wir ratschen Zoacha!"[15]

bzw. am Karsamstag: „Wir ratschen zua Fei- und Wossaweih,
Zoacha und zsamm!"[16]

Oder ebenfalls am Karsamstag in der Früh:
„Wir ratschen, wir ratschen zur Feuerweih,
und d'Brand werd'n brennt!"[17]

Eier, die die Hennen am Gründonnerstag legten, wurden „Antlaßeier" genannt, mit einem Kreuz gekennzeichnet und für die Speisenweihe am Ostersonntag aufgehoben. Ihnen sprach man (nach der Weihe) besondere Kräfte zu, sie galten geradezu als universelle Schutz- und Segensmittel. Streute man ihre Schalen auf den Acker, so bewirkten sie reiche Ernte. Ein Antlaßei unter das Dach gesteckt oder auch über das Dach geworfen[18] sollte vor Blitzschlag schützen. Am Ostersonntag wurden Antlaßeier gemeinsam in der Familie gegessen. Das sollte bewirken, daß sich niemand verirrte und daß alle beisammen blieben. Hatte man sich einmal verirrt, so brauchte man nur an die Person zu denken, mit der man das Antlaßei geteilt hatte, und schon würde sich der rechte Weg wieder finden.[19] Ein Antlaßei verwahrte die Bäuerin das ganze Jahr über, denn wenn im Ort ein Gebäude brannte, so konnte man das Feuer löschen oder vom eigenen Haus fernhalten, indem man das Ei in die Flammen warf.[20] Den Hühnern wurde an diesem Tag der Schwanz gestutzt, damit sie besser „dean" = dienten, legten.[21]

Karfreitag

Der Karfreitag ist als Todestag Jesu vor allem Trauer- und Fasttag. Im Volksglauben wird an diesem Tag (weil Christus sterben mußte) dem Teufel und den Hexen besondere Macht beigemessen.

Vor Sonnenaufgang sollte man an diesem Tag dreimal den Kreuzweg beten. Wer einen besonderen Wunsch hatte und an diesem Tag vor Sonnenaufgang unter freiem Himmel betete, dem wurde dieser Wunsch erfüllt. Außerdem mußte man vor Sonnenaufgang die

---

14) Kirchbach

15) Niedernondorf

16) Neupölla

17) Großhaselbach

18) Jagenbach, Purk

19) Friedersbach, Groß Gerungs, Großhaslau, Gutenbrunn, Jagenbach, Kamles, Kirchschlag, Niedernondorf, Oberkirchen, Obernondorf, Rappottenstein, Sallingstadt, Schönbach, Schweiggers, Siebenhöf, Waldhausen, Wurmbrand

20) Groß Gerungs, Großweißenbach, Niedernondorf, Oberkirchen, Sallingstadt, Stift Zwettl, Wurmbrand

21) Gutenbrunn

„Brennsteckerl" schneiden, die am Karsamstag geweiht wurden. Man durfte nichts verkaufen, weil Judas an diesem Tag Jesus um 30 Silberlinge verkaufte. Aus Elsenreith wird berichtet, daß man sich vor nicht allzu langer Zeit noch streng daran hielt und im ganzen Dorf wirklich nichts kaufen konnte, auch wenn man es noch so dringend benötigte. Man durfte auch nichts verborgen, da sonst der Segen vom Haus schwand bzw. Hexen in das Haus kamen.[22] Auch sollte man an diesem Tag nicht backen, da sonst während des Jahres im Dorf Feuer ausbrechen[23] oder im Sommer der Regen ausbleiben würde.[24] Im Haus sollte nicht aufgewaschen werden. Man sagte, man reiße sonst Jesus die Wunden auf. Um das Vieh vor Hexen zu schützen, sollte man am Vorabend vor der Stalltür Mohn ausstreuen, da die Hexen diesen erst aufsammeln müßten.[25] Fließendem Wasser wurde an diesem Tag besondere Heilkraft zugesprochen. Kühen sollte man am Karfreitag gesalzenen Schnee zum Futter mischen, denn der schütze vor Krankheiten, und die Tiere würden dann auch viel Milch geben. Um eine gute Obsternte zu erzielen, sollte man am Morgen die Obstbäume schütteln und dreimal um sie herumgehen.[26]

Um 9 Uhr riefen die Ratscherbuben bei ihrem Gang durch das Dorf: „Wir ratschen die Leiden Christi!"

Der Karfreitag ist ein streng gebotener Fasttag, an dem nur einmalige Sättigung erlaubt ist. Zu Mittag kam meist nur Erbsen- oder Stosuppe (Milchsuppe mit geschmalzenen

Ratscherbuben in Zwettl, Oberhof
(Foto: Josef Frank, um 1955)

[22] Elsenreith, Niedernondorf, Schönbach
[23] Göpfritz/Wild, Niedernondorf, Schönbach
[24] Langschlag
[25] Großweißenbach, Gutenbrunn
[26] Kirchbach

Erdäpfeln) auf den Tisch. Am Karfreitag gehen die Ortsbewohner gemeinsam in die Kirche, um am Heiligen Grab zu beten.

Karsamstag

Vor der heiligen Messe fand neben der Kirche die Feuerweihe statt.[27] Dabei wurden auch die bereits erwähnten „Brennsteckerl" entzündet. Es waren das einjährige Haseltriebe, an denen man Zweige des Palmbuschens befestigte. Der Bauer steckte am Ostersonntag beim „Felderbeten" oder auch später (in Arbesbach z. B. am Johannistag, 24. Juni) jeweils drei dieser angebrannten Stöckchen in ein Feld. Sie sollten das Getreide vor Hagelschlag schützen. Manche dieser Haselnußstöckchen trieben im Feld wieder an und wuchsen weiter. Fand dann beim Kornschneiden ein Lediger diese Stöckchen, und alle drei waren grün, so würde er in nächster Zeit heiraten. Waren sie verdorrt, so mußte er bald sterben.[28] Bei Gewitter warf man ein Brennsteckerl ins Feuer, es sollte den Blitz und die Gewitterwolken vertreiben.[29] In manchen Orten steckte man sie auch unter das Dach oder in den Heustock, um Blitzschlag und Brand abzuwehren.

Aus Martinsberg findet sich folgender Bericht über das Herrichten und Anzünden der Brennsteckerl: „Am Vortag werden von den Buben Haselnußstecken nach Hause getragen und ungefähr 25 cm lang abgeschnitten. Die Stecken werden an einem Ende gespalten und mit Draht zu einem Bündel gebunden (5 bis 9 Stück). Ein längerer Stecken wird in die Mitte gebunden, er dient als Stiel. Am Karsamstag früh gehen dann die Buben und Mädchen zur ‚Holzweihe', die vor der Kirche stattfindet. Der Mesner entzündet ein offenes Feuer, das vom Priester geweiht wird. Nun halten die Kinder die Hölzer so lange in das Feuer, bis sie etwas angebrannt sind, dann werden sie abgedämpft."

Die Bäuerin brachte frisches Weihwasser von der Wasserweihe aus der Kirche ins Haus, dabei sollte kein Wort gesprochen werden.[30] Damit wurden alle Räume, Stallungen, Scheunen und Felder besprengt.

Beim Hochamt am Karsamstag ertönten die Glocken wieder, die Ratscherbuben hatten damit ihre Aufgabe erfüllt, sie gingen von Haus zu Haus und holten sich ihren Lohn. Dabei riefen sie folgende Verse:

„D'Ratschabuam san do, tatn bittn um d'Ratscha-Oa!"[31]
oder:
„D'Ratschabuam tatn bittn ums Ratschageld!"[32]

Neben Eiern bekamen sie auch Geld.

Die Hausfrau buk am Karsamstag einen Gugelhupf und oft auch noch die runden Osterflecken.

---

[27] Die vorliegende Untersuchung erfolgte noch vor der Regelung der Auferstehungsfeier durch Papst Pius XII. von 1951, die wieder deren nächtlichen Beginn erlaubte, bzw. vor der Neuordnung der Liturgie der Karwoche im Jahr 1955. Seither findet in der katholischen Kirche die Auferstehungsfeier bzw. der Hauptgottesdienst des ganzen Jahres meist in der Nacht vom Karsamstag zum Ostersonntag statt. Hier erfolgt auch die Feuerweihe, die eigentlich fränkischen Ursprungs ist. Kirchliche Sakramentale sollten heidnische Frühlingfeuer verdrängen.

[28] Groß Gerungs

[29] Kamles

[30] Großreinprechts

[31] Bernschlag

[32] Elsenreith

Am Nachmittag zog durch manche Orte die Auferstehungsprozession.[33] An diesem Tag sollte man kein Pferd einspannen, da es sich sonst sicherlich den Fuß brechen würde.[34]

Ostersonntag

Vor Sonnenaufgang (in manchen Orten auch erst am Nachmittag) ging der Bauer auf die Felder „Kornbeten". Er betete dabei den Rosenkranz und steckte Zweige des Palmbuschens oder Brennsteckerl in die Erde des Ackers, um die Felder vor allem Unbill zu schützen. Diese geweihten Gegenstände sollten den Feldfrüchten den Segen Gottes bringen. Bei dem Rundgang wurden auch junge Getreidepflanzen gepflückt und nach Hause getragen („Troadsocha" oder „Kornsocha einitrogn"). Ebenfalls vor Sonnenaufgang bekam jedes Tier eine Schnitte Brot mit „Kornsocha" (= angekeimtes Getreide), Weihwasser oder Palmkätzchen.[35] Das sollte vor Krankheit und vor allem während der Grünfutterperiode vor Blähungen (= dem Brennen) schützen.

Mädchen wuschen sich am Ostersonntag vor Sonnenaufgang das Gesicht mit Tau, um besonders schön zu werden.[36]

Am Ostersonntag soll man vor Sonnenaufgang die Stube auskehren, und zwar beim Ofen beginnend zum Fenster hin. Den Kehricht soll man dann auf den Misthaufen des Nachbarn tragen, mit dem man sich nicht gut versteht. Er wird in diesem Jahr viele Flöhe haben, während man selbst von diesen Quälgeistern verschont bleibt. Bei dieser Tätigkeit darf man sich aber niemals umsehen.[37]

Wenn man am Ostersonntag vor Sonnenaufgang bei einem Astloch hinausschaut, sieht man die Dorfhexe.[38] Auch war es mancherorts üblich, an diesem Tag vor Sonnenaufgang die Kühe zu melken, da diese Arbeit sonst von den Hexen besorgt wurde.[39]

Am Ostersonntag werden nach dem feierlichen Hochamt in der Kirche Speisen geweiht, und zwar Eier (speziell die am Gründonnerstag gelegten Antlaßeier), Brot, ein Stück Gugelhupf, Fleisch (Geselchtes), Salz und mancherorts Kren, der vor allem vor Sodbrennen schützen soll, aber auch vor Fieber und Halsweh.[40] Die Bäuerin trug diese Speisen in einem Korb in die Kirche. Während des Segens stellte sie den Korb auf die Bank und öffnete den Deckel, damit der Segen besser wirkte.[41] In anderen Orten wurden die Speisen auch in ein Tuch eingeschlagen (Osterpinkerl) und in die Kirche zur Weihe getragen.[42] Kamen nach der Messe zuerst die Frauen und Mädchen nach Hause, so sagte man, daß die Hühner in diesem Jahr vorwiegend Hennen ausbrüten würden. Waren die Buben und Männer die ersten im Haus, so würden mehr Hähne als Hennen ausgebrütet werden.

Alle Familienmitglieder aßen nach dem Kirchgang von den geweihten Speisen. Die Speisereste wurden sorgfältig gesammelt und auf die Felder gestreut oder mancherorts auch verbrannt.

---

33) Göpfritz/Wild, Groß Gerungs, Jagenbach, Kamles, Kottes, Martinsberg, Pehendorf, Purk, Roiten, Schönbach
34) Gutenbrunn
35) Brand
36) Göpfritz/Wild
37) Altmelon, Langschlägerwald
38) Grafenschlag
39) Marbach/Walde
40) Drei Scheiben Kren verspeiste man oder hängte sie sich zum Schutz um den Hals.
41) Altmelon
42) Elsenreith

Die Kinder suchten die Ostereier, die irgendwo im Haus, Hof oder Garten versteckt lagen. Dann wurden bald einige Eierspiele ausgeführt, wie zum Beispiel „Eierpecken", „Eiertuschen", „Eierschupfen" und „Eierschegerln".

Beim Eierpecken oder Eiertitschen (auch Eiertuschen) stoßen die Kinder die Eier mit der spitzen Seite aneinander. Wessen Ei bricht, der muß es hergeben.

Bei einer anderen Form des Eierpeckens (auch „Einwerfen" genannt) wird das gefärbte Ei von der Hand so umschlossen, daß zwischen Daumen und Zeigefinger nur ein kleiner Teil zu sehen ist. Der Mitspieler versucht, diese Stelle mit einer Münze durch einen Wurf so zu treffen, daß das Geldstück im Ei steckenbleibt, worauf letzteres seinen Besitzer wechselt. Viel öfter fällt aber die Münze zu Boden.[43]

Beim Eierschupfen werfen die Kinder auf der Wiese Eier in die Höhe. Wenn ein Ei bricht, so wird es gegessen.[44]

Zum Eierschegerln oder Eierrollen werden Latten oder auch zwei Rechenstiele schräg aufgestellt. Über sie rollt man Eier, die dann auf dem Boden liegenbleiben. Jeder Spieler versucht, sein Osterei so über die Latte rollen zu lassen, daß es ein bereits am Boden liegendes Ei berührt. Dieses wechselt dann seinen Besitzer.[45] Die Dienstboten bekamen an diesem Tag ihre Ostergeschenke.[46] Am Ostersonntag soll man mit keinem Licht in den Stall gehen, denn das würde den Augen schaden.

Ostermontag

War der Ostersonntag noch zu „heilig", um aus dem Haus zu gehen, so wurden am Montag Verwandte besucht, es wurde „Emmaus" gegangen. Für die Kinder gab es dabei wieder Ostereier. Die Firmlinge besuchten ihre Paten. Junge Leute gingen zum Tanz.

Weißer Sonntag

Lange Zeit war der erste Sonntag nach Ostern (der Weiße Sonntag) ein Festtag für die Kinder, denn zu diesem Termin fand die Erstkommunion statt. Aber bereits zur Zeit der vorliegenden Erhebung (um 1950) ging man daran, dieses Fest auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben, da zu diesem frühen Termin das Wetter häufig sehr unbeständig und kalt war.

Literatur

Karl-Heinrich Bieritz, Das Kirchenjahr. Feste, Gedenk- und Feiertage in Geschichte und Gegenwart (München 1987).

Adolf Kastner (Hg.), Waldviertler Heimatbuch. Natur, Kunst und Kultur im Erlebnisreich der Überraschungen (Zwettl 1994) S. 375-422: Von Neujahr bis Silvester — Bäuerliches Brauchtum im Jahreslauf.

Maria Körber/Winfried Dimmel/Christa Bauer, Volksfrömmigkeit im Spannungsfeld zwischen Ängsten und Geborgenheit (= Begleitschrift zur Ausstellung, Waidhofen/Thaya 1994).

Leopold Schmidt, Volkskunde von Niederösterreich. 2. Band (Horn ^{2}1981).

Eduard Stepan, Das Waldviertel. 3. Band: Volkskunde (Wien 1926).

Otto Wimmer, Handbuch der Namen und Heiligen (Innsbruck ^{3}1966).

Helga Maria Wolf, Das Brauchbuch, Alte Bräuche, Neue Bräuche, Antibräuche (Wien 1992).

---

[43] Kirchberg/Wild

[44] Niedernondorf

[45] Groß Gerungs

[46] Griesbach

Edmund Teufl

Forstwirtschaft im Waldviertel

Viertel ober dem Manhartsberg, Waldland-Waldviertel

Rund 42 % unseres Landesteiles, des „Viertels ober dem Manhartsberg", sind mit Wald bedeckt. Im Westen erreicht der Waldflächenanteil in einzelnen Gemeinden bis zu 90 % und mehr.

Das Waldland wurde früher auch einmal großräumig dem sogenannten Greiner Waldgebiet zugehörig betrachtet, das sich nördlich der Donau nach Norden hin mit dem Böhmerwald und nach Westen als Bayerischer Wald fortsetzt. — Es ist ein riesiges uraltes zusammenhängendes Waldgebiet im Grenzland Österreichs, Böhmens und Bayerns. Das Waldviertel ist der östliche Ausläufer dieses Gebietes. Um etwa 150 nach Christus war auch die Bezeichnung „Gabretawald" geläufig (das heißt Bockswald, wegen häufig vorkommender Steinböcke) oder Harcynia (Bergwald). Später wird dann der Name Nordwald verwendet.

Wechselhaft wie die Geschichte des Landes war die Entwicklung des Waldes im ursprünglichen und engsten Zusammenhang mit den Lebensinteressen und Bedürfnissen des Menschen. Vom Beginn der großräumigen Rodung an, etwa ab dem 10. Jahrhundert, begann zwischen Wald und Mensch eine schicksalhafte Beziehung und Entwicklung.

Das 11. Jahrhundert war für unsere heutige Lebensform und unsere Wälder entscheidend.

Das Land ober dem Manhartsberg bietet dem Wald auf Grund der gegebenen Klima- und Standortsfaktoren optimale Wuchsbedingungen, insbesondere auch für die im oberen Waldviertel als autochthon zu bezeichnende Holzart Fichte.

Die Produktionsbedingungen für die Forstwirtschaft sind ganz allgemein — sieht man von extrem schlechten Standorten ab — als sehr günstig und ohne wesentliche Schwierigkeiten zu bezeichnen.

Beachtliche Waldflächenzunahme nach dem Zweiten Weltkrieg

Geschichtliche Ereignisse, Naturkatastrophen, Kriege und Wüstungen haben schon seit eh und je die Entwicklung des Waldes stark beeinflußt — sowohl positiv als auch negativ.

Gravierende Veränderungen weist die Waldentwicklung in der Zeit nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges auf. So hat die Waldfläche von 1945-1990 in den Verwaltungsbezirken des oberen Waldviertels etwa um 20 % zugenommen. Für den Verwaltungsbezirk Zwettl wird im Jahr 1950 eine Waldfläche von rund 51 000 ha, für das Jahr 1992 eine solche von rund 62 000 ha ausgewiesen. Dieser respektable Waldflächenzuwachs ist überwiegend auf die Aufforstung der schlecht ertragfähigen landwirtschaftlichen Grenzertragsböden zurückzuführen. Eine Maßnahme, die zur Festigung und Ertragssteigerung der ohnehin viel zu kleinen landwirtschaftlichen Betriebe entscheidend beigetragen hat.

Die Kleinheit der bäuerlichen Betriebe mit durchschnittlichen Größen von 15 bis 20 ha stellt in Hinblick auf ihre Leistungs- und Lebensfähigkeit ein großes Problem dar. Gerade deshalb sind ja ca. 60 % der bäuerlichen land- und forstwirtschaftlichen Betriebe Zu- und Nebenerwerbsbetriebe. Daß zufolge Höhenlage und der extrem schlechten klimatischen Bedingungen ebenso fast 50 % der Kategorie Bergbauernbetriebe zuzurechnen sind, ver-

Erhaltung der Naturlandschaft: landwirtschaftliche Nutzung oder Aufforstung?
(Foto: Edmund Teufl, Zwettl)

schlechtert die ungünstige Situation beträchtlich. Unseren landwirtschaftlichen Betrieben sind daher deutliche Grenzen gesetzt.

Nicht nur wegen des Beitrittes zur EU — sondern auch aufgrund der sich schon seit längerer Zeit abzeichnenden allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung — wird es in den kommenden Jahren zu einer weiteren Stillegung zahlreicher landwirtschaftlicher Kleinbetriebe kommen. Im Gefolge davon werden voraussichtlich noch weitere landwirtschaftliche Grenzertragsböden, vorwiegend aber auch Grundstücke, die mit Maschinen schwer zu bearbeiten sind, aufgeforstet werden.

Ganz sicher wäre es aber falsch, einer uneingeschränkten und planlosen Aufforstung weiterer Gebiete des Waldviertels das Wort zu reden. Es wird daher gerade in der nächsten Zeit die besondere Aufgabe unserer Behörden und Interessensvertretungen sein, mittels einer vernünftigen Raumplanung dafür Sorge zu tragen, daß die Ausgewogenheit und das Verhältnis einer solchen Entwicklung sich mit dem langfristigen Wirtschaftsziel unseres Landesteiles deckt.

Dieses Wirtschaftsziel besteht nach wie vor in dem gemeinsamen Bestreben, eine funktionstüchtige und lebensfähige Land- und Forstwirtschaft auch in Zukunft — wenn auch unter anderen, schwierigeren Voraussetzungen — zu erhalten und weiter auszubauen.

Ein Wirtschaftsziel, das mit der Förderung des biologischen Landbaues, der Aufgabenstellung einer auf Spezialgebiete und Sonderkulturen ausgerichteten und vor allem arbeitstechnisch eng und besser als bisher kooperierenden Land- und Forstwirtschaft, der Direktvermarktung und nicht zuletzt des weiteren Aus- und Umbaues des Fremdenverkehrs in wirksamer optimaler Art und Weise durchführbar und auch erreichbar sein müßte. Fachlich fundierte, ausgewogene, realistische Wirtschaftsprogramme sind gefragt.

Engstens verbunden mit dieser Zielsetzung sind die Erhaltung und Pflege unserer — Gott sei Dank — in weiten Bereichen noch intakten natürlichen Landschaftsformen als Erholungsgebiete für die städtische Bevölkerung. Gefragt sein werden mehr Effizienz bei der Umsetzung alter, aber immer noch zielführender und brauchbarer Wirtschaftsprogramme, fachlich und menschlich qualifiziertes Führungspersonal, nicht zuletzt aber vor allem eine zur Mitarbeit motivierte und engagierte Bevölkerung, die für ein solches Ziel auch bereit ist, gewisse Verzichte und Einschränkungen zu akzeptieren. Es wird sich sehr bald herausstellen, ob und inwieweit unser Waldviertel der Herausforderung durch den EU-Beitritt gewachsen ist.

Der „Urwald"

Für das Aussehen der Wälder, wie es sich den ersten Kolonisatoren bot, gibt es leider keine brauchbaren schriftlichen Dokumente. So können wir das Bild der hier stockenden Urwälder nur empirisch rekonstruieren. Sicher dürfen wir die Urbestockung nicht als undurchdringlichen Dschungel sehen, sondern als Funktion der seinerzeitigen standörtlichen Möglichkeiten. So kann man sich vorstellen, daß die großflächigen Schatthänge des Kamptales von dicht geschlossenen Hallenbeständen aus Buche, Tanne und Edellaubhölzern bestockt waren, wobei es sehr wahrscheinlich ist, daß die Kuppen und Oberhänge des mittleren Waldviertels Buchenreinbestände trugen. Diese Teile blieben größtenteils bis heute mit Wald bedeckt, und sicherlich hat die Undurchdringlichkeit dieser Waldform und ihre für die Vitalität des Waldes wieder ursächliche Schattlage den Siedler hier von der Rodung abgehalten. Er suchte daher sein Ackerland in den lichteren, ebeneren, trockeneren Süd- und Westlagen. Die Übergänge auf Kuppenlagen, zu den auf flachgründigeren und seichteren Standorten stockenden Kiefern- und Birkenbeständen werden aber viel unmerklicher vor sich gegangen sein.

Für den Teil nördlich des Kamps kann man annehmen, daß auch in der ursprünglichen Bestockung sich das Bestandesbild des Westens von dem des Ostens unterschied. Die Übergänge werden aber viel unmerklicher vor sich gegangen sein.

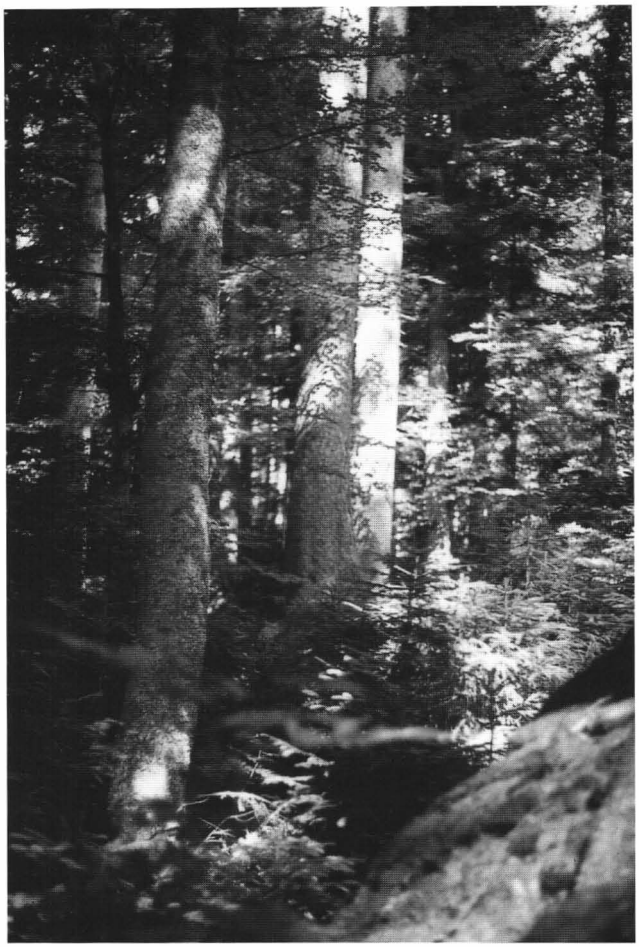
Kiefernbestände im horizontalen Urwaldschluß werden von der Fichte unterwandert; in den Gräben und Mulden wechseln herrliche plenterwaldartige Waldbestände von Tanne, Buche, Fichte mit eingesprengten Edellaubhölzern. Auf den sonnseitigen Flußeinhängen stocken Eiche und Buche, auf trockenen Standorten auch Wacholder und vor allem Kiefer, in nassen Lagen breiten sich Erlenbrüche aus.

Nach Osten hin werden die Eichen immer mehr den Habitus des Urwaldes bestimmt haben. Eine reiche Gehölzflora stellt eine mehr oder weniger dichte Unterholzschicht. Buche, Kiefer und Tanne sind auch noch weiter gegen Osten gleichberechtigt. Die Fichte wird aber hier der meist zu starken Konkurrenz erliegen. Der Tannen-Buchen-Wald hatte an den Nord- und Ostseiten sein Optimum. Groß dürfte hier aber auch der Anteil einer Eichen-, Hainbuchen-, Kiefer-, Wacholderbestockung gewesen sein.

Noch vor wenigen Jahren waren Forstwissenschafter der Auffassung, daß die Lärche im Waldviertel nicht autochthon ist und erst um 1780 erstmalig von einem Pater Waldmeister des Stiftes Zwettl kultiviert worden wäre. Prof. Dr. Friedrich Kral stellt in seiner Arbeit „Zur natürlichen Baumartenmischung im Wald- und Mühlviertel mit besonderer Berücksichtigung der Lärche" jedoch ausdrücklich fest: „Nach den Pollenanalysen ist insgesamt nicht mehr daran zu zweifeln, daß die Lärche im Wald-und Mühlviertel zu Beginn des menschlichen Einflusses von Natur aus schon vorhanden war und somit autochthon ist. Auf

der anderen Seite muß mangels entsprechender Ergebnisse bis auf weiteres zum Beispiel noch offen bleiben, ob es auch im Wald- und Mühlviertel letzteiszeitliche Refugien der Lärche gegeben hat."

Zur Wald- und Forstgeschichte des westlichen Waldviertels konnte Prof. Dr. Kral mittels Pollenanalysen von Moorprofilen den Nachweis erbringen, daß der Mischungsanteil der Baumart Fichte zur Zeit der Rodung mit rund 10 % sehr niedrig war. Unabhängig von der anthropogenbedingten ist aber auch eine natürliche klimabedingte Zunahme bei der Baumart Fichte in der Zwischenzeit eingetreten bzw. festzustellen. Es kann angenommen werden, daß im westlichen und nördlichen Waldviertel schon um ca. 800 n. Chr. im großen Umfang Fichte-Tanne-Buchen-Mischbestände stockten, während im nordöstlichen und im östlichen Bereich Eiche, Buche und Kiefer stärker vertreten waren. Der sich im Verlaufe der Jahrhunderte vollzogene Baumartenwechsel hängt also mit dem Auftreten des Menschen im Walde unmittelbar zusammen und hat einschneidende Veränderungen in unserem Waldbild verursacht.



„Urwaldrest" im Altzingerschen Forst bei Arbesbach
(Foto: Edmund Teufl, Zwettl)

Einander ergänzende pollenanalytische und glaziologische Untersuchungen ermöglichen in Verbindung mit der Vegetations- bzw. Waldentwicklung in der Nacheiszeit auch eine genaue Rekonstruktion der Temperaturverhältnisse.

Naturgemäßer Wirtschaftswald — Fichte bleibt auch in Zukunft der Brotbaum unserer Forstwirtschaft

Sehr häufig wird auch im Waldviertel die Aufforstung oder Wiederbegründung von Waldbeständen mit der Baumart Fichte ganz pauschal und sehr heftig kritisiert, ohne die gegebenen Wuchs- und Produktionsbedingungen zu berücksichtigen. Zweifellos kann die

Baumart Fichte bereits ab den höheren Lagen des mittleren Waldviertels, etwa von 600 m Seehöhe aufwärts, aufgrund der gegebenen Klima- und Bodenverhältnisse in weiten Bereichen als standortgerecht bezeichnet werden.

Die Verwendung der Fichte wird daher mit der Ausnahme trockener, seichtgründiger, steiniger und sandiger Böden oder Südlagen (ganz besonders im östlichen und südlichen Bereich) allgemein richtig und vertretbar sein.

Unbestritten bleibt jedenfalls die Notwendigkeit der Wiederbegründung, Pflege und Erhaltung naturnaher Nadel- und Laubholzmischbestände, insbesondere auf den hiefür geeigneten Standorten. Naturnahe oder naturgemäße Waldbewirtschaftung gehört seit Jahrzehnten zu den vordringlichsten Aufgaben unserer Forstwirtschaft und ist durchaus keine neue Erfindung.

Ein Großteil der heute im Waldviertel vorhandenen Fichtenreinbestände ist aus der Kahlschlagwirtschaft des 19. Jahrhunderts hervorgegangen. Wirtschaftliche Überlegungen und vielfach falsch verstandene finanzielle Erwägungen waren die Gründe für diesen großräumigen Baumartenwechsel, der in den folgenden Jahrzehnten katastrophale Auswirkungen zeitigte und tief in die Natur des Waldwesens eingriff. Die zur Erhaltung der Produktionskraft des Bodens sowie zur Erhöhung der Widerstandskraft der Waldbestände gegen Elementarschäden, wie Windwurf und Windbruch, Rauhreif, Schneedruck und Schneebruch, Insektenschäden u. a., so nützlichen Nadel- und Laubholzmischbestände, wurden beachtlich dezimiert.

Besonders bedauerlich im Zusammenhang mit dieser Entwicklung ist der Rückgang des Tannenanteils von der Mitte des 18. Jahrhunderts an von ca. 15 % auf heute nur mehr 3 bis max. 4 %.

Fichtenverjüngungsbetrieb Ottenschlag im Winterkleid
(Foto: Franz Zwettler, Groß Gerungs)

Nicht nur die großen Holznutzungen für Köhlerei, Glashütten, Trift — ab dem 16. Jahrhundert — und die ständig zunehmende Bedeutung des Rohstoffes Holz für industrielle und gewerbliche Nutzung haben eine solche Entwicklung gefördert. Zum Rückgang der Schattholzart Tanne haben auch die ab dieser Zeit zunehmenden Verbißschäden, besonders durch überhöhte Rehwildbestände, letztlich auch eine recht unpflegliche Christbaumgewinnung in den Nachkriegsjahren beigetragen.

Etwa bis 1750 wurden die Holznutzungen nur nach den Forderungen des Bedarfes als Dimensionshiebe regellos vorgenommen. Erst in der Folge hat das Ordnungsprinzip der Schlagwirtschaft und künstliche Bestandesbegründung nach und nach Eingang gefunden. Es wäre aber sicherlich falsch, anzunehmen, daß damit ein irreparabler Abbau unserer Waldstandorte hinsichtlich Bonität und Ertrag begann.

Man sollte bei der nachträglichen Bewertung dieser Zeitepoche berücksichtigen, daß erst durch die Leistung der Förster des 18. und 19. Jahrhunderts, die man leichthin als die Verbrecher der Fichtenmonokulturen brandmarkt, ein Ausweg aus der Sackgasse eines ausgeplünderten, verlichteten, vergrasten, nicht mehr verjüngungsfähigen und überalterten Waldes zu einem Ertragsforst gefunden wurde. Nur dadurch konnten die Herrschaften den Gärungsprozeß der sozialen und industriellen Revolution der Jahrhundertwende durchstehen.

Wald und Wild

Mit der Ausrottung des Großraubwildes und der zunehmenden Wertschätzung der herrschaftlichen Jagd und der folgenden Überhege begannen schon im 17. Jahrhundert Wildschäden auch die Wälder zu bedrohen. Aus verschiedenen Quellen und Berichten wissen wir, daß noch um die Jahrtausendwende bis ins späte Mittelalter in unseren ausgedehnten Wäldern eine sehr artenreiche Tierwelt vorhanden war. Noch 1557 wurden auf der Herrschaft Rappottenstein Hirsche, Rehe, Schweine, Bären, Wölfe und Luchse zur Strecke gebracht. Luchse und Wildkatzen wie auch Schwarzwild gab es mancherorts in großer Anzahl. Im Weinsberger Wald waren noch 1768 nicht selten Bären zu finden. Die Namen Bärnkopf, Bärnsteig, Bärnloch, Luxmauer und Wolfsau erinnern an die hier einst vorkommenden Raubtiere. 1848 wurde in der Meloner Au bei Arbesbach der letzte Wolf geschossen. Das Großraubwild hielt damals den Bestand an Nutzwild kurz, und der Wald konnte sich naturgemäß entwickeln.

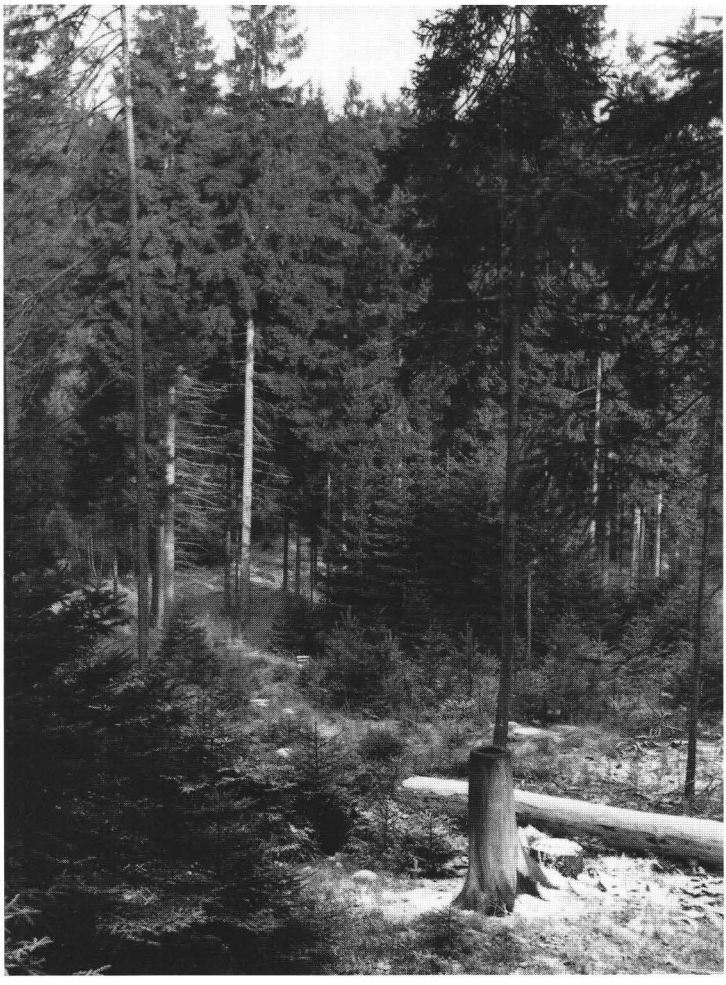
In den ersten drei Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg sind die Nutz- und Schalenwildbestände — nicht nur in Österreich, sondern in den meisten Ländern Europas und damit auch das Ausmaß der Wildschäden — enorm angestiegen. Die Jagd hat sich zur Mode und zum Statussymbol entwickelt. Dieser Umstand führte zu einer Entfremdung der Jagd gegenüber der Land- und Forstwirtschaft. Daraus resultierende Gegensätze und grundsätzlich verschiedene Auffassungen in Sachfragen werden häufig von beiden Seiten sehr emotional, kompromißlos und wenig sachbezogen behandelt.

In den letzten Jahren konnte aber in grundsätzlichen Fragen eine weitgehende Annäherung und Abstimmung der Standpunkte erzielt werden. So sind sich die mit der Jagd befaßten Stellen — Behörden, Waldbesitzer und Landesjagdverband — zumindest darüber einig, daß die Höhe der Schalenwildbestände (Reh- und Rotwild) — so wie dies in den einschlägigen Gesetzen schon seit langem festgelegt ist — den land- und forstwirtschaftlichen Verhältnissen unbedingt anzupassen sind. Ganz abgesehen davon, daß eine annähernd genaue Feststellung der tatsächlichen Wildbestände in der Praxis sehr schwierig ist, herrschen bei

den für die Abschußplanerstellung verantwortlichen Jagdausübungsberechtigten vielfach beachtliche Auffassungsunterschiede über die Höhe eines den land- und forstwirtschaftlichen Verhältnissen anzupassenden tragbaren Wildbestandes. Die die jährlichen Abschußpläne zu genehmigende Bezirksverwaltungsbehörde stützt sich bei ihrer Entscheidung hiebei auf die Gutachten des Bezirksjagdbeirates und des behördlichen Jagdsachverständigen.

Extreme Standpunkte werden sich auf die Dauer gesehen nicht durchsetzen. Jenen wenigen Forstleuten, die eine Ausrottung des Wildes anstreben, wäre zu raten, ihre Aufmerksamkeit noch mehr auf die Hygiene des ihnen anvertrauten Waldes zu lenken, um damit der besonders in den letzten Jahren durch die im Walde verbleibenden unentrindeten Resthölzer mehr und mehr zur Gefahr werdenden Vermehrung des Borkenkäfers vorzubeugen.

Jene, die für eine unkontrollierte Entwicklung der Wildbestände eintreten, sollten sich zum besseren Verständnis und im Interesse eines möglichst konfliktfreien Nebeneinanders mit der Entwicklungsgeschichte des Waldes und des Wildes befassen.



Mehrstufiger, ungleichaltriger Bauernwald mit plenter- bzw. femelschlagartigem Bestandesaufbau
(Foto: Edmund Teufl, Zwettl)

noch immer sehr häufig anzutreffen. Die Aufarbeitung von Schadhölzern wird oft viel zu spät durchgeführt.

Nicht so selten begegnet man Kleinwaldbesitzern, die über die Lage und Grenzen ihrer schlecht vermarkten Grundstücke nicht oder nur unzureichend Bescheid wissen. Wie die rechtzeitige Aufarbeitung von angefallenen Schadhölzern, eine erforderliche Pflegenutzung und Durchforstung in solchen Fällen verlaufen, kann man sich vorstellen. Waldschäden, Zuwachs-, Wert- und Ertragsverluste sind die unausbleibliche Folge.

So stellt sich in dieser Besitzkategorie heute nicht so sehr die Frage, ob zuviel — sondern ob zuwenig genutzt wird. Und tatsächlich weisen die Ergebnisse der österreichischen Forstinventur eindeutig höhere Nutzungsmöglichkeiten nach.

Der Großwald

Waldbesitz mit über 500 ha wird in unserer Statistik bisher als Großwald bezeichnet. Diese Einteilung entspricht nicht den tatsächlichen wirtschaftlichen Unterscheidungsmerkmalen dieser Besitzkategorie. Ein besseres Bild über die Besitzstruktur vermittelt die Einteilung nach der Größenordnung: 500 bis 1000 ha = 6 Betriebe, 1000 bis 3000 ha = 9 Betriebe, 3000 bis 5000 ha = 6 Betriebe, 5000 bis 10000 ha = 2 Betriebe und 10000 ha plus = 1 Betrieb.

Aber auch ansonsten ist der direkte Vergleich nach der Besitzgröße nicht immer hinreichend aussagekräftig. So wie die bäuerlichen Betriebe heutzutage mit über 50 % ihrer Anzahl gewisse Nebenerwerbsbeschäftigungen, Arbeits- und Dienstleistungen zur Verbesserung ihres Einkommens durchführen, finden wir auch in fast allen größeren Forstbetrieben eine ähnliche Situation. Seit eh und je gehören zu den meisten Forstbetrieben Nebenbetriebe, wie eine Teichwirtschaft, Sägewerke (die allerdings infolge eines Rationalisierungsdruckes und harter Konkurrenzierung durch private Großunternehmen in den letzten Jahren größtenteils stillgelegt wurden), Forstgärten und Christbaumkulturen. In den letzten Jahrzehnten sind es zunehmend auch Gaststätten und Restaurationsbetriebe, Seminarhäuser u. a. Fremdenverkehrsanlagen, die insbesondere zu Stiften und Klöstern gehören. Aufgelassene Forstdienstgebäude und Wohnungen werden als Zweitwohnsitze vermietet und teilweise auch veräußert, Jagd und Fischerei zum Unterschied zu früheren Zeiten fast ausnahmslos kommerziell verwertet.

So sind Arbeitsintensität, Umsatz und damit auch Bedeutung eines Forstbetriebes von der Anzahl und dem Ertrag solcher Nebenbetriebe sehr wesentlich abhängig und bestimmt. Und tatsächlich ist zufolge der für die Forstwirtschaft derzeit gegebenen außerordentlich schlechten Ertragslage jeder Forstbetrieb gezwungen, alle sich bietenden Möglichkeiten zur Ertragssteigerung und zum Überleben zu suchen und zu nützen.

Entspricht unsere Forstorganisation noch den heutigen wirtschaftlichen Anforderungen?

Diese Frage sollte durch die zuständigen forstlichen Stellen, die Regierungen der Länder und Vertreter der Behörden, der verschiedenen mit Spezialaufgaben beschäftigten forstlichen Organisationen und Verbände, vor allem aber durch die betroffenen Waldbesitzer selbst zur Diskussion gestellt werden.

Schon unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg hat der engagierte Regierungsforstdirektor von Niederösterreich, Hofrat Ing. Franz Strobl, die Notwendigkeit einer einwand-

Der Bauern- und Kleinwaldbesitz

Als Bauern- und Kleinwaldbesitz wird herkömmlich bei uns der Waldbesitz bis zu 200 ha bezeichnet. Ungefähr 55 % der gesamten Waldfläche sind dieser Besitzkategorie zuzuordnen. Bauernwald und Kleinwald sind aber nicht mehr dasselbe. Man kann annehmen, daß ungefähr 15 % dieser Waldflächen sogenannter „höfefreier Wald" sind, also nicht mehr Bestandteil eines land- und forstwirtschaftlichen bäuerlichen Betriebes. Diese Veränderung der Besitzstruktur ist besonders nach dem Zweiten Weltkrieg durch Erbteilung, weichende Erben und verschiedene andere Gründe, etwa durch den Verkauf einzelner Waldgrundstücke, eingetreten.

Ein ganz wesentliches Kriterium dieser Besitzkategorie Bauernwald — Kleinwald ist die durchschnittliche Besitzgröße, die in der nebenstehenden Statistik der BFI Zwettl aus dem Jahr 1984 dargestellt wird.

Nach grober Schätzung besitzen über 60 % der bäuerlichen Betriebe im Durchschnitt lediglich eine Waldfläche bis 5 ha, etwa 23 % 5 bis 10 ha, 12 % 10 bis 20 ha, 3 % 20 bis 50 ha und bis zu 1 % 50 bis 200 ha.

Hiezu kommt eine ganze Reihe von Wirtschaftserschwernissen, die sich sehr ertragsvermindernd auswirken. Die schmalen, meist nur 10 bis 40 m breiten Riemenparzellen liegen überwiegend im Größenbereich von lediglich 0,15 bis 1,5 ha in Streulage.

Der Bauernwald befindet sich aufgrund seiner schlechten strukturellen Beschaffenheit, seines Waldzustandes und seiner Organisationsform in einer sehr ungünstigen wirtschaftlichen Situation. Große Durchforstungs- und Pflegerückstände sind

Waldviertel — Waldbesitzstruktur

Bezirksforstinspektion	Gesamtwaldfläche ha	bis 5 ha	Anzahl der Besitzer	bis 10 ha	Anzahl der Besitzer	bis 50 ha	Anzahl der Besitzer	bis 200 ha	Anzahl der Besitzer	bis 400 ha	Anzahl der Besitzer	davon Bergbauern bis 400 ha	Anzahl der Besitzer	bis 500 ha	Anzahl der Besitzer	über 500 ha	Anzahl der Besitzer	Gesamtzahl der Besitzer
Waidhofen	57509	16895	12288	9030	1256	7808	464	985	14	2243	13	31626	11624	1749	7	18799	20	14062
Zwettl	59731	12987	9305	9236	1373	10554	638	1345	18	1401	4	32777	11316	437	1	23771	9	11348
Horn	21537	6176	5484	1684	241	1640	100	2622	34	468	6	318	82	1170	8	7777	23	5896
Krems	41954	11234	7624	3421	482	3957	251	3422	27	4529	15	15601	4187	1752	4	13639	14	8417
	180731	47292	34701	23371	3352	23959	1453	8374	93	8641	38	68,65 % 80322	27209	5108	20	63986	66	39723
%-Anteil			87,36 %		8,44 %		3,66 %		0,23 %		0,10 %				0,05 %		0,16 %	100 %

Sowohl Waldbesitzfläche als auch die Anzahl der Besitzer entsprechen nicht dem neuesten Stand — die Besitzverteilung wird jedoch den tatsächlichen Verhältnissen entsprechend deutlich dargestellt.

Statistik BFI Zwettl 1984

Die in den vergangenen Jahren übliche schonende Holzrückung mit Pferden ist heute nur mehr selten anzutreffen (Forstbetrieb Ottenschlag)
(Foto: Franz Zwettler, Groß Gerungs)

frei funktionierenden Forstorganisation klar erkannt. Im Rahmen der erforderlichen Maßnahmen für den Wiederaufbau der Wirtschaft erstellte er ein generelles Programm für den Ausbau einer forstlichen Dienstorganisation in Österreich als Diskussionsgrundlage. In diesem Programm waren auch Vorschläge für eine Beförsterung des Bauernwaldes enthalten. Ganz abgesehen davon, daß dieses Forstprogramm auch eine sehr weitgehende Autonomie der forstlichen Dienststellen des Bundes und der Länder vorsah und eine solche Unabhängigkeit dieser Dienststellen von der allgemeinen politischen Verwaltung nicht in das Verwaltungskonzept der juristischen Administration der Landesverwaltung paßte, sprachen sich auch die politischen Mandatare der Landes-Landwirtschaftskammer energisch dagegen aus. Letztere vor allem mit dem Hinweis, daß jedwede Eingriffe in das Eigentumsrecht und die Verfügungsgewalt der bäuerlichen Waldbesitzer abzulehnen sind.

Die NÖ Landes-Landwirtschaftskammer hat zwar in den Nachkriegsjahren ihren forstlichen Förderungs- und Betreuungsdienst fortlaufend ausgebaut. So stehen den Waldviertler Bezirksbauernkammern (19 Kammerbezirke) immerhin vier Forstsekretäre für die bäuerlichen Waldbesitzer zur Verfügung. Es ist unbestritten, daß durch diesen Einsatz im Verlauf der Jahre nennenswerte Erfolge auf den verschiedensten forstlichen Arbeitsgebieten, wie Schulung, Aufforstung, Durchforstung, Schlägerung, Schadholzaufarbeitung, Ausformung, Holzverkauf u. a. m., erzielt werden konnten.

Von Ansätzen geeigneter Maßnahmen für eine gemeinsame Bewirtschaftungsform konnte im Rahmen dieser Förderungstätigkeit jedoch keine Rede sein. Es fehlten das geeignete Konzept, das hiefür erforderliche Forstpersonal und vor allem die finanziellen Mittel. Es ist keine Frage, daß dieser finanzielle Aufwand von den bäuerlichen Waldbesitzern

zumindest zum größten Teil selbst zu tragen wäre, wobei die bisher durch den Staat geleisteten Förderungen in den Gesamtaufwand in zweckmäßiger und wirksamer Art miteinbezogen werden könnten. Trotz der derzeit sehr schlechten Ertragslage in der Forstwirtschaft würde sich eine gemeinsame Bewirtschaftungsform oder Beförsterung — gleichgültig wie man eine solche Organisation benennen mag — jedenfalls rechnen. Auch die Eigentumsrechte und die Verfügungsgewalt — diese allerdings im Rahmen der für eine ordnungsgemäße, nachhaltige Waldnutzung und Waldbetreuung notwendigen Vereinbarungen und Regelungen eines Bewirtschaftungsübereinkommens, z. B. die einheitliche marktgerechte Ausformung von Holzsortimenten — könnten vollauf rechtlich abgesichert und gewahrt bleiben.

Auch in der bisherigen Funktion des Bauernwaldes als sogenannter aussetzender Betrieb, der immer auch als die Sparkasse und eiserne Reserve für den landwirtschaftlichen Betrieb angesehen wurde, ergäbe sich keine Veränderung. So wie bisher könnten Nutzungen und auch Nutzungsvorgriffe im Rahmen der gesetzlichen Bestimmungen durch den Eigentümer uneingeschränkt durchgeführt werden.

Alle hiezu notwendigen Arbeitsleistungen könnten unter Betreuung und Anleitung von geschulten Forstorganen durch den Waldbesitzer selbst durchgeführt werden, wobei auch der Einsatz von Maschinenringen oder Selbsthilfeorganisationen verschiedenster Art möglich sein sollte.

Ob eine Beförsterung des Bauernwaldes in Form der Gründung von Waldwirtschaftsverbänden, Waldgemeinschaften, Waldpflegegemeinschaften oder Waldgenossenschaften erfolgt, ist von sekundärer Bedeutung. Wesentlich und dringendst notwendig ist, daß insbesondere im Hinblick auf den vollzogenen Beitritt zur EU eine Umstellung so schnell wie möglich erfolgt, um auch das Zuwachspotential des bäuerliches Waldes besser als bisher ausnützen zu können und das Einkommen der bäuerlichen Betriebe im Waldviertel zu verbessern. Dazu gehört ebenso die Einrichtung einer effizienteren Vermarktungsorganisation für die im bäuerlichen Wald anfallenden Kleinstmengen. Es ist nicht einzusehen, daß der Bauer derzeit für sein Rundholz um etwa 200 Schilling weniger erzielt als die übrigen Waldbesitzer.

Es ist für Niederösterreich durchaus vorstellbar, daß der Aufbau und die Führung einer solchen bäuerlichen Gemeinschafts- und Selbstverwaltung in konsequenter Fortsetzung der bisherigen Förderungsmaßnahmen durch die Eigentümervertretung selbst, der zuständigen Landes-Landwirtschaftskammer, erfolgt. Ein Vorhaben, das nicht nur sehr spezielle und gediegene Kenntnisse des mit der Durchführung eines solchen Projektes zuständigen Generalverantwortlichen erfordert, sondern vor allem Engagement, Initiative und Durchschlagskraft. Das ist eine Aufgabe, an die sich seit der Initiative des exzellenten Vordenkers, Regierungs-Forstdirektor Strobls, niemand mehr herangewagt hat, obwohl zunehmend die Dringlichkeit einer solchen forstpolitischen und wirtschaftlichen Reform gewachsen ist.

Ich könnte mir vorstellen, daß diese Bewirtschaftungsorganisation des Bauernwaldes durch Forstämter der Bezirksbauernkammer (BBK) wahrgenommen wird, deren Leitung dem jeweiligen Forstsekretär der BBK für eine Waldfläche bis etwa max. 15 000 ha zu übertragen wäre. Ein solches Forstamt wäre wieder in Reviereinheiten von in der Regel 3000 ha aufzugliedern und mit Forstwarten oder Förstern zu besetzen.

Ähnliche überbetriebliche Wirtschaftszusammenschlüsse wären durchaus auch für die forstlichen Mittelbetriebe in der Größenordnung von 2000 bis 3000 ha oder auch darüber

denkbar. Eine ganze Reihe von verschiedenen Verwaltungsaufgaben, z. B. Lohnverrechnung, Betriebsabrechnung, der zentrale Einkauf, der Maschineneinsatz bei der Holzernte und beim Straßenbau, vor allem auch der Holzverkauf im Rahmen einer Verkaufsgemeinschaft, könnten zu wesentlich günstigeren Bedingungen durchgeführt werden.

Eine große Anzahl von Förstern und Forstakademikern ist derzeit arbeitslos bzw. ohne eine ihrer Ausbildung entsprechende Beschäftigung. Es fehlen ausreichende Ausbildungsplätze. Sicher wäre es möglich, durch einen schon längst fälligen Umbau unserer Forstorganisation die Berufschancen für diese Berufsgruppen zu verbessern und neue Arbeitsplätze zu schaffen. Dies unbeschadet der Tatsache, daß durch zweifelsohne erforderliche Betriebszusammenlegungen auch da und dort Forstpersonal abgebaut werden muß.

Natürlich stehen im Zuge einer solchen Reform der österreichischen Forstorganisation auch noch andere sehr wichtige Fragen zur Lösung an. Eine Verwaltungsreform des Forstaufsichtsdienstes mit dem Abbau überflüssigen bürokratischen Ballastes, mit dem Ziel einer wirtschaftsnahen, effizienteren und unkomplizierten Arbeitsweise, liegt im besonderen Interesse der Forstwirtschaft. Fragen des Natur- und Landschaftsschutzes sollten mehr als bisher berücksichtigt werden.

Groß- und Kleinwaldbesitz in der permanenten Krise

Die europäische Sturmkatastrophe im Februar des Jahres 1990 hat für die Forstwirtschaft eine krisenhafte Entwicklung eingeleitet, die bis heute andauert. Es wäre aber

Wasserlagerung von Fichte- bzw. Tanne-Stammholz im Forstamt Gutenbrunn zur Marktentlastung nach dem Windwurf im Jahre 1985
(Foto: Werner Fröhlich, Zwettl)

unrichtig, anzunehmen, daß ausschließlich dieser Umstand für den dadurch verursachten und in der Folge rapid fortschreitenden Holzpreisverfall verantwortlich gewesen wäre. Auch der zu dieser Zeit bereits deutlich spürbare Konjunkturrückgang in ganz Europa trug dazu bei.

Etwa zur gleichen Zeit erreichte die seit einigen Jahren in der Sägeindustrie im Gang befindliche Strukturveränderung ihren ersten Höhepunkt. Eine enorme Kapazitätsausweitung einiger weniger Großsägewerke, die durch den in den siebziger Jahren einsetzenden Mechanisierungs- und Rationalisierungsschub sich nunmehr am Schnittholzmarkt deutlich auswirkte, führte zu einer scharfen Konkurrenzierung innerhalb der österreichischen Sägeindustrie. Gab es im Jahr 1965 noch etwa 4000 Sägewerke in Österreich, arbeiten heute nur mehr 1800; alle anderen gingen zu Grunde bzw. wurden stillgelegt.

Zu Beginn des Jahres 1993, als sich die Krise auf den Schnittholzmarkt voll auszuwirken begann, wurde sogar auch heftige Kritik aus der Sägeindustrie selbst laut. In einer führenden österreichischen Fachzeitschrift wurde die Gigantonomie einiger weniger Unternehmer der Sägeindustrie dafür verantwortlich gemacht, daß der österreichische Schnittholzmarkt völlig durcheinandergeraten und praktisch zusammengebrochen ist. Kritisiert wurde auch die lockere Hand der Banken bei der Finanzierung von Unternehmen, die, ohne die hiezu erforderlichen Mittel und ohne den tatsächlichen künftigen Marktbedarf einigermaßen zu berücksichtigen, Anlagen für eine die gesamte Wirtschaft schädigende Überproduktion errichteten. Nur mit außerordentlichen Anstrengungen und erheblichen Preiseinbußen konnten die durch die Sturmkatastrophe entstandenen Schnittholzüberkapazitäten abgesetzt werden.

Fichtenreinbestände sind durch Stürme und Windböen besonders gefährdet. Windwurf und -bruch im Bezirk Ottenschlag
(Foto: Franz Zwettler, Ottenschlag)

Jedenfalls haben es die Großsägewerke — offensichtlich in enger Kooperation mit der Papierindustrie und den Restholzabnehmern — zuwege gebracht, den durch die Sturmkatastrophe ausgelösten Preisverfall für Sägerundholz und Papierholz (Schleif- und Faserholz), vor allem mit Hilfe des wesentlich billigeren Importholzes, zu prolongieren. Nicht nur durch die deutlich verbesserte Konjunkturentwicklung, sondern vor allem durch die extrem niedrigen Holzpreise, hat sich die Wirtschaftslage der Papier- und Sägeindustrie im Jahr 1994 ganz erheblich verbessert. Die Überkapazität unserer Sägeindustrie wurde bisher nur mit Hilfe sehr großer Holzimportmengen aufgebaut, die zu Billigstpreisen vor allem aus Tschechien in unser Land kamen und zu einem starken Preisdruck führten.

Das größte Sägewerk Mitteleuropas entstand im mittleren Waldviertel

Mit dem Stammsägewerk Brand und dem im Jahr 1983 in Betrieb genommenen europagrößten Sägewerk Ybbs sowie einem kleineren zugekauften Sägebetrieb in Sollenau ist die Holzindustrie Schweighofer heute zum größten Sägeunternehmen Mitteleuropas geworden.

Wie dem Wirtschaftsmagazin „Gewinn" (1/95) entnommen werden kann, produzierte oder verkaufte die Holzindustrie Schweighofer im Jahr 1994 bei einem Jahresumsatz von 2,4 Milliarden Schilling 840000 Kubikmeter Schnittholz. Rund 85 % dieser riesigen Menge wurden exportiert. Hievon gingen 25 % in die Levante und nach Nordafrika, 35 % nach Italien, 25 % nach Asien (Japan), der Rest in andere Länder. Die Holzindustrie Schweighofer gilt derzeit als der modernste Sägewerksbetrieb Europas, nicht nur hinsichtlich der Anwendung modernster elektronisch gesteuerter Verschnittechniken, sondern auch als Lieferant von Qualitäts- und Spezialsortimenten.

Wie „Gewinn" weiters berichtet, beginnt Schweighofer noch heuer mit der Errichtung eines vierten Sägewerkes im Wert von 350 Millionen Schilling. Es ist allerdings nicht bekannt, ob der Standort dieses Werkes knapp an der Staatsgrenze auf österreichischem oder tschechischem Gebiet geplant ist.

Langfristige Wirtschaftsprognosen sind nicht möglich

Es ist zweifelsohne nicht leicht, für die Waldviertler Forstbetriebe eine einigermaßen verläßliche, längerfristige Wirtschaftsprognose zu erstellen. Es bestehen hiefür allzuviele Unbekannte. Der Weltholzmarkt ist ein sehr bestimmender Faktor, und es kann mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß das — wenn auch sehr kleine — Holzexportland Österreich nach wie vor in der Lage sein wird, seine Marktposition und vor allem seine traditionellen Absatzmärkte zu halten. Dies trotz der großen Konkurrenz der übrigen Schnittholz exportierenden Länder, wie Schweden, Finnland, Kanada usw. Nicht unwesentlich wird sich vor allem auch die Eigentums- und Marktentwicklung in Zusammenarbeit mit unserem Nachbarland Tschechien auswirken.

Angebot und Nachfrage werden wie zu allen Zeiten markt- und preisbestimmend sein. Eine ständige Unbekannte und gleichzeitig eine Gefahrenquelle bleiben die in unregelmäßigen Abständen immer wieder auftretenden Katastrophenschäden durch Wind, Schnee und Schadinsekten, deren Ausmaß die Höhe des Holzpreises immer wieder beeinflußt. Seit dem Herbst vergangenen Jahres haben die Fichten-Rundholzpreise von etwa 1000 Schilling für die Stärkeklasse 2a (20 bis 24 cm) auf 1150 Schilling per fm wieder angezogen. Im Jahr

1989 wurden vergleichsweise für dieses Sortiment 1250 bis 1300 Schilling erzielt. Aufgrund der derzeitigen Entwicklung kann für die nächste Zeit mit einem weiteren Anziehen der Preise gerechnet werden, soferne kein größerer Schadholzanfall eintritt.

Literatur

Archiv des Forstamtes Ottenstein, Karl Splechtna und Edmund Teufl, Forstwirtschaftsoperat für das Forstamt Ottenstein 1960-1969.

Friedrich Kral, Zur natürlichen Baumartenmischung im Wald- und Mühlviertel mit besonderer Berücksichtigung der Lärche. In: Zentralblatt für das gesamte Forstwesen 100 (1983) Heft 4, S. 246-267.

Ders., Zur Wald- und Forstgeschichte des westlichen Waldviertels. In: Österreichische Forstzeitung, Zeitschrift für Wald-, Forstwirtschaft und Landschaft 106 (1995) Heft I, S. 59-60.

Alois Plesser / Wilhelm Groß, Heimatkunde des politischen Bezirkes Pöggstall (Pöggstall 1928).

Edmund Teufl (Hg.), Forstwirtschaft im Waldviertel, Geschichte — Zustand — Enwicklung (Waldreichs 1994).

Georg Waldstein, Die Schweighofers. In: Gewinn. Wirtschaftsmagazin für den persönlichen Vorteil (I/95) S. 26-29.

Andrea Komlosy

Kulturen an der Grenze

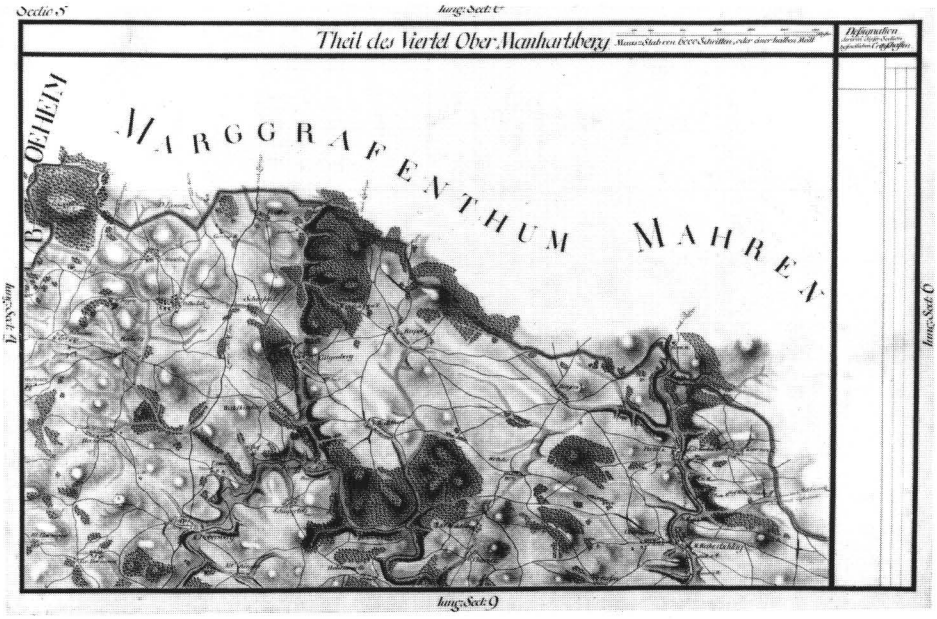
Interdisziplinäres österreichisch-tschechisches Forschungs- und Ausstellungsprojekt

„Kulturen an der Grenze" ist ein österreichisch-tschechisches Gemeinschaftsprojekt. Es beschäftigt sich mit dem niederösterreichisch-böhmisch-mährischen Grenzraum. Was charakterisiert Wald- und Weinviertel, Südböhmen und Südmähren? Was haben diese Regionen gemeinsam, worin unterscheiden sie sich? Und vor allem: Welche Rolle hat die Grenze, die ihren Verlauf und ihren Charakter im Lauf der Geschichte mehrmals verändert hat, in den zwischenregionalen Beziehungen gespielt?

Nach der Euphorie, die der Fall des „Eisernen Vorhanges" 1989 spontan ausgelöst hat, treten nun verstärkt die Unterschiede zwischen Österreich und der Tschechischen Republik zutage. Die „Öffnung" hat die Grenze nicht zum Verschwinden gebracht, sondern bloß ihre Wirkungsweise verändert.

Anlaß genug für ein Team österreichischer und tschechischer Wissenschaftler/innen, die Grenze bis zu ihrer Entstehung im Hochmittelalter zurückzuverfolgen. Im Zuge der Landesbildung entwickelte sich die Grenze zwischen den österreichischen und den böhmischen Ländern von einem unwegsamen, dünnbesiedelten Wald- bzw. Landstreifen zu einer immer genauer festgelegten Linie. Erst zwischen 1918 und 1938 und dann wieder ab 1945 wurde die innerhabsburgische Landesgrenze zur Staatsgrenze. 1948 bis 1989 war diese mit der Demarkationslinie ident, die Winston Churchill als „Eisernen Vorhang" bezeichnet hat.

Das Interesse der Projektmitarbeiter/innen gilt sowohl der Grenze, ihrem wechselhaften Verlauf und dem Wandel ihrer Funktionen, als auch den Regionen an der Grenze, wobei quer durch die Jahrhunderte Gesellschaft und Politik, Alltag und Kultur, Wirtschaft und Brauchtum im Blick behalten werden.



Josefinische Militärkarte, Kartenausschnitt mit Landesgrenze zwischen Niederösterreich, Böhmen und Mähren (1773-1781)
(Quelle: Österreichisches Staatsarchiv, Kriegsarchiv)

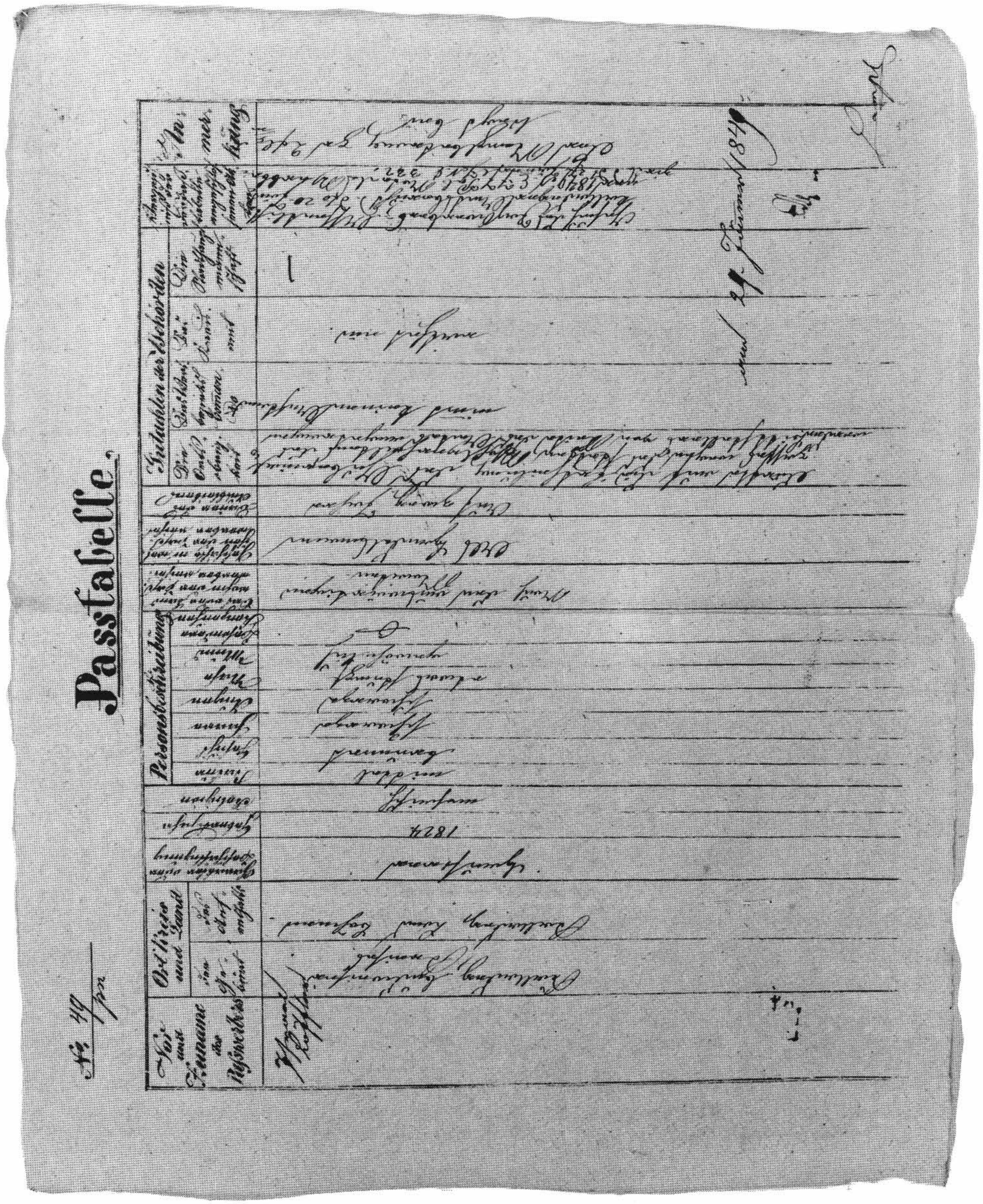
Die Abbildungen stellen eine Auswahl von mehreren tausend Exponaten dar, die für das Projekt „Kulturen an der Grenze" zusammengetragen wurden.

Eine Zäsur im Zusammenleben unterschiedlicher Sprachgruppen im österreichisch-böhmisch-mährischen Grenzraum stellte die Zuspitzung des deutschen und des tschechischen Nationalismus in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts dar. Zeitgleich verstärkte sich die Abhängigkeit der Grenzregionen von den Zentralräumen, vor allem von der Metropole Wien, die seit der Jahrhundertmitte einen nicht enden wollenden Zustrom von Migranten und Migrantinnen aus den Grenzregionen aufnahm.

Schwerer als die Auswanderung wog für das Grenzland die Erfahrung von Flucht und Vertreibung, die ihren Höhepunkt in den Jahren 1938-1946 erlebte: Im Gefolge der nationalsozialistischen Annexion der mehrheitlich deutschsprachigen Grenzregionen der ČSR wurden Tschechen aus diesen Gebieten verdrängt; wie im ostmärkischen „Niederdonau" traf die Vertreibung auch politisch Andersdenkende und Juden, die zunächst in der Tschecho-Slowakei Zuflucht suchten. Als „Protektorat Böhmen und Mähren" folgte im April 1939 die Einverleibung der Rest-„Tschechei" ins Deutsche Reich. Die Germanisierungspläne der Nazis beantwortete die tschechoslowakische Regierung im Verein mit den Alliierten 1945 mittels Vertreibung und Aussiedlung der deutschen Bevölkerung — ein Akt, der unter das tschechisch-deutsche Zusammenleben in Böhmen und Mähren einen klaren Schlußstrich zog.

Seit 1989 eröffnen sich neue Kontaktmöglichkeiten. Dabei werden jedoch auch Vorurteile und Ängste sichtbar, die weit in der Vergangenheit wurzeln. Verstärkt werden diese nicht zuletzt durch das Einkommensgefälle, das die heutige Staatsgrenze zu einer Wohl-

standsgrenze werden ließ. Ängste können nur durch eine gemeinsame Aufarbeitung der Geschichte überwunden werden; dazu beizutragen, hat sich das Projekt „Kulturen an der Grenze“ zur Aufgabe gemacht.



Paßtabelle für Israel Löffler, Hausierer aus Kalladey/Koloděje, angelegt vom Kreisamt Budweis am 29. Jänner 1849

(Quelle: Staatliches Gebietsarchiv Třeboň)

Turnverein Sokol, Gruppenfoto um 1900
(Quelle: Stadtmuseum Dačice)

Wissenschaftliche Kooperation als regionale Kulturarbeit

Als Forschungsprojekt hat „Kulturen an der Grenze" unter der wissenschaftlichen Leitung von Dr. Andrea Komlosy 50 österreichische und tschechische Wissenschaftler/innen angeregt, die Geschichte der Grenzregionen in Hinblick auf Kontakte und Konflikte mit der „anderen Seite" zu erforschen. Die Ergebnisse ihrer Arbeit werden in einem Forschungsband veröffentlicht. Gleichzeitig ist „Kulturen an der Grenze" ein Ausstellungsprojekt, das das gegenseitige Kennenlernen, die Diskussion und die Zusammenarbeit im Grenzraum anregen will. Die wissenschaftliche Kooperation bringt Bewegung in den Grenzraum.

Die Wanderausstellung „Kulturen an der Grenze" ist zwischen dem 11. März und dem 17. Dezember 1995 in 13 Städten auf beiden Seiten der Grenze zu sehen. In das Ausstellungskonzept sind die Ergebnisse des begleitenden Forschungsprojekts maßgeblich eingeflossen. Die Erarbeitung der Ausstellung kann als ein Pilotprojekt der Zusammenarbeit im österreichisch-tschechischen Grenzraum angesehen werden. Als Träger fungiert die Waldviertel-Akademie, die ihr Bürgerbüro in Waidhofen an der Thaya als Projektbüro zur Verfügung gestellt hat. Ausstellungsgemeinden und lokale Veranstalter waren von Beginn an in Konzeptdiskussion und Exponatsuche eingebunden. Während der über zweijährigen Vorbereitungszeit fand in den Ausstellungsstädten eine Reihe von Arbeitsgesprächen statt, die dem Kennenlernen, dem Gedankenaustausch und der Projektplanung dienten. Mit Hilfe

Osvědčení
pro malý pohraniční styk.

Bescheinigung
für den kleinen Grenzverkehr.

Majitel (jméno a příjmení): Rosalia Nechwatal
Inhaber (Vor- u. Zuname):
Povolání Beruf: Waldarbeitersgattin
Bydliště Wohnort: Gottschallings
Příslušná obec: Gottschallings
Heimatsgemeinde:
Státní příslušnost: Tsch.-slow. Republik
Staatsangehörigkeit:
Narozen(a) dne 1857 v
Geboren am 1 in Gottschallings

Lichtbildes

Razit
Siege

Popis osoby Personsbeschreibung:

Postava a velikost: mittel
Gestalt und Größe:
Obličej Gesicht: rund
Vlasy Haare: blond
Oči Augen: schwarz
Ústa Mund: gewöhnlich
Nos Nase: — " —
Zvláštní znamení: keine
Besondere Kennzeichen:

Vlastnoruční podpis majitele
Eigenhändige Unterschrift des Inhabers:
Rosalia Nechwatal

Platí pro překročení hranice z čs. obce Gottschallings auf
Gültig zum Grenzübertritt aus der tsch.-slow. Gemeinde
do bavorské / horno-rakouské obce: Der rothstrasse Klein Taxen
in die bayerische / oberösterreichische Gemeinde:
Doba platnosti Gültigkeitsdauer: 3 měsíce (: Monate)
Důvod vyhotovení: z donáška obědu, pracujícímu
Begründung der Ausfertigung: v lese muži.

Obecní úřad v Gottschallings dne 24. April 1923.
Bürgermeister- / Gemeinde- Amt in am
(Razítko Siegel)
Gemeinde Gottschallings
Obecní starosta Bürgermeister (Gemeindevorsteher)

Bescheinigung für den kleinen Grenzverkehr, ausgestellt von der Gemeinde Gottschallings für Rosalia Nechwatal, 24. April 1923
(Quelle: Privatbesitz)

Grenzübergang Gmünd, Zwischenkriegszeit
(Quelle: Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv)

der lokalen Ausstellungsleiter/innen hat das Ausstellungsteam Kontakte mit den meisten Archiven, Museen und Privatsammlungen in den Regionen aufgenommen. Darüberhinaus wurden Archive und Museen in Wien, Prag, Brünn und Linz nach geeigneten Exponaten durchsucht. Die ausgewählten Ausstellungsobjekte führen damit nicht nur die Geschichte des Grenzraums in anschaulicher Form vor Augen. Sie spiegeln durch die breite Streuung der Leihgeber auch die vielfältigen Kontakte wider, die im Zuge der Projektarbeit entstanden sind.

Für die Präsentation der Exponate wurde ein ästhetisch anspruchsvolles und zugleich den Anfordernissen des Ortswechsels entsprechendes Ausstellungssystem entwickelt. Objekte, Fotos und Dokumente werden durch den Einsatz audiovisueller Medien ergänzt. Neuartig für eine Wanderausstellung ist, daß der Wanderteil in jeder einzelnen Ausstellungsstadt um einen lokalbezogenen Ausstellungsteil erweitert wird. Auf ihrer Wanderung fügen sich die Ausstellungsteile zu einem umfassenden Bild der Region zusammen, das im Anschluß an die regionale Präsentation auch in Wien, Prag und Brünn gezeigt werden soll. Die Ausstellungstexte sind durchgängig zweisprachig verfaßt, der Begleitband liegt in einer deutsch- und in einer tschechischsprachigen Ausgabe vor. Damit werden die gegenseitige Achtung sowie der Wunsch nach Toleranz und gleichberechtigter Zusammenarbeit zum Ausdruck gebracht.

Die Themen der Wanderausstellung: Die Grenze — Siedlung und Landschaft — Märkte und Küchen — Wirtschaft — Wanderungen — Transit — Sprachen und Schule — Flucht und Vertreibung — Gegenwart und Zukunft.

Ausstellungsstädte, Termine und Themen der Lokalteile:

Litschau	11. 3. — 2. 4.	Regionalbahnen
Český Krumlov	8. 4. — 23. 4.	Tourismus
Horn	29. 4. — 14. 5.	Schule und Kultur
Dačice	20. 5. — 4. 6.	Regionalbahnen
Třeboň	10. 6. — 25. 6.	Teichwirtschaft
Weitra	1. 7. — 16. 7.	Vitorazsko — Weitraer Land?
Znojmo	22. 7. — 6. 8.	Märkte
Retz	12. 8. — 27. 8.	Wein und Grenze
Gmünd	2. 9. — 17. 9.	Nebeneinander — Gegeneinander — Miteinander
Jindřichův Hradec	23. 9. — 8. 10.	Das 75. Infanterieregiment
České Budějovice	14. 10. — 29. 10.	Nationalismus
Waidhofen	4. 11. — 19. 11.	Textilindustrie
Mikulov	25. 11. — 17. 12.	Interkulturelles Zusammenleben

Programme und Plakate können angefordert werden bei:
Waldviertel-Akademie, 3830 Waidhofen, Niederleutnerstraße 10, Tel. 02842/54900.

Norbert Silberbauer

Die Grenzstraße — eine Zeitreise in die Tschechoslowakei

Üblicherweise bog man bei der kleinen Dorfkirche rechts ab und fuhr die eiserne Grenze entlang, geradeaus lag das Nichts, dem man 1955 gerade noch entgangen war, das bis 1918 uns gehörte, von 1938 bis 1945 wieder. Nur die Erinnerungen der Alten und die Hoffnungen der anderen überwanden die Stacheldrähte und Panzersperren; für die Nachgeborenen, die eben nicht früher in Znaim einkauften, zur Schule gingen oder gar dort zuhause waren, endete hier unhinterfragt die Welt, die Verwandten von drüben kennen sie nicht oder sind längst gestorben. Nun ist der Verkehr neu geregelt, die Rechtskommenden haben Wartepflicht, Reisende Richtung Grenzstation Vorrang. Manchmal noch, wenn die Bauern vom Feld oder vom Weinkeller kommen, bricht die alte Gewohnheit durch, und sie fahren einfach von rechts weiter, mißachten den Vorrang der vielen Grenzgänger. Erst wenn sie einer erbost hupend aus ihrer Müdigkeit oder ihrem Rausch aufscheucht, bemerken sie ihr Mißgeschick. Passiert ist bislang ohnehin nichts.

Die Straße zwischen den beiden kleinen Grenzorten Mitterretzbach und Hnanice wird genau an der Grenze zur CSFR, im Niemandsland zwischen den beiden Zollhäusern, schlechter, schmäler, kurvenreicher, für Westautos zu langsam. Eine solche Straße ist nicht gut in einer Region, in der es von Südmährerdenkmälern, Südmährerkreuzen und Südmähreraussichtswarten nur so wimmelt, in der das Wort Heimat noch immer unter einer brau-

nen Patina liegt. Auf einer von den Landsmannschaften herausgegebenen Straßenkarte stehen die alten deutschen Namen, man fährt nach Nikolsburg und nicht nach Mikulov, nach Erdberg und nicht nach Hradek. Hierzulande beginnt die Geschichte erst 1945, das Unrecht der Sudetenvertreibung wird in Ehren gehalten, Kameradschafts- und Heimatvertriebenenverbände haben im Grenzgebiet Hochkonjunktur, und nach dem Zusammenbruch des Sozialismus glauben sie auch noch recht zu behalten. Lügen von einer rücksichtslosen Tschechisierung (gemeint ist wohl der Verlust der deutschsprachigen Vorherrschaft) nach dem Zerfall der Monarchie sollen den Faschismus rechtfertigen und entschuldigen, vergessen Lidice[1], vergessen die Zerschlagung der Tschechoslowakei, vergessen, daß Österreicher im demokratischen nördlichen Nachbarland Zuflucht fanden, als bei uns längst der Austrofaschismus beziehungsweise Nationalsozialismus jede Rechtsstaatlichkeit verhöhnten. Im monarchistischen Gerichtsgebäude von Znaim saß die Gestapo. Heute gibt es dort eine Stelle für die politische Rehabilitation von Opfern des Stalinismus/Kommunismus. Die Geschichte schlägt Purzelbäume.

Auch wenn die Tschechen nun ihre Grenzstraße begradigen und die ersten Kirschbäume der alten Allee fällen, die Vorbehalte fallen nicht.

Die Grenzstation öffnet um sieben Uhr morgens. Ich bin der einzige in Znojmo arbeitende Österreicher, wenngleich auch nur an einem Tag. Wie jeden Donnerstag kontrolliert der Zöllner meinen Wagen, stempelt den Paß, obwohl er mich schon seit Schulbeginn kennt. Dem Zöllner ist von seiner Wichtigkeit nur noch das Ritual der Wichtigkeit geblieben. Auf der Gegenspur eine lange Reihe wartender Tschechen, die zur Arbeit nach Österreich pendeln.

Die eisernen Grenzsperren der alten Regime sind gefallen, nun demütigt eine ökonomische Barriere ein ganzes Land. Die tagtägliche Praxis aber hat sich geändert, vorbei sind die ersten Exzesse nach der sanften Revolution, heute dreht die Grenzregion den Osteinkäufern billigsten Elektroramsch an, zieht ihnen jenes Geld aus der Tasche, das zuvor als Schwarzgeld oder Niedrigstlohn bezahlt wurde. Kaum ein Geschäft, dessen Preisschilder nicht zweisprachig sind, das nicht einen Tschechen als Dolmetsch für die finanzschwachen Landsleute angestellt hat. Die mir entgegenkommenden frühmorgendlichen Pendler werden am Wochenende auf Anhängern oder Dachträgern die ersehnten Westwaren heimkarren, sie sind die Privilegierten, die tschechische Gesellschaft beginnt sich in Reich und Arm aufzuteilen. Unter anderen Vorzeichen wiederholt sich, was bisher schon war. Nur wenn ein Kommunist sich auch seine Westarbeit gerichtet hat, kommen Zweifel an der Gerechtigkeit dieser Welt auf.

Ein Land offeriert sich zum Winterschlußverkauf, die Nachbarn stürzen sich aufs Familiensilber. Im Supermarkt kleben die in unbeholfenem Deutsch geschriebenen Angebote der Tschechen. „Junge, saubere, fleißige Tschechin macht Arbeiten aller Art."

Unsere Vorurteile haben sie internalisiert. Alles, was ihnen im Schatten des Systems vertraut und teuer geworden ist, ist plötzlich nichts mehr wert oder nur den Preis, den der Westen dafür bezahlt. Wer 20 Jahre auf seine Wohnungseinrichtung gespart und sie mit allen Tricks auch ergattert hat, kann dieselbe mit einem Jahr Westarbeit, selbst bei den üblichen Monatslöhnen unter dem Kollektivvertrag, auch bekommen. Die Öffnung der Grenze entlarvt die eigene Geschichte als Irrtum, macht alles Bisherige wertlos.

---

[1] Lidice: Strafaktion der SS gegen das Dorf Lidice am 10. Juni 1942. Von den 446 Einwohnern werden die Männer ab 16 Jahren erschossen (173), Frauen und Kinder werden nach Auschwitz und Ravensbrück deportiert.

An dem Widerspruch zwischen willkommen sein und kein Geld haben wird ein Land, zumindest aber die Region Südmähren, kollektiv neurotisch, gerade wenn einer nicht weiß, daß die Freundlichkeit ein kapitalistischer Werbeschmäh ist, den hierzulande keiner mehr glaubt und der sofort in Ignoranz oder Haß umschlägt, sobald es nichts mehr zu holen gibt. Das unterschiedliche Lohnniveau und der Wechselkurs der Krone ergeben ein Kaufkraftverhältnis von 1 : 10. Somit kostet der Kaffee 399 Schilling, der Deospray 299 Schilling. Bevor die Einheimischen solche Preise zahlten, würden sie den Supermarkt stürmen.

So müßte der Beginn unserer Revolution aussehen, denke ich und fahre weiter, durch eine Landschaft, die der unseren gleicht, und durch Dörfer, die den unseren gleichen. Bloß sind die Felder und Weingärten jenseits der Grenze größer, teilweise eingezäunt und mit Bewässerungsanlagen ausgestattet, die sich bei uns kein Bauer leisten könnte. Die Ideen des Sozialismus haben ihre Spuren hinterlassen, vor allem aber im Gegenteil dieser Ideen. Die Dörfer verfallen, die Jungen wandern ab, kommen am Wochenende vielleicht wieder in die zu Sommerhäusern umfunktionierten Gehöfte, natürlich gewachsene Strukturen sind zerstört von künstlichen, riesigen Agroindustrien, die unter privatwirtschaftlicher Führung idealtypisch zukünftigen EU-Notwendigkeiten entsprächen. Hinsichtlich dieser Strukturen wären die ehemals sozialistischen Länder dem Westen überlegen, der sich mühsam unter seinen demokratischen Bedingungen um die Einheit abmüht, während der Osten sich seine autoritär entstandene Wirtschaftseinheit nun in den neuen Demokratien von Nationalismus und Privatisierung zerschlagen läßt. Einheit im Westen, Zersplitterung im Osten. Die Ideologien haben sich fast gleichzeitig umgekehrt, so stehen sie einander wie immer und schon wieder diametral gegenüber. Kurzum, die sozialistische Vergangenheit in der CSFR offenbart unsere EU-Zukunft. Merkwürdig verschwimmen die Zeiten der beiden Länder.

Wer auf der kleinen, zuerst guten, dann schlechten Grenzstraße in die Tschechoslowakei fährt, verläßt nicht nur ein Land, sondern auch die Gegenwart. Die Reise führt den Besucher unmittelbar in die 50er und 60er Jahre. Die Autos, Motorräder, Traktoren, Landmaschinen, Krankenwagen, was immer, sind nicht von heute, in den Wohnungen noch Nierentische, buntes Resopal und seltsame Souvenirs aus einer Welt, die man sich bisher ökonomisch, vor allem aber politisch nicht leisten konnte. Und läge der Glanz der Dinge nicht unter dem Schmutz der Braunkohleheizungen, man würde Peter Kraus und seine Conny um die Ecke vermuten. Im Zeitraffer erlebe ich die österreichische Nachkriegsgeschichte, wenngleich verharmlost, verkleinert und beschleunigt. Keinen interessiert mehr, wer bei der Partei war oder nicht, der Wiederaufbau erstickt die politische Hygiene, die Vergangenheit ist abgeschlossen als fremder Irrweg in einer fremden Geschichte, mit der man selbst nie etwas zu tun gehabt hat. 1968, mit der Niederschlagung des Prager Frühlings, ist die Zeit stehengeblieben. Seither bedarf nichts mehr der Eile, die Tschechen haben zu warten gelernt, in langen Schlangen vor Geschäften, auf amtliche Bescheide, auf die Zukunft, selbst ihre Autos erlauben keine Geschwindigkeit. Wenn jemand auf den heimischen Hauptplätzen tatsächlich noch geht, bummelt, schaut, dann sind es die Tschechen, und nichts regt die Einheimischen mehr auf als deren Zeit, daß die von drüben einen vorlassen, keinen Weg verstellen, nicht laut sind, daß sie in Wahrheit zwar da sind, aber alle zusammen weniger peinlich als ein Wochenendwiener, daß man sie eigentlich gernhaben müßte, wenn dabei nicht der eigene Irrtum und die öffentliche Meinung im Weg stünden.

Ich habe keine Zeit, in fünf Minuten beginnt die Schule. Wie immer werde ich zu spät kommen, mich zusätzlich noch im Umleitungswirrwarr verfahren. Die Stadt Znojmo wird gründlich saniert, jede Woche eine andere Straße gesperrt, jede Woche der Verkehr dichter,

jede Woche das Leben schneller. Es ist, als wollten die Tschechen die versäumten Jahrzehnte in einem Tag aufholen. Das Land und die Menschen sind bunter geworden. Die hellen Flächen unter den heruntergerissenen Sowjetsternen verschmutzen. Meine Schüler werden auf mich warten, sie werden mir für jede versäumte Minute böse sein, in der sie nicht Deutsch lernen konnten. Deutsch ist ihre Zukunft. Deutschland wird seinen politischen Anspruch im Osten Jahrzehnte später mit wirtschaftlicher Macht durchsetzen. Demzufolge wird die deutsche Sprache wichtiger werden als die englische, schon heute ist Südmähren (fast) wieder deutschsprachig. Die Tschechen assimilieren sich in ihrer eigenen Heimat, noch bevor man dies von ihnen verlangt hätte. Sie haben gelernt in der Monarchie. Wer deutsch spricht, wird Erfolg haben, aber sie werden zwischen ihrer tschechischen Identität und der fremden Sprache sich selbst verlieren. Wenn ich meinen tschechischen Schülern ein wenig von diesen Gefahren erzähle, schreiben sie die neuen Zeitwortformen auf. Trotzdem rede ich weiter, mit jeder Woche werden sie mir mehr glauben.

Ich rase durch die Vororte von Znojmo, über schlaglöchrige Straßen, durch ehemalige, nun an die Stadt angewachsene Dörfer. Erst bei meiner langsameren Rückfahrt werde ich die Veränderungen in den alten Kellergassen bemerken, die neuen Hinweisschilder für devisenkräftige Touristen, Insignien unserer Kultur, über den Parolen von Frieden und Sozialismus kleben längst Plakate, die in Discos, Copy-Shops, Bodybuilding-Centres, Nachtbars oder zum ersten Striptease einladen. Ein tschechischer Hauer hat in seinem Weinkeller einen roten Neonbalken installiert, aus alten Fässern eine Bar gezimmert und in den weichen Sand Reliefs geritzt. Sein Lokal, auf das er stolz ist, sieht schrecklich aus. Es sind seine Vorstellungen von dem, was uns gefallen könnte. Er ist dabei kultur- und geschichtelos geworden. Unsere tschechischen Nachbarn halten uns einen Spiegel vor, aber wir erkennen unser Zerrbild nicht.

Bei jedem Anlaß vergleicht der Bürgermeister einer kleinen Stadt seine Region, das Weinviertel, mit der Toscana. Der Vergleich ist nicht schlecht, selbst wenn der Bürgermeister nur die Landschaft und den Wein meint, auch die Toscana gehörte zu den ärmsten, von hohen Abwanderungsraten gekennzeichneten Regionen Italiens, bevor der Aussteigertourismus verlassene Bauernhäuser zu noblen Herbergen und Spekulationsobjekten umfunktionierte. Was aber im Weinviertel an Image und touristischer Potenz fehlt, wird nun durch ein Gefühl der Überlegenheit ersetzt. Die Tschechen sind noch ärmer und in den vergangenen Jahrzehnten von ihren Politikern noch ärger beschissen worden als wir. Seit das europäische Entwicklungsland CSFR begehbar wurde, sind die Strukturmängel unserer Region, die Inkompetenz unserer Politiker kein Thema mehr. Die Zwerge wuchsen im Vergleich mit dem Nichts zu Riesen. Kritikern wird noch vehementer als früher der Weg in den Irrweg Sozialismus empfohlen, damit Schluß der Diskussion. Aber dennoch entlarven die Schwächen der anderen die eigenen. Wer sich in der CSFR schlecht benimmt, Kronenscheine anzündet, Nazilieder grölt, mit einem Hunderter jede Tschechin flachzulegen glaubt, benimmt sich auch zuhause schlecht, säuft, rauft, die Alte zuhause, Pendler oder Leibeigener der Genossenschaft und so weiter, ein Leben, das hier nicht weiter auffällt. Wer sich in tschechischen Lokalen den Bauch billigst vollfrißt, Bedienung, Qualität und Sauberkeit beanstandet, meint in Wahrheit doch die unverschämten Preise und den Touristennepp in der Heimat, wo ihm teurere Lokale versperrt bleiben. Sein Zorn entlädt sich auf dem Buckel der Schwächeren. Keine Solidarität. Mit dem Fall der Kommunisten sitzen unsere Despoten noch fester im Sattel. Vergessen das tägliche Pendeln nach Wien, die niedrigen Weinpreise, die nie eingelösten Versprechungen des Herrn

Landtagsabgeordneten, der mit seinem Mercedes vorfährt und sich auf Volksfesten durchfüttern läßt. Hierzulande kann einer gar nicht so blöd oder ausgenutzt sein, um nicht trotzdem — das Kaufkraftverhältnis angenommen — reicher zu sein als Präsident Havel. Aber der Schilling ersetzt weder Intelligenz noch Anständigkeit noch sonst irgend etwas. Unser Reichtum ist auch ein historischer Zufall. Vielleicht reagiert deswegen dieses Land an seinen Stammtischen so aggressiv auf die Tschechen, weil es das doch, ohne es zuzugeben, weiß. Die Moral des Kapitalismus, Geld sei der gerechte Lohn für Fleiß und Anständigkeit, stimmt längst nicht mehr, schon gar nicht im Beamten-, Kammern- und Bündestaat Österreich. Nur die Tschechen glauben noch daran, sie bringen uns den verlorenen Glauben zurück.

Wenn mir meine tschechischen Freunde Essen anbieten, und sie bieten mir bei jedem Besuch Essen an, ich nicht gleich zugreife, sagen sie beruhigend, die Wurst oder der Käse kämen aus Österreich; wenn ich sie bitte, das Fernsehen einzuschalten, lehnen sie ab, das Bild sei schlecht, ein russischer Apparat eben; meine Lehrerkollegen halten unsere Schulbücher für objektiv, politisch wertfrei, sie wissen nichts von der Absegnung der Bücher durch die Sozialpartner; entsetzt erzählen sie mir, ein Drittel des Lehrerkollegiums sei bei der Kommunistischen Partei gewesen, meinen Einwand, in Österreich seien oft 100 Prozent, je nach Bundesland, bei der Partei, halten sie für einen schlechten Scherz. Zum ersten Mal bei meinen tschechischen Freunden, beantwortete ich ihre Fragen, noch bevor ich von mir hätte erzählen können. Sie wußten nicht meinen Namen, wohl aber meine Automarke, den Hubraum, die PS-Zahl, ebenso meine Schimarke. Sie haben mich herzlich aufgenommen. Ich weiß bis heute nicht, ob sie das meinetwegen oder meiner Herkunft wegen taten. Ihrer Freundlichkeit ist nicht zu entkommen. Sie dürften sie doch ernst meinen, aber mein Mißtrauen bleibt. Ich komme aus dem Westen. Über Politik reden wir nie, was sie vor der Revolution gemacht haben, verschweigen sie, höchstens ein wenig tschechischer Nationalismus als Reaktion auf den slowakischen. Mein tschechischer Freund sagt, wenn er in die Slowakei fahre, müsse er nach fünf Schnäpsen mit den Slowaken ungarisch reden, da fahre er lieber gleich nach Ungarn und rede dort deutsch. Soviel zur Politik, dann die Dias der letzten Urlaube. Im Winter die Hohe Tatra, im Sommer das Schwarze Meer. Auch im Sozialismus funktionierten ungebrochen die Rituale des bürgerlichen Lebens. Paradoxerweise dort umso besser, als die Menschen dem Staat keinen Zugriff auf das private Leben erlaubten. Tschechisches Biedermeier.

Die jahrzehntelange Verfluchung des Kapitalismus hat ihn erst recht und unbedacht liebenswert gemacht. Die Verehrung der Tschechen für mein Land ist befremdend, es ist, als sprächen sie von einem anderen Österreich. Wer ihnen zuhört, möchte selbst schon daran glauben.

Zwischen verhaßter Vergangenheit und ungewisser Zukunft orientierungslos geworden, teilen die Tschechen die Gegenwart in Gut und Böse, wahrscheinlich haben sie das aber immer so getan. Österreich steht dabei als Synonym für Gut. Gnadenlos schaffen sie ihre Leistungen ab, beispielsweise sozialpolitische, und kopieren stattdessen uns. Aber die Kopie eines fehlerhaften Originals ergibt naturgemäß noch Fehlerhafteres. Die Diktatur des Kommunismus wird heute ersetzt durch das Diktat des Kapitalismus, dem sie sich freiwillig und blind unterwerfen. Ihre neuen Unfreiheiten bemerken sie (noch) nicht. Doch wer bemerkt sie bei uns? Wen beziehungweise wieviele würde die Abschaffung des Restes an Meinungsfreiheit betreffen, wenn der Glaube an die ökonomische Freiheit weiter besteht, und sei es nur im Lotto.

Jedenfalls, kein Einspruch nützt, sie könnten doch auch stolz sein auf ihre Revolution, bei uns hätte sich das Volk in seiner Geschichte noch nie befreit, wir seien zweimal zwangsdemokratisiert worden. Die (meisten) Tschechen würden unbesehen ihren Präsidenten gegen ein schnelleres Auto eintauschen.

Die Wahrheit ist keine Beleidigung. Wer vom Regime verfolgt wurde, hatte nicht immer die Ideale der Freiheit auf seine Fahne geschrieben, nur unsere Vorstellungen setzten Antikommunismus immer gleich mit Anständigkeit, obwohl uns doch die Geschichte eines Besseren belehren müßte. Die sanfte Revolution war eine kapitalistische Revolution, ging sie auch von ein paar Intellektuellen in Prag aus. Die kleinen tschechischen Kapitalisten treffen also folgerichtig die größeren österreichischen Kapitalisten. Das ist auch schon die einzige Basis der neuen Völkerfreundschaft. Die einen kaufen, die anderen verkaufen. So liebt plötzlich (fast) ganz Österreich die ehemaligen Ost-Untermenschen. Die Theorie vom Reich des Bösen stimmt nicht mehr, nicht nur die Tschechen haben ihre Ideologie verloren. Es ist ein heuchlerisches Geschichtsbild, Jahreszahlen als Zäsuren der Geschichte zu verkaufen, die mit Epochen Schluß machen, als ob mit dem Niedergang eines Regimes auch ein gesamtes Volk ausgewechselt worden wäre. Auch das könnte Österreich mit der CSFR verbinden. Wenn österreichische Politfunktionäre von Osthilfe und interkultureller Verständigung reden, höre ich Kulturimperialismus, Almosen und Wirtschaftsraum im Osten. Die Scheinheiligkeiten der Politiker werden nur noch von den Scheinheiligkeiten des Volkes übertroffen. Die Grenze ist zu überraschend gefallen, als daß sich die beiden Seiten aufeinander vorbereiten hätten können. Als Orientierung bleiben die alten Vorurteile, auch wenn die Sätze — dem Zeitgeist entsprechend — (noch) freundlich klingen. Auch in Znojmo gibt es Kiwis zu kaufen, mit Avocados wissen die wenigsten Österreicher etwas anzufangen, zur Grenzöffnung erwartete eine offizielle einheimische Delegation die Tschechen mit Bananen in der Hand. Das ist die Wahrheit, da drüben leben Affen. Vieles, das momentan im neuen, somit alten Europa geschieht, ist zum Kotzen, zumindest kein guter Anfang, wenn am Anfang Selbstlügen und Lügen stehen.

Ich komme beim Gymnasium an, zehn Minuten zu spät. Das Haupthaus ist ein typischer schönbrunngelber Monarchiebau, Respekt einflößend und romantische Vorstellungen. Die beiden, im ersten Jahr geführten deutschsprachigen Klassen sind in der ehemaligen Parteizentrale der KPC untergebracht. Im Volksmund Weißes Haus geheißen. Welche Weisheit. Der Ort symbolisch. Bis 1945 stand dort die Synagoge der einstmals großen jüdischen Gemeinde von Znaim, nach ihrer Zerstörung kurze Zeit ein Park, dann der scheußliche Repräsentations-Betonklotz der Kommunisten, in dem heute neben dem deutschen Gymnasium noch ein Fitness-Center und eine Außenstelle der Sparkasse untergebracht sind.

Der Fortschritt der Geschichte ist oft nur ein Rückschritt, aber vielleicht bleibt die Erinnerung daran als Erfahrung. Bis 1918 existierten in Znaim ausschließlich deutschsprachige Schulen (außer tschechischen Privatschulen), in der Ersten Republik wurden parallel dazu tschechische Schulen gegründet, die mit dem Anschluß an Hitlerdeutschland (und die Ostmark) geschlossen, mit der Befreiung wieder eröffnet wurden, bei gleichzeitiger Schließung aller deutschsprachigen. Die älteren Weinviertler fuhren noch nach Znaim in die Schule, ins Gymnasium oder in die Lehrerbildungsanstalt. Jetzt erinnern sie sich wieder.

Nach sechs Stunden Unterricht fahre ich nach Hause, durch die Umleitungen in der Stadt, durch die Vororte, auf der schmalen, kurvenreichen Grenzstraße, ich fahre langsam, schaue, ich bin erschöpft von der Strebsamkeit und Disziplin meiner tschechischen Schüler. Aber auch sie beginnen sich zu ändern. Einige reden mit mir — natürlich deutsch, denn ich

kann immer noch nicht tschechisch —, ohne daß ich sie auffordern mußte. Sie werden selbstbewußter.

Am Abend schreibe ich über die Tschechoslowakei. Der Text wird eine wehmütige Erinnerung. Das Beschriebene fängt langsam zu verschwinden an. Die Kulturschätze sind für den Tourismus bereit, die ersten Westautos mit tschechischer Nummer, bald werden sich die beiden Länder gleichen wie früher. Oft spaziere ich durch Znaim und spüre, wie in Wien, den Geist der Monarchie.

Im Frühjahr wohl wird meine kleine Grenzstraße neu asphaltiert werden.[2)]

Die Grenzstraße — ein paar Jahre später

Im ersten Jahr nach der Grenzöffnung war ich Lehrer in Znaim, ich unterrichtete einen Tag pro Woche Deutsch für Anfänger im neugeschaffenen zweisprachigen Zweig des Gymnasiums. Meine Erfahrungen, Beobachtungen beschrieb ich in einem Essay. „Die Grenzstraße" erzählte von einer Autofahrt zwischen Retz und Znaim, die zugleich eine Zeitreise in die 50er Jahre war.

Nach dem Fall des sogenannten Eisernen Vorhangs war es leicht, das Neue zu bemerken und zu beschreiben. Nun ist der Alltag eingekehrt, die Normalität. Die vielen Initiativen, Projekte, Begegnungen, Kongresse und Symposien sind verschwunden oder stiller geworden. Auch das ist nicht verwunderlich. Der Übereifer der neuen Völkerfreundschaft, „bikulturell" lautete das gängige Motto, war damals vielleicht normal, wenngleich mir immer suspekt, vor allem wenn Politiker daran beteiligt waren. Ich wußte nie, welche Kultur das niederösterreichische Grenzland, ein strukturschwaches Abwanderungsgebiet, in diversen bikulturellen Aktivitäten anbieten sollte. Bloß weil wir nun ohne Komplikationen nach Znaim fahren können, haben wir hierzulande nicht plötzlich und automatisch Kultur, die wir exportieren könnten. Tschechische Fußballer spielen in den hiesigen Provinzklubs, die Tschechen schunkeln zum Musikantenstadl; die Retzer fahren zum Weinlesefest nach Znaim, die Znaimer zum Weinlesefest nach Retz. Soviel zur Kultur. Dafür touristische Versuche. Ein Radweg führt durch das Grenzgebiet beider Staaten. Der Thayatal-Nationalpark scheitert auf österreichischer Seite an den Forderungen der adeligen Großgrundbesitzer.

Die Zeit scheint stillzustehen und vergeht doch schnell. So lange ist das schon wieder her, es ist, als hätte es die tote Grenze nie gegeben. Oder sind die Veränderungen weniger augenfällig, weil man sich an sie gewöhnt hat? Nach wie vor kaufen die Österreicher in Znaim ein, mit Vorliebe Schaumrollen, und die Tschechen pendeln zur Arbeit nach Österreich. Meine Schüler von damals werden im heurigen Schuljahr maturieren. Die Dörfer und Städte jenseits der Grenze haben ihren Grauschleier nicht verloren, der Gestank der Braunkohle liegt in der Luft. Nur die Skodas sind verschwunden. Keiner erzählt mehr, er sei in Znaim, Prag oder Frain gewesen. Der Elektrohandel klagt über Umsatzrückgänge. Rede ich mit einem Tschechen, entschuldigt er sich für sein schlechtes Deutsch, ich kenne nicht einmal das tschechische Wort für „entschuldigen".

Alltag, wenig Schwung, mehr Trott, wenig Gutes und kaum Schlechtes. Und das ist gar nicht so schlecht. Eine Chronik der Ereignislosigkeit, die erst in 20 Jahren, zusammengefaßt in einer einstündigen Dokumentation, wieder bewegt aussehen und einem das Gefühl vermitteln könnte, doch im Mittelpunkt historischer Entwicklungen gestanden zu sein.

[2)] Dieser Text wurde im März/April 1991 geschrieben. Erstveröffentlichung in PROFIL Nr. 17, 22. April 1991.

In den vergangenen Jahren war ich nur selten in Tschechien. Mich ärgert der dort beginnende, mir von Österreich her bekannte Touristennepp, zumal Ostniveau mit Westpreisen zu bezahlen ist. Mein Prager Lieblingscafé wurde zugesperrt und soll renoviert werden. Und Satellitenschüsseln kann ich mir zu Hause auch ansehen. Trotzdem gibt es noch unverwechselbar Tschechisches, abgesehen davon, daß drüben alles besonders verludert ist und noch häßlicher aussieht, was nicht heißt, mir würden unsere Dorferneuerungen gefallen. Was bei uns in den 50er und 60er Jahren im Wirtschaftswundertaumel aufgestockt, umgebaut, renoviert wurde, ist unwiederbringlich verloren; was drüben verfällt, könnte stilgerecht saniert werden. Im allgemeinen Grau Böhmens und Mährens — mittlerweile glaube ich, der Kommunismus ist auch wegen seiner Farblosigkeit zugrunde gegangen — fallen die roten, zirka einen Meter hohen Plastikeinfassungen der Straßenlaternen beinahe positiv auf. Am meisten faszinieren mich aber die allgegenwärtigen, sicher längst funktionslos gewordenen Lautsprecher. Sehe ich sie, kommen mir wie auf Knopfdruck und je nach Stimmung Bilder in den Sinn. Ich sehe Kolonnen von Menschen im Morgengrauen marschieren, sie starren zu Boden, tragen Spaten oder Gewehre, aus den Lautsprechern dröhnen Befehle und Drohungen. Auch in meiner zweiten Vorstellung sehe ich Menschen, sie gehen zur Arbeit, sie lachen, singen zu den aus den Lautsprechern klingenden alten Kampf- und Arbeiterliedern, die der Faschismus aus unserer Tradition verbannt hat. Die Menschen glauben noch an kommunistische Ideale. Ich weiß, beide Vorstellungen sind falsch, und ich weiß, singend aufmarschierende Arbeitermassen gab es auch im Faschismus, aber mein gelegentlicher Wunsch nach der zweiten, der schönen Vorstellung hat wohl damit zu tun, daß ich in einer Welt lebe, in der nicht zufällig ein Parfum „égoiste" heißt und eine Wirtschaftszeitung mit „für Ihren persönlichen Gewinn" wirbt.

Die größte Errungenschaft seit der Grenzöffnung ist für Österreicher der Duty-free-shop. Nicht wenige nehmen für eine Einkaufsfahrt dorthin sogar die Großmutter mit, um eine zusätzliche Stange Marlboro und einen Liter Schnaps einführen zu können. Und solange Tschechien nicht bei der EU ist, muß die Großmutter herhalten.

Meine Grenzstraße wurde — wie ich leicht voraussagen konnte — auf tschechischer Seite tatsächlich begradigt und neu asphaltiert. Zwischen Mitterretzbach und Hnanice steht ein neues, gemeinsames Grenzhaus, und gemeinsam ist beiden Staaten auch, daß die EU-Außengrenze sie voneinander trennt.[3)]

[3)] Geschrieben für „Das Waldviertel", Jänner 1995.

Waldviertler und Wachauer Kulturberichte

Arbesbach

Alte Schmiede wurde um zwei Millionen Schilling revitalisiert

Etwas außerhalb von Arbesbach steht eine voll eingerichtete und funktionsfähige Hammerschmiede. 1804 kaufte Michael Pölzl von Anton Pilz die Schmiede unter sehr interessanten Vertragsbedingungen, die wie viele andere geschichtliche Fakten bei der Führung erklärt werden. Der Betrieb blieb bis 1924 in der Familie.

Am 1. Juli 1929 kaufte Ludwig Haslinger die Schmiede. Da der Schmied den erforderlichen Betrag nicht aufbringen konnte, erwarb er nur das Hammerwerk und bezog die oberen Gesellenräume. Das Herrenhaus fiel daher an private Besitzer, steht jedoch unter Denkmalschutz.

Nach der Pensionierung des Schmiedes drohte die Werkstatt zu verfallen. So beschloß die Gemeinde, diese Rarität zu revitalisieren, und seither bewegt sich alles wie früher. Seit zwei Jahren kümmert sich der Verschönerungsverein um das 2-Millionen-Schilling-Projekt. Drei restaurierte Wasserräder betreiben den Hammer und verschiedene Maschinen. Über der Werkstatt befindet sich das Museum der Hammerschmiede.

Natürlich haben auch Besucher die Möglichkeit, die Schmiede zu besichtigen. Zwischen Ostern und Allerheiligen stehen tagsüber Führer bereit, die durch Funk herbeigeholt werden. Auch der frühere Betreiber Ludwig Haslinger, bereits im 93. Lebensjahr, läßt noch voller Energie den Hammer schwingen.

Neue NÖN / Zwettler Zeitung, 13. 10. 1994

Schloß Brunn am Wald
(Foto: Marktgemeinde Lichtenau)

Brunn am Wald

Nur sinnvolle Nutzung kann Wasserschloß retten

Durch mangelnde Instandhaltungsarbeiten ist das wunderschöne Wasserschloß Brunn am Wald vom Verfall bedroht. Das Schloß Brunn stammt aus dem 16. Jahrhundert. Es ist in seiner überkommenen Form erhalten. Die vier dreigeschossigen Flügel umfassen einen quadratischen Innenhof und sind von einem Wassergraben umgeben, der sich an der Ostseite zu einem Teich erweitert. Die Lage am Wasser und die Gestaltung geben ihm ein besonderes Aussehen. Erwähnungswert sind die Kranzgesimse, das Zahnschnittfries, ein umlaufendes Plattenband und die mächtigen Walmdächer mit Gaupen und aufragenden Kaminen. Innen befinden sich qualitätsvolle Stuckdecken und Kachelöfen.

Derzeit befindet sich das Schloß im Privatbesitz. Der Bezirkshauptmannschaft Krems ist es in Zusammenarbeit mit dem Gebietsbauamt gelungen, zwei namhafte Firmen aus dem Bezirk und der Stadt Krems für unmittelbar anstehende Sanierungsarbeiten zu gewinnen. Diese stehen bereits vor dem Abschluß. Die künftige Erhaltung des Schlosses ist dadurch jedoch noch nicht gesichert. Bundesdenkmalamt und Marktgemeinde Lichtenau bedauern dies sehr und wären erfreut, wenn das Schloß einer dauernden und sinnvollen Nutzung zugeführt werden könnte. Interessenten sind aufgerufen, zu einer Lösung beizutragen.

Neue NÖN / Krems, 21. 11. 1994

Dobersberg

Ehrenpreis für Jugendkapelle

Im Jubiläumsjahr 1994 konnte die Jugendkapelle den Ehrenpreis in Gold des Landeshauptmannes von NÖ erreichen. Dies und auch die denkwürdige Eröffnung des neuen Musikerheimes im Jubiläumsjahr sind Grund genug, die wichtigsten Ereignisse der 40jährigen Geschichte des Musikvereines in Form einer kurzen Chronik darzustellen.

Im Jahr 1954 wurde der Musikverein Dobersberg gegründet. Erster Obmann war Franz Faast aus Groß Taxen. Es war dies die Zeit der vielen Dorfkirtage, die mit dem bekannten „Häuserspiel" und dem anschließenden Gartenkonzert musikalisch umrahmt wurden. Es gab auch damals bereits Frühjahrskonzerte, allerdings in einer bescheidenen Stärke von 12 bis 14 Musikern. Kapellmeister war zu diesem Zeitpunkt Willi Pascher, der — 19jährig — bereits im Jahr 1952 die Kapelle übernahm und 35 Jahre leitete. Von 1972 bis 1990 war Rudolf Ziegler Obmann der Trachtenkapelle. Seit 1971 trat die Trachtenkapelle bei allen Konzertmusikbewertungen und seit 1981 bei allen Marschmusikbewertungen an. Im Zusammenwirken mit Bezirkskapellmeister F. X. Weigerstorfer begann Obmann Rudolf Ziegler 1977 mit der Nachwuchsarbeit. Im April des Jahres 1984 begann unter der Leitung von Willi Prinz die Probenarbeit der neugegründeten „Jugendkapelle des Musikvereines Dobersberg". Von den damals 41 Jungmusikern sind heute noch 13 Musikerinnen und Musiker im Verein tätig. Im Jahr 1987 übernahm Kpm. Willi Prinz auch die musikalische Leitung der Trachtenkapelle. Von 1990 bis 1992 war Manfred Populorum und seither ist Ing. Gerhard Burian Obmann des Musikvereines Dobersberg. Stabführer ist derzeit Markus Meller.

Mit der im Jahr 1990 gegründeten Musikschule wurde der Grundstein für eine weitere gedeihliche Jugendausbildung in Dobersberg gelegt. Der Musikverein Dobersberg, welcher auch seitens der Marktgemeinde Dobersberg großzügig unterstützt wird, zeigt mit seinem heutigen Stand auf, daß im grenznahen Raum des nördlichsten Waldviertels die Förderung der Jugend an vorderster Stelle steht.

Solange soviel Jugend musikalisch tätig ist und solange genügend Freunde der Blasmusik dem Musikverein die Treue halten und ihn so wie bisher unterstützen, braucht uns um die kulturelle Zukunft dieser Region nicht bange zu sein.

Adolf Schlögl

Eggenburg

Stadterneuerung: Leitbild mit Bürgerbeteiligung

Die Stadterneuerung in Eggenburg geht nach fast zwei Jahren Aufbau nun in die Realisierungsphase. Der Raumplaner Dipl.-Ing. Michael Fleischmann wurde damit betraut, ein Stadterneuerungskonzept zu erstellen. Gemeinsam mit der Bevölkerung wurden in Abendveranstaltungen, bei einem Tag der offenen Tür, einem eigenen Termin mit jungen Müttern und in vielen Einzelgesprächen Leitsätze und ein Leitbild erarbeitet. Dabei soll, ausgehend von den historischen, kulturellen und landschaftlichen Gegebenheiten, die Lebensqualität in der Stadt verbessert werden. Dies bedeutet auch eine Stärkung der Wirtschaft, eine Forcierung des Tourismus und die Entwicklung des Verkehrs unter stärkerer Berücksichtigung der öffentlichen Verkehrsmittel. In acht Themenbereichen werden nunmehr Maßnahmen erarbeitet. Darunter befinden sich die Bereiche Wohnen, Leben und Ortsbild, Wirtschaft, Freizeit, Sport und Erholung, Umland, Kultur und Bildung, Landwirtschaft, Ökologie sowie Tourismus. Der Stadterneuerungsbeirat hat die Formulierung des übergeordneten Leitsatzes akzeptiert, das Leitbild wird gemeinsam mit dem Gemeinderat abgestimmt und ergänzt.

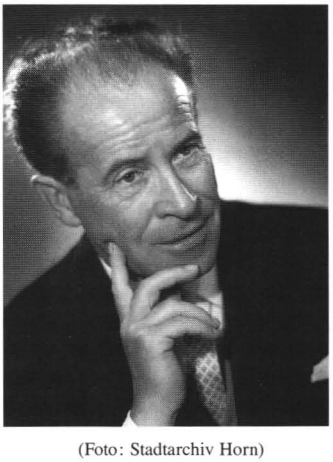
Das Stadterneuerungskonzept wird die Richtung der Stadtentwicklung in den nächsten 10 bis 15 Jahren festlegen. Die Bürgerbeteiligung ist dabei die beste Möglichkeit, ein positives Identitätsgefühl zu wecken und den Menschen ein klareres Bild von der Zukunft ihrer Heimatstadt zu bieten.

NÖ Landeskorrespondenz, 19. 12. 1994

Geras

Etruskologe Ambros Pfiffig 85
Vielseitiger Prämonstratenser aus Stift Geras

Der bekannte Etruskologe Univ.-Prof. Dr. Ambrosius Pfiffig feierte am 17. Jänner seinen 85. Geburtstag. Er gehört zum Kreis jener Wissenschafter, die aus dem geistlichen Lager kommen und den Ruf der Klöster und Stifte als Zentrum der Kultur und der Wissenschaft begründen helfen.



(Foto: Stadtarchiv Horn)

Der Jubilar wurde 1910 als Joseph Pfiffig in Wien geboren, besuchte das Schottengymnasium und gehört dem Stift Geras seit 1929 an. Die Priesterweihe empfing er 1934 in Innsbruck. Er war vier Jahre Kaplan in Drosendorf und leistete als Sanitäter Kriegsdienst bei der Deutschen Wehrmacht. Nach dem Krieg war er zunächst Choralmagister bei den Regensburger Domspatzen und nach seiner Heimkehr Sängerknabenpräfekt im Stift Geras. 1956 begann er in Wien Alte Geschichte und Sprachen zu studieren. 1961 wurde er Dr. phil. und habilitierte sich nach Studien in Perugia 1964 für Etruskologie, ein Gebiet, das ihn ein Leben lang begleiten sollte. Es folgte noch ein Theologiestudium, das er mit einer Dissertation über das Leben des heiligen Norbert und die Anfänge des Prämonstratenser-Ordens abschloß. Dr. Ambrosius Pfiffig lehrte 20 Jahre lang an der Ausländeruniversität in Perugia und gehörte schließlich der Wiener Universität 25 Semester lang als Honorarprofessor an. Er war es, der die Etruskologie an der Wiener Universität einführte. Seit 1969 ist er ständig im Stift Geras. Neben seiner wissenschaftlichen Arbeit betätigte sich Pfiffig auch als Komponist und Kapellmeister.

NÖ Landeskorrespondenz, 16. 1. 1995

Gossam

Burgkircherl — historisches Wahrzeichen

Als ein vorbildliches Gemeinschaftswerk wird von vielen Seiten die Rettung der Überreste der Burg und Burgkirchenanlage in Gossam in der Pfarre Emmersdorf bezeichnet. „Kaum etwas fördert die Identifikation der Dorfbewohner mit ihrem Ort mehr als die gemeinsame ‚Spurensicherung' in Richtung Vergangenheit", wie Franz Xaver Kerschbaumer vom Verein für Dorferneuerung und Kulturinitiativen der Orte Gossam, Grimsing und Schallemmersdorf im Buch über Burg und Burgkirche schreibt. Der Verein habe am Beginn seiner Tätigkeit drei Perspektiven für sein Handeln aufgestellt und seit mehr als fünf Jahren versucht, diese konkret umzusetzen. Sich einzusetzen für das soziale, kulturelle, politische Leben in den Orten und die Schaffung eines Gemeinschaftshauses für Begegnung, Bildung, Feste usw. waren jene, die bald verwirklicht werden konnten. Das dritte Vorhaben, die archäologische Rekonstruktion und denkmalpflegerische Renovierung der Burg und Burgkirche in Gossam, galt als längerfristiges Ziel.

Der Ort Gossam liegt am Südfuße des Jauerlingmassives. Auf einer Felskuppe am linken Ufer des Felbringbaches steht die Kirchenruine St. Pankraz. Von 1988 bis 1994 erfuhr diese Anlage eine archäologisch-bauhistorische Erkundung, die gemeinsam mit dem Bundesdenkmalamt und dem Verein für Dorferneuerung und Kulturinitiativen Gossam — Grimsing — Schallemmersdorf durchgeführt wurde.

An den ersten Grabungswochen beteiligten sich zahlreiche Hobbyarchäologen — Schüler der Hauptschule Emmersdorf, des Gymnasiums Melk, der HTL St. Pölten und freiwillige Helfer aus der Ortsbevölkerung. Der gelungene Start war für jung und alt bald ein beliebtes Projekt, bei dem man viel lernen konnte. Die Bewegung, die diese Dorferneuerungsaktion auslöste, hat auch zuständige Stellen zur Bereitstellung von Mitteln zur Rettung der Bausubstanz veranlaßt. Schritt für Schritt wurden dann in den vergangenen Jahren unter großartiger Mitarbeit der Bevölkerung die Baureste der romanischen Burg und Burgkirche, der gotische Turm und weitere Bauteile restauriert. Das umfangreiche

Die erhaltenen Reste der Gossamer Burg, der Burgkirchenanlage und des gotischen Turmes
(Foto: Kirche bunt, St. Pölten)

Fundmaterial bei den Grabungen, seine Reichhaltigkeit und hervorragende Aussagekraft hat alle Erwartungen, auch die der Fachleute, übertroffen. Es war eine Datierung der Kleinburganlage ab dem 10. und der Kirchenanlage ab dem 14./15. Jahrhundert möglich.

Die ältesten Siedlungsreste in Gossam dürften aus dem 10. Jahrhundert stammen. In der Wende 11./12. Jahrhundert erfolgte ein gezielter Umbau der Kleinburganlage, der mit der Errichtung einer Wehrmauer und einer Kapelle aus Stein ihren Ausdruck fand. Die erhaltenen Bauelemente lassen auf eine romanische Burgkapelle schließen. Im 14. Jahrhundert begann die Wiederbesiedelung bei der ehemaligen Burganlage, diesmal durch den Ausbau der kleinen Burgkapelle zu einer stark besuchten Wallfahrtsstätte, die bedingt durch die Kriege im 17. Jahrhundert ihre Bedeutung verloren hatte.

Im Rahmen des Abschlusses der Renovierungsarbeiten wurde im Vorjahr auch ein schmiedeeisernes Kreuz gesegnet und in der Burgkirche aufgestellt. Heute sind die erhaltenen Reste der Anlage Ziel vieler Wanderer. „Das Kreuz soll die Besucher zur Andacht einladen", sagt Pfarrer Josef Kaiserlehner.

Kirche bunt / St. Pöltner Kirchenzeitung, 15. 1. 1995

Groß Gerungs

Heimatdichter gaben sich Stelldichein

Unter dem Motto „A weng' wos Greds, a weng' was Gschpüts" fand im Gasthaus Kastner in Griesbach am 8. Dezember bereits der fünfte Mundartdichterstammtisch statt.

Die Heimatdichter, die aus den Bezirken Gmünd und Zwettl, aber auch aus Oberösterreich kamen, unterhielten das anwesende Publikum mit zum Teil besinnlich-weihnachtlichen und zum Teil humorvollen Werken.

Für den musikalischen Rahmen sorgten die Geschwister Waltraud und Wolfgang Holzmann aus Brunn und die Bläsergruppe Griesbach unter der Leitung von Dominik Tauber.

Neue NÖN / Zwettler Zeitung, 15. 12. 1994

Großschönau

Bereicherung der Ortsgeschichte

Im Oktober wurde von der Ortsstelle des Bildungs- und Heimatwerkes eine Flurdenkmalerhebung abgeschlossen. Insgesamt 115 Objekte wurden dabei im Gemeindegebiet erfaßt. Der Bestand setzt sich zusammen aus etwa 50 Prozent Kreuzen, vorwiegend aus Guß- oder Schmiedeeisen, die häufig auf einem Granitsockel oder direkt im Naturfelsen verankert sind und einem ebenso großen Anteil gemauerter oder Steinmarterl (Pfeiler) sowie Bildstöcken und Steinkreuzen.

Besonderheiten sind ein romanischer Kreuzstein aus dem 12. Jahrhundert und mehrere Tabernakelbildstöcke bzw. Lichtsäulen aus dem 14. und 15. Jahrhundert. Bei der Erhebung wurden interessante geschichtliche Zusammenhänge gefunden und wichtige lokale Begebenheiten aufgezeichnet. Das Projekt wird vom Bildungs- und Heimatwerk noch weiter ausgearbeitet und für die Ortsgeschichte bei der Gemeinde hinterlegt.

Neue NÖN / Gmünder Zeitung, 10. 11. 1994

Horn

Horner „BIB '94" nächstes Jahr auf Deutschland-Tour?

Weil die Veranstaltung „Bibliophile — Künstler — Bücher" (BIB '94) so große Resonanz zeitigte, könnte sie 1995 auf „Deutschland-Tournee" gehen.

Kunstverein Horn und Galerie Thurnhof dürfen zufrieden sein. Die BIB '94 setzte im Mai und Juni die Idee um, Bücher und Buchobjekte zu zeigen und präsentierte dabei viele Schätze. Die Kon-

BIB '94: Ausstellungsraum, gestaltet von Mag. Erich Dell'mour
(Foto: Toni Kurz, Horn)

takte zahlreicher Künstler untereinander sowie die Schreibwerkstatt für Erwachsene und Kinder (Ergebnis der Einbeziehung der Volkshochschule) wertete die Horner Aktivität enorm auf. Eintausend Besucher aus ganz Österreich und dem Ausland kamen zu Ausstellung und Rahmenveranstaltungen.

„1995 ist Österreich-Schwerpunkt bei der Frankfurter Buchmesse", sieht der führende Horner „Buchmacher" Toni Kurz einem „Export" der Idee entgegen. „Es gibt Interesse. Die BIB könnte sich in der in Horn gefundenen Form in Frankfurt, Hamburg, Leipzig und München präsentieren."

Viele Künstler haben außerdem schon jetzt auch für die nächste BIB in Horn (1996) ihr Mitwirken zugesagt.

Neue NÖN / Horn-Eggenburg, 28. 10. 1994

Über 3000 Besucher: Horn unter Festivalstädten vorn!

Über 3000 Gäste! Die Stadt Horn war von allen sieben Festivalstädten der „szene bunte wähne" im Land der Spielort mit der höchsten Besucherzahl. Rund 1500 Schüler bei den für sie angebotenen Produktionen sowie exakt 1570 Kinder, Jugendliche und Eltern bei den Nachmittags- und Abendveranstaltungen katapultieren Horn in der Schlußbilanz an die Spitze der Festivalstädte. Der rege Zuspruch zur von zahlreichen Horner Firmen finanziell unterstützten Kulturarbeit, die im Vereinshaus, im Canisiusheim und dem Kunsthaus in Szene ging, ist Lohn für den großen organisatorischen Aufwand, der hauptsächlich auf den Schultern von GR Gerhard Hauer, Anton Kurz und Ferdinand Harringer ruhte.

Mehr als dieser Erfolg auf breitester Ebene sorgte jedoch gleich zum Auftakt die Uraufführung von Felix Mitterers Anti-Kriegs-Theater „Das Fest der Krokodile", die in Horn über die Bühne ging, für Debatten. Das Stück wurde vom Publikum geteilt aufgenommen, erreichte aber damit eines seiner Ziele, nämlich, zu Diskussionen anzuregen.

Neue NÖN / Horn-Eggenburg, 4. 11. 1994

Erst nach der Pause taute das Publikum richtig auf

Ein voller Saal und eine volle Bühne kennzeichneten das vorweihnachtliche Konzert des Gesang- und Musikvereins Horn — gute Voraussetzungen für einen vollen Erfolg. Dieser stellte sich auch ein, wenngleich der Applaus und die Stimmung im zweiten Teil besser waren als vor der Pause.

Der erste Teil war Chorwerken der Jahresregenten Orlando di Lasso und Palestrina (gestorben 1594) gewidmet. Diese Werke stellen durch ihren polyphonen Stil an Ausführende und Zuhörer hohe Anforderungen. Obwohl gut einstudiert, verfügte das kunstvolle Gewebe der Stimmen manchmal doch über zu wenig Transparenz. Auch waren nicht alle Sänger optimal disponiert. Mit seinem weihnachtlichen Programm brachte der zweite Teil nicht nur das Orchester, sondern auch den Jugend- und Kinderchor auf die Bühne. Deren Leitern ist zur erfolgreichen Aufbauarbeit zu gratulieren. Händels „Tochter Sion" mit Chor, Orchester und Bläsersolisten bildete den effektvollen Abschluß des Konzerts.

Danach verlieh Hellmut Fischer, Obmann des Waldviertler Sängerkreises, Walter Cadilek für seine Verdienste die Goldene Ehrennadel des Sängerkreises.

Neue NÖN / Horn-Eggenburg, 22. 12. 1994

Karlstein

Ehemalige Siedlungen im Raum Karlstein als Forschungsthema

„Verschwundene Dörfer im Karlsteiner Gemeindegebiet" war der Titel eines Vortrages von Prof. Kurt Bors am 9. November im Pohnitzer-Saal.

Bürgermeister Karl Wanko gab seiner Freude über den zahlreichen Besuch Ausdruck und erörterte dann das Thema aus seiner Sicht. Ausgangspunkt war für ihn das Zehentverzeichnis „Prima fundacio" des Stiftes Herzogenburg, in welchem die meisten unserer Dörfer erstmals genannt werden, darüber hinaus aber viele heute nicht mehr existierende Siedlungen vorkommen.

Seit vielen Jahren widmet sich Kurt Bors, Geographieprofessor i. R., diesem Thema. Von Univ.-Prof. Felgenhauer als Mitarbeiter bei der Ausgrabung Hard herangezogen, wurde er auf die außergewöhnliche Häufung von Ortswüstungen im Gebiet um Karlstein aufmerksam, wo er bei seinen Forschungen Jahr für Jahr fündig wurde. Bei den Funden handelt es sich hauptsächlich um Keramikscherben, aber auch um Metallgegenstände (geschmiedete Nägel u. dgl.).

An Hand von Dias durchstreifte Prof. Bors in seinem Vortrag die einzelnen Ortwüstungen: Konrads, Grafenschlag, Netraz, Klupans, Dankharts, Pirach, Zunkendorf, Grates und Gerhardsdorf sind seit längerem bekannt und am „Karlsteiner Rundwanderweg" durch Schilder gekennzeichnet. Dazu kommt noch etwa ein Dutzend weiterer mittelalterlicher Ansiedlungen als Ergebnis der jüngsten Forschungen. In „Netraz" (KG Schlader) sind deutlich die Umrisse eines Hauses erkennbar. Hier wäre eine Grabung lohnend.

Neue NÖN / Waidhofner Zeitung, 17. 11. 1994

Kottes

Im Pfarrhof Kottes soll bald ein Dorfmuseum entstehen

Der Kultur- und Dorferneuerungsverein hielt kürzlich seine erste Vollversammlung seit dem fast einjährigen Bestehen ab. In dieser Zeit waren die Mitglieder äußerst aktiv und konnten bereits einige Projekte vorweisen. Durch die rege Mitarbeit wurde in der Gemeinde bereits beachtlich an Kosten gespart. Schwerpunkte waren der Naturlehrpfad am Galgenberg, der jedes Jahr neu beschildert wird und sich in der Obhut von DI Karin Böhmer befindet. Der Erzlehrpfad erstreckt sich über das gesamte Gemeindegebiet und läßt Einblick in die frühgeschichtliche Erzgewinnung mit alten Stollen, Lagerstätten von Erz und Graphit, Schmelz- und Kalköfen zu. Seit kurzem ziert noch ein von der Jägerschaft errichtetes Hubertusmarterl den Galgenberg.

Als nächstes wird im Pfarrhof das Dorfmuseum in Angriff genommen. Günther Lassi, einer der Hauptaktiven, hat bereits eine Bibliographie von 450 Büchern und Artikeln zusammengestellt, die er dem Verein gespendet hat. Das Museum wird in drei Schwerpunkte gegliedert werden: nähere Umgebung Kottes, Geschichte Kottes, Geomantie und Geologie.

Neue NÖN / Zwettler Zeitung, 1. 12. 1994

Krems

Fisch, Fleisch, Wasser & Wein im neuen Haus
Kunst.Halle.Krems wird 1995 fertiggestellt

Ein Kulturbau der Superlative geht in Krems seiner Vollendung entgegen: Die Kunst.Halle.Krems in der Steiner Landstraße 8 soll nach nur 16monatiger Bauzeit am 31. März feierlich eröffnet werden. Schon Ende Jänner wird das Obergeschoß fertiggestellt, der Rest des Gebäudes Ende Februar. Mit einem Gesamtaufwand von 60 Millionen Schilling — für den Ankauf des Objektes, einer ehemaligen Tabakfabrik, für die Adaptierung und für den Zubau — wurde die in Österreich derzeit größte Ausstellungshalle errichtet. Zusammen mit der Minoritenkirche, die auch weiterhin für Ausstellungen genützt wird, gibt es nunmehr 3800 Quadratmeter Ausstellungsfläche: 1200 in der Kirche und 1600 in der neuen Kunsthalle. Dort steht auch ein großer, vollklimatisierter Ausstellungsraum zur Verfügung, da auch Alte Kunst, die besonderer klimatischer Bedingungen bedarf, zum Ausstellungskonzept der Kunsthalle gehört.

Nicht nur von der Fülle der Ausstellungsräume und Einrichtungen, auch vom Zeitablauf und von der juristischen Konstruktion her ist die Kunst.Halle.Krems einmalig: Das Land Niederösterreich stellte der Stadt Krems 20 Millionen Schilling für den Ankauf zur Verfügung, die sich ihrerseits verpflichtete, Betriebskostenzuschüsse zu leisten. Vor drei Jahren wurde die Kunsthalle Betriebs-GesmbH gegründet; im Mai 1992 wurde der Bau-Wettbewerb abgeschlossen, aus dem Architekt Adolf Krischanitz siegreich hervorging. Krischanitz leitet die Wiener Sezession, unterrichtet in Berlin Architektur und zeichnete auch für den Traisenpavillon in St. Pölten verantwortlich.

Mit den richtungweisenden Baumaßnahmen kann auch das Ausstellungsprogramm im Eröffnungsjahr Schritt halten: Vom 20. Mai bis 29. Oktober wird die Eröffnungsausstellung „Wasser & Wein — die Dinge des Lebens" präsentiert, die Prof. Werner Hofmann zum Kremser Millenniumsjahr 1995 gestaltet. Bereits zuvor präsentiert die Kunsthalle im 1. Stock des eben fertiggestellten Gebäudes die Ausstellung „Fisch & Fleisch — 50 Jahre Fotografie in Österreich" (18. Februar bis 9. April) und in der Minoritenkirche „Susanne Wenger — eine Retrospektive" (12. März bis

Manfred Willmann: Für Christine, 1984/85
(Foto: Kunst.Halle.Krems)

30. April). Im Februar und März gibt es darüber hinaus Konzerte, Performances, Symposien und Workshops zum übergreifenden Thema „Tuned" und am 24. und 25. Juni das Symposion „Fotosammlungen in Europa".

NÖ Landeskorrespondenz, 28. 12. 1994

Krems-Stein

Die Pfarrkirche Stein ist um hundert Jahre älter

Wunderschöne historische Bausubstanz kam bei der ersten Phase der Renovierung der Stadtpfarrkirche in Stein zutage. Wider Erwarten war noch viel alte Putzsubstanz unter dem alten Zementmörtel aus dem Jahr 1901 erhalten. Als sensationell werten die Fachleute den Vierpaßfries an der Südseite der Apsis. Es handelt sich um waagrechte, bandartige Streifen zur Gliederung und zum Schmuck der Wandfläche unter dem Gesimse. Diese Elemente konnten bis auf einen Meter — dieser Teil wurde durch spätere bauliche Veränderungen leider zerstört — in Kleinarbeit freigelegt werden. Dasselbe trifft auf die Fugenmalerei zu. Gleichzeitig stellte man fest, daß die Kirche nicht in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, sondern bereits um 1400 erbaut worden sein muß. Man fand heraus, daß die ursprünglich gotische Sakristei bei der Frauenbergstiege 1464 erweitert wurde.

Grundsätzlich ist man der Meinung, daß bei der großen Restaurierung im Jahr 1901 versucht wurde, die barockisierte Kirche wieder in den mittelalterlichen Zustand zurückzuversetzen. Das ergab ein neugotisches Erscheinungsbild. Die Maßwerkfenster wurden geöffnet und rekonstruiert, jedoch die eigentliche mittelalterliche Substanz blieb verborgen.

Die zu dieser Zeit und später verwendeten Putzüberzüge mußten jetzt aus konservatorischen Gründen entfernt werden. Dabei stießen die Restauratoren auf die wertvolle mittelalterliche Bausubstanz.

Fritz Miesbauer, Neue NÖN / Krems, 7. 11. 1994

Langenlois

Vor 25 Jahren verstarb der Komponist Durstmüller

Im Rahmen einer kirchenmusikalischen Aufführung gedachten die Liedertafel und der Kirchenchor des vor 25 Jahren im 70. Lebensjahr verstorbenen langjährigen Langenloiser Regenschori und Komponisten Friedrich Durstmüller. Wie bei manchen seiner großen Vorbilder blieb es auch bei ihm zu Lebzeiten sehr still um seine Werke. Lediglich in der Heimatpfarre gab es gelegentlich Aufführungen mit ihm an der Orgel. Der frühere Bürgermeister von Langenlois und Landeshauptmannstellvertreter August Kargl interessierte seinerzeit erfolgreich die NÖ Tonkünstler und den Rundfunk für die Werke Durstmüllers. Das Programm bei dem Gedenken an den Komponisten umfaßte u. a. Teile der Kindermesse und der Raphaelsmesse.

Kirche bunt / St. Pöltner Kirchenzeitung, 18. 12. 1994

Langschlag

Langschlag engagiert sich aktiv in der Brauchtumspflege

Unter dem Motto „Kathrei' stellt den Tanz ein" — Waldviertlerisch g'sunga, tanzt und g'redt — wurden die Besucher am vergangenen Freitag im Wurzelhof aufgefordert, aktiv selbst mitzusingen und mitzutanzen.

Unter fachkundiger Führung der Chorgemeinschaft Langschlag unter OSR Dir. Erwin Wallner wurden Volkslieder gesungen. Viel Spaß und Freude machte den Besuchern das Mittanzen mit der Volkstanzgruppe Langschlag. Vorrangiger Sinn dieses vom Kulturstammtisch Langschlag initiierten Abends war „Kultur nicht erleben durch passives Zuschauen und Zuhören — sondern Brauchtum erwecken und neu beleben durch aktives Mitgestalten".

Neue NÖN / Zwettler Zeitung, 1. 12. 1994

Maria Taferl

Abschied und Anfang in Maria Taferl

Abschied, Neuanfang und Eröffnung am Nationalfeiertag in Maria Taferl. Schule und Kirchenplatz standen im Mittelpunkt. In den Ruhestand verabschiedet wurde die langjährige Schuldirektorin Gertrude Feyertag in Maria Taferl. Seit 1960 ist Feyertag im Schuldienst tätig. Die meiste Zeit davon war sie in ihrer Heimatgemeinde Volksschuldirektorin. Dr. Lechner überreichte eine Dankesurkunde des Landesschulrates, Pfarrer Helmut Hoffmann freut sich über das Engagement von Dir. Feyertag in der Pfarre. „Besonders kümmert sich Feyertag um die Senioren."

Außer der Pfarrtätigkeit hat Feyertag in den vergangenen Monaten ein weiteres Tätigkeitsfeld gefunden. Bgm. Herbert Gruber lobte ihren Einsatz beim Aufbau des neuen Schulmuseums. Dies war auch der zweite Höhepunkt am Nationalfeiertag. Mehr als 2000 Arbeitsstunden haben die Familie Schabschneider aus Persenbeug und eine engagierte örtliche Mitarbeiterschar für das Schulmuseum in Maria Taferl aufgebracht. Das Schulmuseum in der Volksschule ist jeden Sonntag von 9.30 bis 11.30 Uhr sowie gegen telefonische Voranmeldung (07413 / 302) geöffnet.

Eine besondere Rarität ist eine offensichtlich gefälschte Schulordnung. Dr. Lechner wird nun den Kontakt zum Archiv des Landesschulrates herstellen, um vielleicht den Ursprung dieses Unikates feststellen zu können. Gefunden wurde die Schulordnung auf einem Dachboden einer Sonderschule im Bezirk Amstetten.

Eröffnet wurde auch der neugestaltete Kirchenplatz. Vor 34 Jahren wurde die große Linde gefällt, jetzt stehen wieder sechs Kugelahornbäume. Der Dorferneuerungsverein unter Dir. Franz Strondl hat sich um die Bäume bemüht, die von privaten Gönnern gesponsert worden sind.

Neue NÖN / Melker Zeitung, 3. 11. 1994

Melk

Sonderausstellung „Melk 1918-1938"
(Foto: Heimatmuseum der Stadt Melk, Anton Harrer)

Kultur- und Museumsverein zeigen „Melk 1918-1938"

Der Kultur- und Museumsverein lud am Nationalfeiertag zur Eröffnung der Ausstellung „Melk 1918-1938" ins Stadtmuseum ein. Kontinuitäten aus der untergegangenen Habsburgermonarchie einerseits, neue Strömungen andererseits prägten die Erste Republik. „Völker hört die Signale" sangen die Studenten des Oberstufenchors unter der Leitung von Prof. Thomas Foramitti. Die soziologischen Gegebenheiten Melks führten dazu, daß die Kleinstadt im Windschatten der extremen Auseinandersetzungen jener Jahre lag. Dennoch war die Entwicklung in den Jahren 1918-1938 auch hierorts nicht frei von Parteienstreit, Identitäts- und Wirtschaftskrise. Vor diesem Hintergrund spielte sich privates und öffentliches Leben ab.

Neue NÖN / Melker Zeitung, 3. 11. 1994

Pöggstall

Folterkammer ist ein Hit

Ein Jubiläum besonderer Art konnte Hubert Rötzer begehen: Seit zwei Jahrzehnten (Ostern 1974) führt er durch Museum und Folterkammer. Mitte der fünfziger Jahre wurde der Museumsverein von Hofrat Dr. Karl Schöbl gegründet, der mit dem Aufbau begann. Ihm folgte nach seinem Tod sein Sohn Oberforstrat Dipl.-Ing. Ernst Schöbl. Von der ersten Minute an gab es Führungen. Begonnen hat HR Dr. Schöbl, dann kam Schulrat Karl Speckner dazu, weiters „Ahnfrau" Anna Zimmermann und in der Folge Hubert Rötzer und ab 1977 seine Mutter Ruth. In diesen zwei Jahrzehnten gab es durch Hubert Rötzer rund 11 000 Führungen. Und in die Folterkammer — die einzige im Original erhaltene Österreichs — führen 70 Stufen über eine steile Wendeltreppe.

Die Besucher kamen aus vielen Ländern (mehr als 20 Nationen) und aus allen Bundesländern. Für die Schüler ist es eine willkommene Abwechslung, Geschichte hautnah zu erleben. Trotz großer Konkurrenz gibt es bei den Besucherzahlen keine Stagnation. Der Besucherschwund vor einigen Jahren war von kurzer Dauer.

Eine Ergänzung und eine Erweiterung ist das Rechtsgeschichte-Museum im Rondell des Schlosses. Ein Renner auch die Sonderschau „Piraten der Nord- und Ostsee", die bis 1996 verlängert wurde. Heuer gab es in beiden Museen mehr als 20000 Besucher.

Friedrich Reiner, Neue NÖN / Melker Zeitung, 3. 11. 1994

Pürbach

„Wald4tler Hoftheater" blickt auf erfolgreiche Saison zurück

Auf eine höchst erfolgreiche Saison kann man am „Wald4tler Hoftheater" zurückblicken. 108mal hieß es heuer „Vorhang hoch". Insgesamt 13000 Besucher zeugen von immensem Interesse, seit Bestehen des Hoftheaters (1996 feiert man den 10. Geburtstag) wurde heuer das vielseitigste Programm geboten. Absolute Highlights waren natürlich auch dieses Jahr wieder die vier Eigenproduktionen: Peter Turrinis Komödie „Die Wirtin" erschloß zu Saisonbeginn neue Publikumsschichten; „Dreck" und „Die Studentenkapelle" nahmen sich sozialer Problematiken an; Nestroys „Häuptling Abendwind" erwies sich als so erfolgreich, daß dieses Stück im Winter 26mal am „Renaissance-Theater Berlin" aufgeführt wird.

Hoftheater-Leiter Harry Gugenberger stellt dem Pürbacher Publikum ein Vorzugszeugnis aus: „Es ist geschult, sensibel und sehr fachkundig." Als Podium für experimentelle Kunst bewährte sich die „Literarische Peepshow", ein fulminantes viertägiges „Dinnerspektakel" zu Saisonabschluß (in Zusammenarbeit mit dem Moorheilbad Harbach) eröffnete Perspektiven für künftige verstärkte internationale Künstler-Zusammenarbeit.

Claus Farnberger, Neue NÖN / Gmünder Zeitung, 20. 10. 1994

Schloß Rosenau

Einmaliger Einblick in die Frühzeit der Buchkunst

Einen Querschnitt durch die Entwicklung des Buches von der Antike bis zur Renaissance bot kürzlich eine Ausstellung im Schloß Rosenau bei Zwettl, in der die Akademische Druck- und Verlagsanstalt Graz 60 ihrer schönsten Faksimile-Ausgaben zeigte. Darunter auch die eben erst bei der Fürstenberger Landesausstellung im Schloß Weitra präsentierte „Bärenhaut", das Stifterbuch Zwettls, und viele andere faksimilierte Handschriften. *Neue NÖN / Zwettler Zeitung, 24. 11. 1194*

Schrems

Granitstadt wurde wieder als „Kulturgemeinde" ausgezeichnet

Bereits zum 2. Mal wurde der Stadtgemeinde Schrems vom NÖ Kulturforum das Prädikat „Kulturgemeinde" verliehen. Die Überreichung der Auszeichnung erfolgte durch LHStv. Ernst Höger. Bewertet wurden neben den kulturellen Einrichtungen, wie Museum, Musikschule, Volkshochschule auch die kulturellen Veranstaltungen sowie die Unterstützung für die Kulturvereine und die Ortsbild- und Denkmalpflege. Besonders durch die Veranstaltungen in der Stadthalle, im Waldviertler Hoftheater und im Designcenter konnte sich Schrems auch als Kulturstadt einen Namen machen. In Kürze wird auch das Kulturzentrum zur Verfügung stehen. Von den 150 Gemeinden, die sich um dieses Prädikat bewarben, wurden auch die Gemeinden Gmünd (grenzüberschreitende Kulturaktivitäten) und Heidenreichstein (Laienbühne) ausgezeichnet. *Neue NÖN / Gmünder Zeitung, 15. 12. 1994*

Schwarzenau

Schwarzenaus Markenzeichen ist seine Radfahrer-Freundlichkeit

Von Akzentsetzungen in Sachen Kultur- und Radtourismus erhoffen sich die Gemeindeväter Auswirkungen am Fremdenverkehrssektor. Vor vier bis fünf Jahren noch waren Reisende in Schwarzenau vorwiegend auf Privatzimmervermietungen angewiesen, jetzt stehen immerhin schon 30 Komfortzimmer zur Auswahl, ein entsprechend optimistisch stimmendes Bild vermittelt die Nächtigungsstatistik.

Dieser Aufschwung ist neben der Initiativbereitschaft der hiesigen Gastronomiebetriebe auch der konsequenten Förderungspolitik der Gemeinde zu verdanken, die jedes neuerrichtete Komfortbett (Kriterien sind Dusche/Bad und WC im Zimmer) mit 10000 Schilling unterstützt. Zusätzliche kulturelle und sportliche Angebote taten ein übriges zur steigenden Gästeschar. 10000 Besucher brachte voriges Jahr allein die Radausstellung, ein Erfolg, den man seitens der Gemeinde nächstes Jahr mit einer Folgeausstellung prolongieren will. Auch wird der Bahnhof Schwarzenau zunehmend zum beliebten Ausgangs- oder Endpunkt für per Bahn angereiste Radtouristen. Das Radnetz soll daher auch im nächsten Jahr weiter ausgebaut werden. Schwarzenau entwickelt sich immer mehr zu einer immens radfahrerfreundlichen Gemeinde, was seitens der Gäste entsprechend honoriert werden könnte. Auch in Sachen Kultur will man in Schwarzenau den eingeschlagenen Weg beibehalten und im nächsten Jahr das musikalische und schauspielerische Angebot weiter ausbauen.

Neue NÖN / Zwettler Zeitung, 15. 12. 1994

Wachau

Straßburg verlieh für fünf Jahre das Europäische Naturschutzdiplom

Nach den Krimmler Wasserfällen ist die Wachau der zweite Landstrich Österreichs, dem das Europäische Naturschutzdiplom verliehen wurde. Die Diplomübergabe durch den Europaratsbeauf-

tragten, Van de Asten, an die Gemeinden Melk, Emmersdorf, Dunkelsteinerwald, Schönbühel-Aggsbach, Spitz, Aggsbach Markt, Maria Laach, Mühldorf, Weißenkirchen, Dürnstein, Rossatz-Arnsdorf, Bergern und Krems wird Geschichte schreiben. Nur in Krems wäre es fast zu einer Blamage gekommen, hätte nicht Landtagsabgeordneter Ewald Sacher in seiner Funktion als Vizebürgermeister in Abwesenheit anderer Gemeindeverantwortlichen die Auszeichnung entgegengenommen.

In einer gemeinsamen Feierstunde im Stift Dürnstein erhielt der Arbeitskreis zum Schutz der Wachau das Diplom. Die Donau hat das Gesicht Europas geprägt und den Landstrich zwischen Melk und Krems zum schönsten gemacht, gratulierte Propst Maximilian Fürnsinn in seiner Begrüßung. Möge die hohe Auszeichnung das Bewußtsein aller Wachauer stärken und sie zum vernünftigen Verwalten des Erbes Naturlandschaft anhalten, betonte AK-Vorsitzender Dr. Hannes Hirtzberger. Er dankte den Initiatoren Franz Hirtzberger und Josef Jamek für ihren unermüdlichen Einsatz um die Wachau.

Es soll kein Reservat geschaffen, sondern eine lebende Region erhalten werden, wünschte LR Wagner. Und zwar unter der Devise: Bewahren, beschützen und planvoll weiterentwicklen. Das Land Niederösterreich ist stolz auf die Wachau, erklärte LR Freibauer.

Bei der Vollversammlung am Vortag skizzierte Vorsitzender Dr. Hirtzberger die Leistungen des Arbeitskreises in den 20 Bestandsjahren. Es wurde das Donaukraftwerk zwischen Dürnstein und Weißenkirchen verhindert. Die Belastungen durch den Schwerverkehr gehören der Vergangenheit an. Schließlich ging das Ringen um das Europadiplom positiv aus.

Dieses Diplom gilt es zu behalten, appellierte Hirtzberger. Dazu müßten alle beitragen. Gemeinsame Plattform will der Arbeitskreis zum Schutz der Wachau sein.

Fritz Miesbauer, Neue NÖN / Melker Zeitung, 27. 10. 1994

Waidhofen an der Thaya

Gesang- und Musikverein hat zwei neue Sektionen

Im Stadtsaal fand am 1. Oktober die Hauptversammlung des GMV Waidhofen statt. Nach Entgegennahme der administrativen und musikalischen Berichte des Chores und des Blasorchesters wurde über die Aufnahme des Kammerchores Albert Reiter und der Big Band Waidhofen in den Gesang- und Musikverein abgestimmt. Damit gehören dem GMV nun vier Sektionen an: Gemischter Chor, Kammerchor Albert Reiter, Blasorchester und die Big Band Waidhofen.

Bei dieser Hauptversammlung wurden auch notwendig gewordene Satzungsänderungen einstimmig beschlossen. Aufgrund der neuen Gliederung des GMV war auch eine Neuwahl des Vorstandes notwendig. Gewählt wurden: Obmann Dr. Christian König, Obmann-Stv. Johann Stumvoll, Schriftführer Christian Bartl, Kassier Mag. Gerhard Adamowitsch; jeweils zwei Vertreter jeder Sektion: für den gemischten Chor Ilse Österreicher und Ing. Georg Steininger, für das Blasorchester Manfred Bauer und Andrea Pfabigan; für den Kammerchor Albert Reiter Prof. Mag. Hermann Reiter und Prof. Mag. Roman Bernhard, für die Big-Band Günther Bogg und Kurt Bauer, Rechnungsprüfer Astrid Pany und RR Dir. Josef Weinberger.

Neue NÖN / Waidhofner Zeitung, 6. 10. 1994

Die älteste höhere Schule der Region feierte 125jähriges Bestandsjubiläum

Mit einem Festprogramm feierte die größte Schule des oberen Waldviertels, das Gymnasium Waidhofen, am 11. November ihr 125jähriges Bestehen.

Auftakt für den großen Festtag bildete eine Messe in der Stadtpfarrkirche. Diese wurde von Weihbischof Dr. Heinrich Fasching, einem ehemaligen Schüler des Gymnasiums, in Konzelebration mit elf anderen Priestern, darunter der wieder genesene ehemalige Lehrer des Gymnasiums, Ehrenkanonikus Sallinger, gelesen. Der Gottesdienst wurde durch das „Chorus Quartett" musikalisch gestaltet. Im Anschluß an die Messe ging es in den Stadtsaal zu einer Festmatinee.

Johann Ramharter, Neue NÖN / Waidhofner Zeitung, 17. 11. 1994

Kunstvereinigung feiert Jubiläum

Das zehnjährige Bestandsjubiläum feiert die Vereinigung Waldviertler Künstler mit einer Ausstellung im Heimatmuseum. In einer wohltuend unkonventionellen Begrüßung dankte Prof. Oswald Liebhart namens der Künstler allen, die die Ausstellung ermöglicht hatten, und ersparte damit den zahlreichen Besuchern der Vernissage eine unendliche Begrüßung von Ehrengästen.

Die Eröffnungsrede hielt der Präsident der NÖ Kunstvereine, Prof. Franz Kaindl, der als gebürtiger Waldviertler zur Kunstszene seiner Heimat natürlich besonders enge Beziehungen pflegt. „Wenn Künstler sich zusammenfinden, ist dies auch ein Wagnis, da man nie weiß, wie sich die einzelnen Persönlichkeiten auch vertragen. Ohne Fluktuierung wäre es auch keine lebendige Gemeinschaft", stellte Kaindl klar.

Johann Ramharter, Neue NÖN / Waidhofner Zeitung, 13. 10. 1994

Waldviertel

Rettungsaktion für bedrohte Flußperlmuscheln

Für die seltenen Flußperlmuscheln aus dem Waldviertel wurde nun eine Rettungsaktion gestartet. Umweltlandesrat Franz Blochberger und Tourismuslandesrat Ernest Gabmann setzten gemeinsam mit Direktor Dr. Helmut Pechlaner im Aquarienhaus des Tiergartens Schönbrunn niederösterreichische Flußperlmuscheln aus dem nördlichen Kamp in das neugestaltete Forellenaquarium ein. Das Land NÖ unterstützt damit ein Forschungsprojekt des Tiergartens gemeinsam mit der Universität für Bodenkultur, das über die Lebensweise dieser bedrohten Muschelart Aufschluß geben soll. Der Kamp ist einer der letzten Flüsse Mitteleuropas, in dem es Flußperlmuscheln gibt. Auch die Perlen auf der Kaiser-Krone, die in der Wiener Schatzkammer ausgestellt ist, stammen aus dem Kamp.

Mit der Aktion im Tiergarten Schönbrunn will das Land einen Beitrag zur Erhaltung dieser Muschelart leisten. Damit verbunden ist aber auch ein werblicher Effekt für die außerordentlich positiven Umweltbedingungen im Tourismusland Niederösterreich. Denn begleitet wird die Aktion durch das seit dem Frühjahr laufende Projekt „Umweltfreundlich urlauben in der Region Kamptal". „Nicht nur Flußperlmuscheln fühlen sich in einer sauberen Umwelt wohl, auch Urlaubsgäste suchen zunehmend erholsamen Urlaub in der Natur", betonten Gabmann und Blochberger unisono.

Neue NÖN / Horn-Eggenburg, 13. 10. 1994

Weinheber im Waldviertel

„Der Weinheber hat mir ein Busserl geben!" Das war stets die Antwort der Rappottensteiner Försterstochter Waltraud Eggenberger, wenn man sie nach dem Dichter fragte. „s' Mausi" war ein Dirndl von zwölf Jahren, als Josef Weinheber während des Krieges auf Einladung des Zwettler Kreisleiters Reisinger einige Wochen im Waldviertel verlebte. Ein Aufsatz zeigte den tiefen Eindruck, den ihm die ernste, von Granit und dunklen Fichten geprägte Landschaft gemacht hat. Er schildert auch den Marktplatz von Rappottenstein, wo sich unter den hohen Linden die Burschen und Mädchen versammelt haben.

Weinheber, der als Urwiener gilt, war auch Niederösterreich eng verbunden. Seine Kinderjahre verbrachte er zum Teil in Purkersdorf. Nach dem frühen Tod des Vaters kam er in die Hyrtl'sche Waisenanstalt nach Mödling, die ihm sogar den Besuch des Gymnasiums ermöglichte. Wegen einer verunglückten Mathematikschularbeit mußte er jedoch diese Schule verlassen und schlug sich als Gelegenheitsarbeiter durch. Er hauste in einem Hofkabinett in Ottakring und schrieb bis tief in die Nacht seine Gedichte, die kein Verleger drucken wollte. Als endlich der Ruhm kam und Weinheber 1935 nach dem Erfolg von „Adel und Untergang" in München den Mozart-Preis der Goethestiftung erhielt, war es für ihn keine Frage, wofür er die ansehnliche Reichsmarksumme, die damit verbunden war, verwenden wollte; ein eigenes Haus, eigenen Grund und Boden haben! Kirchstetten im Bezirk

St. Pölten wurde seine neue Heimat. Wiederholt fuhr er von dort ins Weinviertel, schloß in Retz Freundschaft mit dem jungen Dichter Hans Heinz Dum und setzte sich auch für Wilhelm Szabo ein, der die für ihn politisch bedrohlichen Jahre als Organist im Stift Zwettl verbringen konnte. Weinheber aber wußte, daß es für ihn nach dem Krieg keine Gnade gegeben hätte, und setzte vor dem Einmarsch der Roten Armee im April 1945 seinem Leben selbst ein Ende.

Seine Gedichte sind über den häßlichen Zank der Politik längst emporgewachsen. Sie gehören auch dem Waldviertel, wo der Dichter einen schönen Sommer verbracht hat und wo man mit einer Lesung im Kurhaus Groß Gerungs nun seiner gedenkt.

Walter Marinovic, Neue NÖN / Gmünder Zeitung, 20. 10. 1994

Weikertschlag

Viel Interesse für Museum

Mit der Präsentation von historischen Urkunden und Gegenständen aus der Gemeindetruhe stellte sich am 22. Oktober der Verein Ortsmuseum vor. Ing. Kurt Neiger, der Vorsitzende des Vereines, begrüßte zu diesem Anlaß auch Bürgermeister Rudolf Mayer und Kulturstadtrat Othmar Knapp. Ing. Neiger gilt zusammen mit Trude Zach als Mentor dieses Vereines. Nach seinen Worten „soll sich der Verein aber nicht nur mit Vergangenem auseinandersetzen, sondern zu einem Kommunikationszentrum für alle werden, um für die Jugend etwas Lebendiges zu sein". Er lud auch alle Mitbewohner von Weikertschlag und Umgebung zur Mitarbeit ein. Reg.-Rat Karl Sainitzer kommentierte die ausgestellten Gegenstände und erklärte, daß dies nur ein Teil dessen sei, was gefunden wurde.

Kulturstadtrat Othmar Knapp, der die finanziellen Quellen für den Aufbau dieser Initiative erschloß, zeigte sich beeindruckt von dem in kurzer Zeit Entstandenen. Er nannte es „einen Versuch, der Jugend die Vergangenheit näherzubringen und somit wieder mehr Heimatbewußtsein zu wecken, denn dieser Aufgabe wird in der heutigen Zeit viel zuwenig Aufmerksamkeit beigemessen". Zum Abschluß bezeichnete Prof. Kurt Bors, bekannt durch die Ausgrabungen bei Oberpfaffendorf, die Zusammenarbeit mit der Bevölkerung als beispielgebend.

Neue NÖN / Waidhofner Zeitung, 28. 11. 1994

Weitersfeld

Sechs Weitersfelder kämpfen fürs Volksliedgut der Region

„Wir singen gern, weil wir gern beisammen sind." Seit 15 Jahren gibt es die „Volksliedgruppe Weitersfeld", seit einigen Tagen ihre erste Kassette. 1979 aus Anlaß einer „Ökonomierats"-Feier gegründet, besteht die Gruppe nach Schwankungen in der Vergangenheit heute aus sechs sangesfreudigen Weitersfeldern, die dem Ruf, den Waldviertlern fehle die Sangeslust, entgegensteuern. Drei Lehrern (Edi Bock, Mag. Franz Gschweicher und Leiter Leo Nowak) stehen ein Angestellter (Johann Zauner) und zwei besonders „naturverbundene Burschen", der Förster Werner Neubert und der Forstarbeiter Adolf Ziegler, zur Seite.

„Wir singen regelmäßig zu verschiedenen Anlässen", erzählt Edi Bock, der sich unter anderem um das Repertoire des Sextetts kümmert. „Im Waldviertel gibt es nicht so viele Volkslieder wie im Alpenvorland", bedauert man bei den Sängern, im rund 100 Stücke umfassenden Angebot nicht mehr Heimatverbundenes aufwarten zu können. Weil es auch eine persönliche Verbindung in den Süden Österreichs gibt, erklingen häufig auch Kärntner Weisen. Leiter Leo Nowak zum Ziel des Gesangs: „Wir singen gern und wollen aber auch Traditionen aufrechterhalten."

Martin Kalchhauser, Neue NÖN / Horn-Eggenburg, 15. 12. 1994

Weitra

200000 Besucher bei der Landesausstellung

Das Landesausstellungs-Fieber ist vorbei. Mit 30. Oktober wurden die Pforten zu dieser Landesschau geschlossen. Noch am letzten Tag konnte der 200000ste Besucher willkommen geheißen werden. Es war dies Andreas Weber (24) aus Dietmanns. Der Verpackungsleiter hatte die letzte Chance zum Besuch der Ausstellung genützt. Einen Tag zuvor hatte er mit einem Bekannten gerätselt, ob die Landesausstellung 1994 die 200000er Marke erreichen wird.

Bemerkenswert war, daß am letzten Veranstaltungstag auch viele Bewohner der näheren Umgebung von Weitra doch noch einen Besuch im Schloß absolvierten. Weitras Summe ist beachtlich im Vergleich zu den vorangegangenen derartigen Veranstaltungen. Die Fürstenberger und das Bier waren eben doch „Zugpferde". Auf die Bierausstellung müssen Interessierte jedoch im kommenden Jahr nicht verzichten; sie bleibt in den Kellergewölben des Schlosses bestehen.

Zufriedenheit breitet sich nicht nur bei den Veranstaltern aus, sondern auch bei der örtlichen Wirtschaft. Hier hatten in erster Linie die Branchen Gastronomie, Kristallwaren und Schmuck erhebliche Umsatzsteigerungen zu verzeichnen.

Gerlinde Aschauer, Neue NÖN / Gmünder Zeitung, 4. 11. 1994

Yspertal

Bewußtseinsbildung für die eigene Heimat

In der Vorstandssitzung des Fremdenverkehrs-, Kultur- und Dorferneuerungsvereines Yspertal vom Feber 1992 wurde der Beschluß gefaßt, daß alle Kleindenkmäler (Marterln, Bildstöcke, Kapellen usw.) aufgelistet, fotografiert und der geschichtliche Hintergrund aufgezeichnet und archiviert werden sollen. Geplant ist auch ein Prospekt über diese „Flurdenkmäler". Darüber hinaus ist vorgesehen, den Verfall von Kleindenkmälern hintanzuhalten. Als Beispiel dafür wurde das „Bayer-Kreuz" in Altenmarkt vom Verein mit Unterstützung des Eigentümers Ignaz Hagenleithner restauriert.

Die Aktion konnte nun nach 18monatiger intensiver Arbeit einer Arbeitsgruppe des Vereins unter Mithilfe der Bevölkerung abgeschlossen werden. Es wurden insgesamt 99 Objekte erfaßt.

Neue NÖN / Melker Zeitung, 16. 11. 1994

Stift Zwettl

Öko-Kreis-Obsttage demonstrierten die Wichtigkeit der Sortenvielfalt

Anläßlich der vom Öko-Kreis veranstalteten Obsttage herrschte am Sonntag im Stift Zwettl reges Leben. Das Zisterzienserstift Zwettl leistet seit Jahrhunderten auf agrarwissenschaftlichem Gebiet — auch auf dem Sektor Obstbau — Pionierarbeit. Seit einigen Jahren hat das Stift im Obstbau im Öko-Kreis Waldviertel, der in Stift Zwettl seinen Sitz hat, einen adäquaten Repräsentanten. Ein Ziel des Öko-Kreises ist die Erhaltung alter Obstsorten.

Hunderte Menschen zog an diesem Sonntag das Programm im Stift Zwettl an: eine Präsentation der Obsttage, die kulinarische Ausstellung „Obstschmankerln", veranstaltet von der HLW und FW Zwettl, eine Ausstellung von rund 300 Obstsorten aus dem Waldviertel sowie ein geselliges Obst-Programm für Kinder und Erwachsene im Meierhof.

Neue NÖN / Zwettler Zeitung, 20. 10. 1994

Buchbesprechungen

Reinhard Exel, **Die Mineralien und Erzlagerstätten Österreichs.** Vorkommen, Verwendung und wirtschaftliche Bedeutung. Geologie der Lagerstätten. Geschichte der mineralogischen Erforschung Österreichs. Sammlungswesen und Mineralienhandel. Mit Lexikon der Mineralien Österreichs (Wien: Eigenverlag Dr. Reinhard Exel 1993) 447 Seiten, 82 Abbildungen, 12 Tabellen, öS 1237,— Bestelladresse: 1100 Wien, Malborghetgasse 31/7

Die mineralogische Erforschung und Beschreibung Österreichs erfolgte traditionell auf Länderebene. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts erschienen Mineraltopographien der Alpenländer, wobei ergänzend zu den bibliographischen und historischen Angaben Exels auf das Werk „Die Mineralien des Herzogthumes Salzburg (...) Mit einer Übersicht der geologischen Verhältnisse und der Bergbaue" hingewiesen sei, das kein anderer als der 1800 in Stein geborene Erzieher der Söhne Erzherzog Karls, Dr. jur. Ludwig Ritter von Köchel, 1859 herausgegeben hat. Dieser Aspekt der wissenschaftlichen Tätigkeit dieses vor allem als Verzeichner der Tonwerke Wolfgang Amadeus Mozarts bekannt gewordenen und auch als Botaniker von Rang hervorgetretenen Gelehrten zeigt den hohen Stellenwert der Mineralogie in der Bildungsgeschichte des 19. Jahrhunderts.

An diese unterbrochene Tradition — zu beklagen ist ja die fast völlige Eliminierung der Mineralogie aus dem gegenwärtigen Unterricht an höheren Schulen — könnte durch das zunächst ästhetische Interesse so vieler Menschen wie nie zuvor an „bunten Steinen" angeknüpft werden, das durch eigenes Sammeln notwendigerweise zum Streben nach Erweiterung und Vertiefung der Kenntnisse führen muß. So ist es nicht nur der fachwissenschaftliche Kreis, sondern ein großes „Liebhaber"-Publikum, an dessen Informationsbedürfnissen sich Exels Werk orientiert. Der an der Geologischen Bundesanstalt arbeitende Wissenschaftler hat sich durch seine zweibändige „Tiroler Mineralienkunde" (1980/82) für diese große Aufgabe qualifiziert, die bewußt an das „Mineralogische Lexicon für das Kaiserthum Österreich" von Zepharovich erinnern will, dessen dritter Band 1893, vor hundert Jahren also, erschienen ist. Daß „amts- und verwaltungstechnische Schwierigkeiten" es verhinderten, das Werk im Verlag der Geologischen Bundesanstalt herauskommen zu lassen, muß in Hinblick auf die Preisgestaltung gewiß mit Bedauern zur Kenntnis genommen werden.

Der Hauptteil des Bandes, der ihn mit Sicherheit zum ständig benötigten Nachschlage- und Standardwerk werden läßt, ist das Lexikon der in Vergangenheit und Gegenwart auf dem Gebiet der Republik gefundenen Minerale, wobei ein Fundortregister die Zusammenschau einzelner Regionen und Punkte ermöglicht. Schon der sammlungsgeschichtliche Aspekt dieses Teiles schließt Forschungsgeschichte mit ein; dies gilt besonders auch für Probleme der Nomenklatur, die sich mit den Richtlinien der IMAC (International Mineralogical Association's Commission of New Minerals and Mineral Names) auseinanderzusetzen hat. Dafür ein Beispiel: Nach einer Waldviertler Lokalität, dem aufgelassenen Graphitabbau von Amstall bei Mühldorf, ist 1987 ein wasserhaltiges Calcium-Aluminium-Silikat benannt worden; es ist nur von diesem Fundort bekannt, der im übrigen in den letzten Jahren außer den schon lange bekannten Korundkristallen seltene Mineralien wie Monacit (die größten Kristalle Österreichs) und Xenotim geliefert hat. Nach dem an der Salzburger Universität wirkenden Forscher Heinz Meixner († 1981), der die Zusammenarbeit mit den „Hobbysammlern" in vorbildlicher und wissenschaftlich ergiebiger Weise pflegte, wurde ein überaus seltenes Magnesium-Aluminium-Hydroxid benannt, das im Serpentinit am Zusammenfluß von Großer und Kleiner Ysper vorkommt (Meixnerit).

Daß die quantitative und qualitative „Ausbeute" an Mineralien in Niederösterreich im Bereich der Böhmischen Masse am größten ist, ist eine unter Sammlern und Wissenschaftlern altbekannte Tatsache (vgl. Alois Sigmund, Die Minerale Niederösterreichs, ^{2}1937; Simone und Peter Huber, Mineralfundstellen Oberösterreich, Niederösterreich und Burgenland, 1977). Zu dieser Region, die neben den alpinen Vorkommen bei Exel gebührenden Raum einnimmt, seien einige Kleinigkeiten ange-

merkt. Das Pyropvorkommen zwischen Aggsbach-Dorf und Gurhof (Mitterbachgraben im Dunkelsteinerwald) ist auf Abb. 4 unrichtig eingetragen. Eine Besonderheit dieser Lokalität ist auch der durch seine Granate prächtig gezeichnete Eklogit, nach dem schon seitens des Stiftes Göttweig im 18. Jahrhundert geschürft wurde und der damals Material für hervorragend schöne Dosen, auch neuerdings für kunstgewerbliche Gegenstände lieferte (vgl. S. u. P. Huber, Mineral und Dose, Katalog zur Ausstellung im Stift Altenburg, 1991). Die Ortsangabe für „Adlersteine", Maisburg bei Krems (S. 184), ist zu korrigieren; es handelt sich hier um den Maisberg bei Rehberg. Wanzenau (S. 332) liegt nicht bei Aggsbach, sondern westlich von Rosenburg. Bei der klassischen Fundstelle Maissau, die im Raum der Böhmischen Masse neben Amstall und Werschenschlag eigens charakterisiert wird, sei auf die Amethystgrabung und -ausstellung des Eggenburger Krahuletz-Museums vor einigen Jahren hingewiesen, wie auch der Katalog der Eggenburger Ausstellung „Waldviertel-Kristallviertel" (1990) als bedeutsame Zusammenfassung zu nennen ist. Nicht übersehen werden sollte auch Franz Silberhubers Abhandlung „Von den steinernen Schätzen des Waldviertels" (in: E. Stepan, Das Waldviertel, Bd. 1, 1925, S. 123-170), und nicht nur der Kuriosität halber sei auch noch Franz X. Kiesslings „Das Steinreich des nö. Waldviertels" (1930) erwähnt, das — wie auch die historischen Publikationen dieses Autors — in schrulliger Form etliches Wissenswerte über Fundstellen und Besonderheiten des in der Tat „steinreichen" Viertels ober dem Manhartsberg mitteilt. Für Niederösterreich im allgemeinen darf auch Gustav Otrubas überaus gehaltvoller Beitrag zur Bergbaugeschichte im 10. Band („Bergbau in Niederösterreich") der Studien und Forschungen aus dem NÖ Institut für Landeskunde (1985) nicht vergessen werden. Ergänzend seien aus der älteren Literatur Hermann Vetters' immer noch relevante „Erläuterungen zur Geologischen Karte von Österreich und seinen Nachbargebieten" (1937) genannt.

Mit der Feststellung der Brauchbarkeit im lokalen Bereich ist freilich die Bedeutung des Buches keineswegs erschöpft. Ein Einleitungskapitel, das auch Kurzbiographien bedeutender Wissenschaftler aus Vergangenheit und Gegenwart enthält, ordnet die mineralogische Forschung kenntnisreich in die Geschichte der Geologie und Montanistik ein. Für die Erforschung der Alpen ist hier der Name eines Pioniers, des Reisenden der Aufklärungszeit Belsazar Hacquet, nachzutragen, dessen Wichtigkeit jüngst im Zusammenhang mit der umfassenden Präsentation der mineralischen Schätze der Hohen Tauern (Ausstellung „Mineral und Erz" im Naturhistorischen Museum, 1994/95) von Gerhard Niedermayr wiederholt betont worden ist. Wie sehr übrigens die Montangeschichte mit der allgemeinen Kulturgeschichte verbunden ist, lehrt der Umstand, daß Exel schon 1983 auf eine Eisen- und Kupfervererzung im Lagauntal aufmerksam gemacht hat — der Mann vom Hauslabjoch bzw. seine Zeitgenossen könnten nach solchen hochalpinen Vorkommen gesucht haben (S. 16). Von der Montangeschichte ausgehend gibt Exel einen Ausblick zu wirtschaftlichen Fragen des österreichischen Bergbaues — viele Abbaue sind ja in letzter Zeit stillgelegt worden, so Bleiberg bei Villach (auch die Umweltprobleme von Arnoldstein werden diskutiert!) oder im Erscheinungsjahr des Buches der für die Wolframgewinnung wichtige Schneelitbergbau von Mittersill. Bei Exel kann, nebenbei bemerkt, nachgelesen werden, daß jüngste Prospektionen im Waldviertel namhafte Scheelit- bzw. Molybdänitvorkommen nachweisen konnten (S. 95, 99). Eine kurzgefaßte Lagerstättenkunde führt in die vieldiskutierten Probleme der Entstehung von Vererzungen und Mineralisationen ein. Für die Praxis des Sammlers faßt ein umfangreiches Kapitel (S. 141-172) Charakteristika österreichischer Vorkommen zusammen.

Der Wunsch nach einer Informationsergänzung sei kundgetan: Man vermißt ein Verzeichnis der Schau- und Studiensammlungen — vom Naturhistorischen Museum über die Landessammlungen mit ihren wertvollen historischen Belegstücken bis hin zu einschlägigen Abteilungen von Orts- und Heimatmuseen. Nicht nur in den traditionellen Hochburgen der Strahler- und Sammlertätigkeit in den Zentralalpen sind im letztgenannten Bereich bedeutende Funde deponiert, sondern auch und gerade in Waldviertler Lokalmuseen, unter denen Krahuletz- und Höbarthmuseum zweifellos eine hervorragende Stellung einnehmen. Für das Viertel ober dem Manhartsberg ist auch die schöne Kollektion des verstorbenen Sammlers Rückeshäuser relevant, die von der Mineraliensammlervereinigung Wienerwald (Mödling) betreut wird. Auf die Dringlichkeit einer besseren Koordination der wissenschaft-

lichen Interessen des Sammelns, Bewahrens und Bearbeitens zwischen öffentlichen Stellen und Privaten weist Exels Buch nachdrücklich hin. Die forschungsgeschichtliche Perspektive, die dankenswerterweise so angelegentlich behandelt wurde, sollte auch in Hinblick auf die alten Stiftssammlungen vertieft werden; mit wenigen Ausnahmen (etwa Kremsmünster, St. Peter/Salzburg, Seitenstetten) tappen wir hier noch völlig im dunkeln.

Zuletzt noch ein Anliegen, das gerade nach der Lektüre und bei der Benützung von Exels Handbuch wesentlich erscheint. Schon seit langem ist im Rahmen der Mineralogischen Sammlung des Naturhistorischen Museums eine Ausstellung der österreichischen Mineralien projektiert (G. Niedermayr hat, wie ein Blick in Exels Literaturverzeichnis zeigt, hier viel Vorarbeit geleistet). Vielleicht könnte Exels „Mineralogia Austriaca", über deren Erscheinen wir uns freuen dürfen, hier einen Impuls geben, wie ja in diesem Forschungsresümee über die wissenschaftliche Bilanz hinaus neue Arbeitsfelder, gerade auch für eine ausständige Geschichte der Naturwissenschaften in unserem Land, sichtbar werden. Hier angeregt zu haben, ist gewiß nicht das kleinste Verdienst des in seinen Methoden und Ergebnissen gleich eindrucksvollen Werkes.

Wolfgang Häusler

Mineralogische Rundschau. Fachzeitschrift für die Freunde der Mineralien und Edelsteine, der Lagerstättenkunde und des Bergbaus 1/1994, Einzelheft öS 140,—, Jahresabonnement öS 480,— Bestelladresse: Dr. Reinhard Exel, 1100 Wien, Malborghetgasse 31/7

Der Versuch des Österreichischen Studienkreises für Mineralogie und Geologie in Langenlois und des Geologen Reinhard Exel, eine neue Fachzeitschrift für Mineralogie herauszubringen, ist lobenswert. Die ersten drei Artikel in Heft 1 — sie sind allgemein verständlich abgefaßt — beziehen sich auf die Steiermark, Salzburg und Tirol; weiters stellt Reinhard Exel in einer ersten Folge 14 Mineralfundstellen und aktuelle Mineralfunde in Österreich vor.

Leider sind einige Vorgängerversuche anderer Gruppen am Finanziellen gescheitert. Wünschenswert wäre daher eine Zusammenarbeit der verschiedenen österreichischen Mineralienvereine, Museen und wissenschaftlichen Institutionen, um erstens einen größeren Personenkreis anzusprechen, um zweitens dadurch den Verkaufspreis niedrig zu halten und um drittens mehr Farbfotos bringen zu können. Nur bei einem größeren Interessentenkreis wäre das Überleben einer Fachzeitschrift auf Dauer gesichert!

Amand Körner

Alexander und Edith Tollmann, **Geologischer Lehrpfad Hartenstein.** Gemeinden Albrechtsberg und Weinzierl, NÖ — Beispiele von Strukturen der alten Gebirgsbildung im Kristallin des Waldviertels (o. O., o. J.=1994) 16 Seiten, 12 Abbildungen

Entlang der Kleinen Krems wurde im Raum Hartenstein (Gemeindegebiete Albrechtsberg und Weinzierl) ein geologischer Lehrpfad eingerichtet. Die Flüsse vor allem im südlichen Waldviertel haben ja bekanntlich tiefeingeschnittene Täler geschaffen, sodaß man in derartigen Abschnitten instruktive Einsichten in die geologische Struktur erhalten kann. Immerhin war das Waldviertel einmal Bestandteil des „Variszischen Gebirges", das vor etwa 350 Millionen Jahren entstanden ist (zum Vergleich: Die Alpen sind rund 100 Millionen Jahre alt). Als Erläuterung zu diesem geologischen Lehrpfad, der etwa zwei Kilometer lang ist und in seinem Verlauf auch die berühmte Gudenushöhle miteinschließt, erschien eine handliche Broschüre, verfaßt vom berühmtesten und weltweit anerkannten Geologenehepaar Österreichs, also von Alexander und Edith Tollmann.

Anhand von neun Haltepunkten werden die geologischen Strukturen und Besonderheiten in diesem Talabschnitt der Kleinen Krems erklärt. Die Autoren bedienen sich dabei einer exakten Wissenschaftssprache, achten aber trotzdem auf Verständlichkeit. Aussagekräftige Fotos unterstützen die Texte, eine Skizze des Lehrpfades mit den eingetragenen Beobachtungspunkten erleichtert die Orientierung. Am Ende der Broschüre ist auch die wichtigste Literatur zum Thema angegeben.

Die Broschüre stellt ein Musterbeispiel für einen gediegenen und durchaus repräsentativen regionalen Geologieführer dar und bildet die ideale Grundlage für die Besichtigung des Lehrpfades.

Harald Hitz

Hanna Domandl, **Kulturgeschichte Österreichs. Von den Anfängen bis 1938** (Wien: Österreichischer Bundesverlag ²1993) 726 Seiten, zahlreiche Schwarzweiß-Abbildungen und 16 Farbtafeln, öS 490,—

Es ist ein gescheites Buch — das ist als positive Feststellung zu sehen. Es ist eigentlich ein umfangreiches Kompendium der österreichischen Geschichte unter besonderer Hervorhebung der geistigen, kulturellen und sozialen Faktoren, das schon wegen seines Umfanges und der Fülle der in ihm enthaltenen Informationen nicht in wenigen Sätzen „rezensiert" werden kann. Es ist natürlich auch ein Buch, das zu den bevorstehenden „Millenniums"-Feiern (was diese auch immer an Inhalten haben mögen) zur richtigen Zeit kommt. Es kann sehr wohl dazu dienen, das in Erinnerung zu rufen, was „österreichisch" ist, es kann Lehrern der Geschichte als Hilfe bei der Vorbereitung ihrer Stunden dienen, es kann vielen etwas von dem vermitteln, was in der Auseinandersetzung des Alltages so leicht verloren zu gehen droht, daß nämlich — um die von Friedrich III. kommende und in ihren möglichen Deutungen von Alfons Lhotsky untersuchte Buchstabenkombination des AEIOU dafür zu benutzen — allen Ernstes Österreich (in Europa) unersetzlich ist. Und das scheint auch der Punkt zu sein, wo sich die Meinung der Verfasserin mit der des Rezensenten trifft. Und schon darum, aber auch wegen der Solidität der Darlegungen, der klugen Gliederung und des sorgfältig ausgewählten Bildmaterials darf das Buch — nicht zuletzt auch wegen des doch angesichts des Umfanges und der Ausstattung relativ günstigen Preises — uneingeschränkt empfohlen werden.

Wenn nun einige Fragen gestellt werden, zu denen nach der Meinung des Rezensenten das Buch Anlaß gibt, so bedeutet das keineswegs die Revision oder Einschränkung dieser grundlegenden Feststellung. Es geht dabei zunächst um die Frage der Definition des Kulturbegriffes. August Oktavian Ritter von Loehr hat unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg, als er ein Museum österreichischer Kultur als qualitative Zusammenfassung und Höhepunkt des österreichischen Museumswesens schaffen wollte, gemeint, daß Kultur „alles ist, was der Mensch schafft". Das ist großartig und schwierig zugleich, hat es doch nicht mit der Darbietung eines bestimmten Ausschnittes der Menschheitsgeschichte, sondern mit einer bestimmten Betrachtungsweise derselben, wenn auch gegebenenfalls regional, national und/oder zeitlich begrenzt, zu tun. Und eben diese Betrachtungsweise ist es, die zu definieren ist. Kulturgeschichte hat damit ein wenig an dem Anteil, was für die Kirchengeschichte gilt, und zwar vor allem in jenen Jahrhunderten, in denen Kirche, Staat und Gesellschaft eine so gut wie einheitliche Größe darstellten. Freilich ist dort ein Standpunkt und eine Blickrichtung leicht zu finden, während das bei der Kulturgeschichte doch eher schwierig ist. Daraus erklärt sich die Tatsache, daß zwar immer wieder nach einer „Kulturgeschichte" gefragt wird, daß es aber so selten wirklich befriedigende Darstellungen derselben gibt. Es geht eben nicht darum, bestimmte Ausschnitte aus der Geistes- und der Gesellschaftsgeschichte zu bringen, die Kirchengeschichte auszublenden und die politische Geschichte nur so weit zu berücksichtigen, als dies zum Verständnis der Zusammenhänge notwendig ist. Es geht darum, die Phänomene und Vorgänge ausgehend von der Grundgegebenheit, die der Definition entspricht, zu ordnen und auszuwählen. Die Ordnung schließt das ein, was man ganzheitliche Betrachtungsweise genannt hat, sie läßt einen Gegensatz von „oben" und von „unten" erst gar nicht aufkommen, und sie verzichtet darauf, gegenwärtige Wertungen und Haltungen in die Vergangenheit einzutragen, so sehr das etwa gerade bei einem „österreichischen" Thema naheliegt.

Das ist eben auch noch zu bedenken: Was ist eigentlich „österreichische Geschichte"? Auf diese Frage gibt es fast so viele Antworten, als es Darstellungen der österreichischen Geschichte gibt, weil es nicht nur um die Betrachtungsweise und den Standpunkt des jeweiligen Geschichtsschreibers geht, sondern weil sich Geschichte stets in dem Parallelogramm der Vektoren Territorium (Landschaft), Bevölkerung (und deren Kultur — nunmehr in einem erheblich engeren Sinne definiert) und Staats-

form ereignet bzw. gestaltet wird. Und das ist gerade für „Österreich" — nicht erst seit der Urkunde von 996 — gar nicht so einfach abzugrenzen. Dazu kommt ja noch, daß zu verschiedenen Zeiten die einzelnen „Vektoren" verschiedene Bedeutung gehabt haben, die nun wieder gar nicht mit dem übereinstimmen müssen, was dem einzelnen heute als Gewicht zukommt.

Es spricht für das Buch von Hanna Domandl, daß sie diese Fragen zwar nicht in extenso reflektiert und ventiliert, aber sichtlich berücksichtigt hat, und zwar auch dort, wo ihre Ergebnisse von den hier dargelegten Meinungen des Rezensenten abweichen. So kann durchaus behauptet werden, daß das Buch mit Interesse gelesen werden kann, daß es spannend ist und daß es zur Überprüfung eigener Positionen anregt. Daneben vermittelt es — wie schon gesagt — auch noch eine Fülle an Informationen. Gegenüber älteren, ähnlichen Darstellungen ist es — nicht nur wegen der umfangreichen Literaturangaben — eindeutig als Fortschritt im wissenschaftlichen Bewußtsein und in der Darstellung anzusehen.

Gustav Reingrabner

Heide Dienst, **Regionalgeschichte und Gesellschaft im Hochmittelalter am Beispiel Österreichs** (= Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Ergänzungsband 27, Wien-Köln: Böhlau Verlag 1990) 334 Seiten mit 10 Schwarzweiß-Abbildungen auf acht Tafeln, öS 672,—

Die Frühgeschichte des babenbergischen Österreich bis etwa gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts hin muß bekanntlich aus recht dürftigem Quellenmaterial rekonstruiert werden. Es kommt dabei — eigentlich selbstverständlich, aber nicht immer beachtet — auf sorgfältige Quellenkritik und methodisch exakte Quellenauswertung an. Hierin mit gutem Beispiel voranzugehen, ist mit das Anliegen der Wiener Ordinaria für österreichische Geschichte. Daß eine kenntnisreiche Historikerin wie Heide Dienst die Gelegenheit nützt, mit eigenständigem Urteil zu wesentlichen Problemen des „werdenden Landes Österreich" Stellung zu nehmen, erhöht den Wert des Buches.

Die kritische Besprechung der vorgestellten Quellen ist nicht überall von gleicher Ausführlichkeit. Sehr eingehend fällt die Analyse des „Chronicon pii marchionis" (CPM) aus. Dabei wird gezeigt, wie diese in der Abfolge ihrer verschiedenen Redaktionen zunehmend auf die Person Markgraf Leopolds III. zugeschnittene Quelle dessen Beurteilung in der modernen Fachliteratur ganz im Sinne der Chronistik des 12. Jahrhunderts präjudiziert. Zwar war man zuletzt schon mehr und mehr geneigt, in diesem Babenberger nicht mehr den „entscheidenden Schrittmacher auf dem Weg zur Bildung des Territoriums und Landes Österreich", sondern lediglich den Nutznießer der Früchte des Wirkens seiner Vorfahren im 11. Jahrhundert zu sehen, doch macht Diensts Untersuchung des CPM und seiner Weiterungen diese Überbewertung des „pius marchio" erst verständlich. Als man ihn etwa zu Beginn des 15. Jahrhunderts als „ain alter erber her in plabem gewandt, gesprengt mit guldein voglein" beschrieb, trifft Diensts Interpretation dieser Quellenstelle den Kern der Sache: „Spätestens zu dieser Zeit ist die Gleichsetzung vollzogen, die allmählich Gestalt angenommen hat: Der pius marchio ist nicht nur der Stifter von Klöstern, sondern der Stifter des Landes" (S. 86).

Das „Breve chronicon Austriacum Mellicense" wird mehr als literarische Gattung vorgestellt (S. 88 ff.). Gerade hier hätte man aus berufenem Munde etwas über den historischen Wert dieser, von Lhotsky nicht ganz zu recht als „armselige Leistung" bezeichneten Quelle gehört. Immerhin klingt leise Kritik an Karl Lechners Art der Quellenverwertung an (S. 89 und Anm. 56), und in einer Fußnote findet sich der für die obderennsische Landesgeschichte wichtige Hinweis, daß der Zusatz „dilatatis videlicet terminis a flumine Anaso . . ." doch erst im 13. Jahrhundert nachgetragen worden sein dürfte (S. 88, Anm. 55). Den „Sizo von Melk" kann man allerdings nicht mehr als Kronzeugen für den wahren Kern der „aus mündlicher Überlieferung geschöpften Darstellung" heranziehen (S. 88; vgl. dazu „Bezirkskunde Hollabrunn 1993", S. 70 f.). Im Abschnitt über die Zwettler „Bärenhaut" (S. 92 ff.) faßt Dienst die wesentlichsten Ergebnisse ihres Aufsatzes „Tradition und Realität" (in: JbLKNÖ NF 46/47, 1980/81), der sich eingehend mit den genealogischen Klitterungen der Zwettler Historiographie beschäftigt hat, übersichtlich und leicht verständlich zusammen. Dem-

nach waren der 1056 erwähnte Azzo „von Hetzmannswiesen" und der rund siebzig Jahre später genannte Anshalm von Hetzmannswiesen und dessen Nachkommen keine Kuenringer, sondern sind diesen erst später über die Herren von Zöbing „angesippt" worden. Die eigentlichen Kuenringer läßt Dienst mit der Familie des Nizo von Krems-Gars ihren Anfang nehmen, wobei dessen einer Sohn Hadmar der Stifter von Zwettl wurde, während ein anderer, Albero, für die Fortsetzung des Geschlechtes sorgte. Diese Meinung hat in der Tat sehr viel für sich, obwohl die eine oder andere Schwierigkeit bestehen bleibt: So krankt die Identifizierung des „Hetzmannswiesen" mit Hetzmannsdorf bei Wullersdorf an der Tatsache, daß dieser Ort schon 1108 einwandfrei als „Hezimannestorph" erwähnt wird (FRA II/51 S. 34). Anderseits kommt es doch wohl kaum von ungefähr, daß die Schenkung des unweit von Hetzmannsdorf gelegenen *predium* Nappersdorf durch einen gewissen Isker *rogatu Anshelmi de Hezimanniswisin* erfolgte (FRA II/69 S. 257). Dieser Isker wieder scheint in Beziehung zu Hadmar von Kuffern gestanden zu haben, den man in Zwettl bekanntlich mit Hadmar I. von Kuenring gleichsetzte (FRA II/3 S. 53): *de morte domini Hadmari de Chuepharn primi fundatoris monasterii Zwetlensis* ...; FRA II/69, S. 307: *Ekkiricus de Chufarin et filius eius Hadamar, Isker et alius Hadamar* ...). Identifiziert man „Hetzmannswiesen" also doch mit Hetzmannsdorf (auch Dienst „Tradition" a.a.O. S. 68 neigt dazu), dann wird man zu berücksichtigen haben, daß gerade die Kuenringer in dem unmittelbar benachbarten Wullersdorf und Grabern nennenswert begütert waren (FRA II/3 S. 67, 82). Ein Problem bleibt auch, daß man in Zwettl im 13. Jahrhundert wohl einen Azzo, sicher aber noch nicht das Diplom von 1056 kannte (vgl. „Tradition" a.a.O., S. 70).

Ein weiterer Abschnitt befaßt sich mit „Gattungsproblemen im Grenzbereich von historiographischen und urkundlichen Quellen", in dem als typisches Beispiel dafür die sogenannte Wilheringer „Chronik" vorgestellt wird (S. 102 ff.). Für die Entstehungszeit übernimmt Dienst den Ansatz von Erich Trinks von 1220/30. Dagegen hat Gebhard Rath in seiner Edition der Quelle in MÖSTA 3 (1950) S. 228 ff., die Jahre 1244 bis 1254/57 zur Datierung vorgezogen. So scheint auch hier das letzte Wort noch nicht gesprochen.

Besonders interessant ist dann der Abschnitt über „Traditionsbücher", eine Quellengattung, mit der sich Dienst über Jahrzehnte beschäftigt hat. Dementsprechend schöpft sie hier aus dem vollen und bietet eine Anzahl relevanter Beobachtungen, die man in der einschlägigen Literatur nicht finden wird. So sind etwa häufige Handwechsel keineswegs ein Indiz für direkte protokollarische Eintragung, die sich, so Dienst, in keinem einzigen Traditionsbuch des 12. Jahrhunderts feststellen läßt. Daß zahlreiche Traditionszettel irgendwann zur Vorlage für ein Traditionsbuch werden konnten, sah schon Oskar von Mitis. Weshalb man aber überhaupt solche Zettel anfertigte und über längere Zeiträume aufbewahrte, zeigt Dienst: Die Niederschrift des Namens war eben bei einer Zensualenschenkung die einzige Möglichkeit, die Rechtshandlung der Übertragung eines Menschen zu symbolisieren. Der Zettel spielte so bei der Rechtshandlung eine wesentliche Rolle und wurde schließlich auch bei Liegenschaftsübertragungen verderblichen Symbolen (Frucht bzw. Zweig) vorgezogen. Als Beispiel für die mitunter sehr lange Aufbewahrung eines Einzelzettels sei FRA II/4 Nr. 582 und Nr. 543/44 angeführt (S. 109 f.). Hier wäre für die bevorstehende Ersetzung der alten Fischerschen Edition durch Dienst hinzuweisen, daß in der Tradition FRA II/87 Nr. 398b jedenfalls ein Notiz enthalten ist, die einer eigenen Numerierung bedarf. Diese reicht von *eadem die prefatus Wernhardus* bis *testes sunt idem superiores* und steht im Zusammenhang mit FRA II/4 Nr. 543. Bei irgendeiner Gelegenheit wäre dann auch noch das diese Traditionsnotizen betreffende irrige Kopfregest in BUB IV/1 Nr. 853 richtigzustellen.

Wichtig ist dann auch die Beobachtung, daß die sogenannten „Propstvermerke" des Klosterneuburger Traditionsbuches nur etwas über den Zeitpunkt der Eintragung eines oft schon jahrzehntealten Zettels aussagen. Daß dadurch zahlreiche Datierungen des „Historischen Ortsnamenbuchs von Niederösterreich" hinfällig sind oder wenigstens neu überdacht werden müssen, scheint klar. Jedenfalls, so Dienst, waren die Traditionsnotizen kein Beweismittel vor Gericht, sondern lediglich Gedächtnisstützen, wie denn bei diesen Aufzeichnungen nicht allein die Rechtssicherung, sondern mindestens ebensosehr die Memoria, das Stiftergedächtnis, eine Rolle gespielt hat. Plausibel ist auch, in den Tra-

ditionsnotizen den Ursprung späterer spezifischer Quellengattungen wie den Necrologia, den Urbaren und den Gründungsgeschichten *(fundationes)* zu sehen (S. 112 f.).

Dienst nimmt auch dagegen Stellung, in Traditionsbüchern nur mit gewissen Fehlern und Mängeln behaftete Urkundensammlungen zu sehen, wie dies etwa bei den von Peter Acht erstellten Editionsrichtlinien für die Neuherausgabe der bairischen Traditionsbücher der Fall ist. Eine chronologische Reihung der Traditionsnotizen hat allerdings auch Oswald Redlich deren Herausgebern zur Pflicht gemacht, da erst eine solche „die Erörterungen über die Art der Vorlagen, über die formelle urkundliche Fassung der Traditionen und ihre Stellung im Privaturkundenwesen damaliger Zeiten" zulasse (Acta Tirolensia Bd. 1, Innsbruck 1886, Einleitung S. 26). Dennoch scheint Diensts Kritik an der Edition des gerade für Niederösterreich so wichtigen Falkensteiner Kodex' (= Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte NF 29, München 1978) berechtigt, da die dort vorgenommene Umgruppierung anhand von Circa-Datierungen weder eine chronologische Ordnung herstellen kann noch die „gewachsene, am Beginn aber sicher geformte Gestalt des Buches, durch eine andere, wirklich logisch geschlossenere ersetzt wurde" (S. 125). Die Wiedergabe der intendierten Anordnung, so Dienst, sei deshalb das beste.

Eine der wichtigsten Klosterneuburger Traditionsnotizen erfährt dann in Form eines Exkurses eine eingehende Besprechung. Es ist dies die Aufzeichnung über eine Schenkung des Bischofs Hermann von Augsburg vom September 1108 (= BUB IV/1, Nr. 603), der damals *presente marchione Liupoldo ceterisque ministerialibus suis super altare sancte Marie Niuuenburc* einige Zensualen vergab, die er in der babenbergischen Mark vorgefunden hatte *(inveni quosdam de familia mea)*. Von dieser Traditionsnotiz hängt die Diskussion um Gründung und Gründungszeitpunkt von Stift Klosterneuburg ab, da der in ihr erwähnte Marienaltar für den der Stiftskirche gehalten wurde (so Floridus Röhrig noch 1972), so mußte das Stift älter und nicht unbedingt eine Gründung Leopolds III. sein.

Dienst meint nun, die Schenkung sei aus verschiedenen Gründen nicht 1108, sondern erst nachträglich erfolgt, und es bestehe so kein zwingender Grund, vor 1114 die Existenz einer Klerikergemeinschaft in Klosterneuburg anzunehmen. Man wird aber doch bedenken müssen, daß sich die Vohburger Hermann und Diepold nach einem runden Vierteljahrhundert wieder in der Mark aufhielten und dabei sichtlich bestrebt waren, alte Besitztitel, deren sie seinerzeit als Parteigänger Heinrichs IV. verlustig gegangen waren, wieder aufzugreifen (vgl. dazu meine Ausführungen in NÖLA 10, 1986/87, S. 111 ff.). Während Markgraf Diepold einiges mit Göttweig zu regeln hatte (vgl. FRA II/69, Nr. 165) und wohl deshalb auch bei der Schenkung an das Stift in Tulln anwesend war, könnte Bischof Hermann andernorts nach den Vohburgern in den achtziger Jahren des 11. Jahrhunderts gewaltsam aberkannten Gerechtsamen gesucht haben (beachte das *inveni!*). Während der König nach dem Abzug von Preßburg am 4. November 1108 in Passau (OÖUB II, S. 129: *actum est iuxta Pataviam ... cum de Ungaria rediremus)* war, könnte der Augsburger Bischof durchaus zur Regelung vohburgischer Interessen in Klosterneuburg in der „Pfalz" des Markgrafen Station gemacht und dann erst die Angehörigen seiner *familia* gefunden haben oder wie dergleichen Spekulationen mehr sind. Daß das im Anschluß an das *presente marchione Liupoldo* folgende *ceterisque ministerialibus suis* eine „für das beginnende 12. Jahrhundert ungewöhnliche Wendung" sei (so S. 127), scheint nicht im Einklang mit einer ebenfalls zu 1108 zu datierenden Göttweiger Traditionsnotiz, in der von der Anwesenheit der Ministerialen Diepolds III. von Vohburg die Rede ist (FRA II/69, S. 302: ... *in qua traditione presentes astabant ministeriales sui* ...). Im übrigen zeigt Dienst im zweiten Teil des Buches ja selbst, daß die in BUB IV/1 Nr. 603 aufgezählten Zeugen von Weidling, Kierling und Kritzendorf zur eigentlichen *familia* des Babenbergers gehören und jedenfalls durch engere als bloße Gefolgschaftsbindungen an diesen gekettet sind (vgl. dazu auch Philologica Germanica 13, S. 115 f.). Die Probleme um die Anfänge von Pfalz und Stift Klosterneuburg bleiben — bei der prekären Quellenlage auch nicht weiter verwunderlich — ungelöst.

Im Anschluß an diese quellenkundlichen oder besser quellenkritischen Abschnitte werden eine Anzahl von Klosterneuburger Traditionsnotizen als „Paradigmata zur gesellschaftlichen Situation im babenbergischen Herrschaftsbereich im 12. Jahrhundert" vorgestellt und analysiert. Besonders wertvoll sind hier die zahlreichen, oft im Anmerkungsapparat versteckten Einzelbeobachtungen: So, daß

man in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts die Termini *predium* und *beneficium* nicht streng schied, die merkwürdige Formel, Besitz solle in die *potestas orientalis marchie* zurückkehren (S. 138 f.), die früheste Nennung von Ulrichskirchen, die den Mutterpfarrenstatus dieses Ortes gegenüber Pillichsdorf noch wahrscheinlicher werden läßt (S. 140 f., Anm. 52), oder die Zweifel an der Echtheit der „Waldo-Urkunde" BUB I, Nr. 42 (S. 154, Anm. 118). Eingegangen wird dann auf den Grafen Walther von Kling, dessen das älteste Klosterneuburger Nekrolog mit den Worten *Waltherus comes de Chling, cuius fuit fundus iste* gedenkt und erwogen, ob er mit Waldo von Grie gleichzusetzen ist (S. 156 f.). Im Zusammenhang mit den dabei auftauchenden Fragen sei auf eine Eintragung im Ebersberger Cartular verwiesen, in der neben Walther auch noch ein *Reginolt de Reginoltesberge* und ein *Ascwin* vorkommen (Hundt, S. 163, Nr. 15). Ascwin aber hieß ein Angehöriger des Kanonikerstiftes, und von dem abgekommenen Regnoldsberg bei Kierling kennt man Genannte aus dem Kreis der babenbergischen *familia* um Klosterneuburg.

Das Kapitel „Pfarren und babenbergische Kapelle um 1170" (S. 165 ff.) bringt wieder eine gut lesbare Zusammenfassung von Diensts wichtigem Aufsatz „Niederösterreichische Pfarren im Spannungsfeld zwischen Bischof und Markgraf nach dem Ende des Investiturstreits", in dem erstmals eingehender das Pfarrfiliationssystem Hans Wolfs die schon lange fällige Kritik erfahren hat. Der Abschnitt über die Klosterneuburger Chorfrauen (S. 174 ff.) bringt wesentliche, über moderne Fragestellungen gewonnene Ergänzungen zu den doch schon etwas bejahrten Ausführungen Max Fischers (Merkwürdigere Schicksale des Stiftes und der Stadt Klosterneuburg, Band 1, Wien 1815, S. 333 ff.). Dabei wird am Beispiel der Chorfrau Kunigunde von Rorbach deutlich, wie problematisch manchmal die Deutung von Standesbezeichnungen in Traditionsnotizen sein kann. Kunigunde hatte seinerzeit bei ihrem Eintritt ins Chorfrauenstift *curiam suam quam Rohrbach habuit et in qua fuit,* einen Sitz also, den man später als Edelhof bezeichnet haben würde, dem Stift zum Nutzgenuß überlassen, worüber es zu Rechtsstreitigkeiten mit Seitenverwandten kam (FRA II/4 Nr. 576). Unter diesen waren auch eine *domina Gertrudis de Galprun et filius eius Otto.* In einer weiteren Traditionsnotiz, die dieser länger schwelende Streit notwendig machte, wird die *domina Gertrudis de Galprunne cum filiis suis Ottone tunc milite, Alberto, Heinrico, Ulrico tunc servis* genannt (FRA II/4 Nr. 580, das *tunc servis* ist dem *Heinrico* übergeschrieben und bezieht sich schon allein deshalb auch auf Ulrich). Dienst meint nun, die „Geschicke der Familie der *domina* von Gallbrunn sind durch sozialen Abstieg gekennzeichnet, vermutlich aus wirtschaftlichem Zwang" und „wenn man nicht annehmen will, Albert und Heinrich entstammten einer zweiten Ehe Gertruds, diesmal mit einem Zensualen, so bleibt nur die Erklärung, die Brüder hätten sich freiwillig mit ihrem Besitz in den Schutz der Zensualität gegeben, ein Vorgang, für den nicht wenige Beispiele erhalten sind" (S. 184 ff.).

Im Klosterneuburger Traditionsbuch schwanken die Bezeichnungen für Hörige, die zu besserem Zensualenrecht vergeben werden. Zumeist wird *mancipium* verwendet, doch dann auch *ancilla, famulus* und ebenso *servus* (etwa FRA II/4 Nr. 55, 56, 81, 84 usw.). Bei den Söhnen der Gertrud ist mit *servus* allerdings der ritterliche Mann oder Edelknecht gemeint. Ihr Sohn, der *miles* Otto, ist nämlich niemand anderer als Otto (I.) von Haslau, der Vater des berühmten oberen Landrichters (vgl. dazu Rudolf Büttner in JbLKNÖ NF 37, 1965/67, S. 43 f.). Die anderen Söhne Gertruds, die übrigens auch schon in FRA II/4 Nr. 576 vorkommen *(Albertus de Galprun cum duobus fratribus suis Gotfrido et Ulrico, Hainricus de Galprun),* könnten tatsächlich aus einer zweiten Ehe, allerdings mit einem Ministerialen stammen. Jedenfalls sei auf FRA II/4 Nr. 391 verwiesen, wo Kunigunde, die Tochter der *ministerialis ducis Leopoldi Juta de Rorbach,* mit einem Gottfried verehelicht ist und in der Zeugenreihe *Albertus et fratres sui Ulricus et Heinricus de Rorbach* vorkommen. In diesen Zusammenhang gehört auch die zu 1185/93 zu datierende Zwettler Urkunde Nr. 11 mit den Zeugen *Ulrich de Galchprunnen, Otto de Haselowe ... Albrech de Gachprunnen.*

Im abschließenden Kapitel „Burg, Dorf und Marktplatz" (S. 187 ff.) wird der Raum zwischen Greifenstein und Wien im 12. Jahrhundert anhand ausgewählter Beispiele vorgestellt. Hier wird besonders das Fehlen einschlägiger Quellen für das 11. Jahrhundert deutlich, so daß die „vorbabenbergische Geschichte" der Orte Kierling, Bisamberg, Langenzersdorf oder Weidling weitgehend auf Vermutungen beruht. Kaum zu klären ist auch die Frage, ob die Gefolgsleute des Markgrafen aus dem

Waldviertel und dem Kamptal nach Osten gezogen sind (so Dienst S. 204) oder ob es nicht vielmehr umgekehrt gewesen ist. Auch in diesem Abschnitt wieder eine Anzahl wertvoller Detailbeobachtungen, wie die Lokalisierung des abgekommenen Röhrawiesen (S. 191, Anm. 16) oder die Zeugennennungen von einwandfrei nachweisbaren Bauern. Die Fallstudie „Marktsiedlung: Korneuburg" referiert weitgehend die grundlegende Studie der Autorin in UH 54 (1983) S. 175 ff., allerdings unter Weglassung der kritischen Bemerkungen zu den Korneuburger civitas-Nennungen. Gerade diese haben seinerzeit aber recht eindrucksvoll illustriert, mit wie wenig Berechtigung Korneuburg 1986 sein „850-Jahr-Jubiläum" gefeiert hat.

Der „Anhang 1" bringt „Textbeispiele für das Chronicon pii marchionis und seine weitere Verwertung" (S. 229 ff.), „Anhang 2" eine Konkordanz zwischen der alten Ausgabe des Klosterneuburger Traditionsbuches (FRA II/4) und der Neuedition (FRA II/87), „Anhang 3" aus dem Traditionsbuch gezogene Regesten zur Geschichte von Kierling, Bisamberg, Langenzersdorf und Weidling (S. 245 ff.), die als Quellengrundlage des Abschnitts „Burg, Dorf und Marktplatz" gedacht sind und die Datierungen des HONB vielfach berichtigen. Sehr wertvoll dann auch das „Verzeichnis der in den Klosterneuburger Traditionen genannten deutschen Beinamen" („Anhang 4", S. 267 ff.) sowie der gut ausgewählte und erläuterte Bildteil.

Die etwas anspruchsvolle und gewisse Vorkenntnisse verlangende Lektüre dieses Buches darf Heimatforschern, die sich ein methodisches Rüstzeug verschaffen wollen, unbedingt empfohlen werden.

Maximilian G. Weltin

Heinrich von Melk, **Von des todes gehugde. Mahnrede über den Tod.** Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch. Übersetzt, kommentiert und mit einer Einführung in das Werk herausgegeben von Thomas Bein, Trude Ehlert, Peter Kosnietzko, Stephan Speicher, Karin Trimborn und Rainer Zäck (= Universal-Bibliothek 8907, Stuttgart: Reclam 1994) 251 Seiten, öS 93,60

Dieses berühmte Sprachwerk des 12. Jahrhunderts ist nicht nur ein Zeugnis mittelhochdeutscher Dichtung, sondern zugleich eines der bemerkenswertesten Dokumente zeitgenössischer Kultur- und Standeskritik des Hochmittelalters. Bei gegenständlicher Publikation handelt es sich um eine schon seit längerem fertiggestellte und nun glücklicherweise dem Druck übergebene Gemeinschaftsarbeit mehrerer Spezialisten über dieses Werk, welche eine in allen Punkten gelungene Kombination aus Neuedition, Übersetzung, Kommentierung und Einführung vorlegen.

Bezüglich Textgestalt bzw. Lesarten schließt sich die Edition der Diemerschen Fassung von 1856 an, oft in Gegensatz zu Maurerschen Ausgabe aus 1970, was in den meisten Fällen auch gerechtfertigt erscheint. Ausschließlich positiv zu beurteilen ist die von den Editoren vorgenommene Interpungierung, wo wiederum Maurersche Schnitzer korrigiert wurden. Ebenfalls als geglückt zu bezeichnen ist die Übersetzung, welche sich die Waage hält zwischen möglichst geringer Entfernung vom Original-Wortlaut und der Anpassung an heutige Sprachgepflogenheiten.

Der Kommentar ist vorzüglich, und die „Einführung in das Werk" bietet nicht nur Einblicke in die streckenweise hochspezialisierte Forschungsdiskussion, sondern vermag auch neue Aspekte aufzuzeigen; der sich selbst einen „armen chnecht" nennende Autor, eben Heinrich „von Melk", wird hier kulturgeschichtlich in die Nähe der adeligen Eremiten und Klausner gerückt. Bei aller Wissenschaftlichkeit im Anspruch ist diese Einführung nicht nur sachlich bestens fundiert, sondern auch gut lesbar — von einigen geradezu hyperbolischen Sätzen linguistischen Inhalts abgesehen.

Das Literaturverzeichnis ist in Textausgaben, (Teil-)Übersetzungen, Primärliteratur, Hilfsmittel und Sekundärliteratur gegliedert, was an sich eine gute Idee war, jedoch bei der Sekundärliteratur leicht enttäuschend ausgefallen ist; man hätte besser eine Differenzierung zwischen literaturwissenschaftlicher und historischer Literatur in Hinblick auf die Vielzahl der benutzten Werke und angesichts der Vielfalt der darin zum Tragen kommenden wissenschaftlichen Aspekte angestrebt.

Insgesamt jedoch handelt es sich um eine unschätzbare und fast ideal zu nennende Ausgabe; was wir nun brauchten, wären weitere Editionen mit genau diesem Anspruch, um wichtige Werke der

gesamtdeutschsprachigen wie der heimischen Überlieferung einer möglichst breiten Leserschaft zugänglich zu machen!

Ralph Andraschek-Holzer

Wolfgang Westerhoff, **Prangersäulen in Österreich** (St. Pölten-Wien: Niederösterreichisches Pressehaus 1994) 132 Seiten, 8 Übersichtskarten, über 30 Fotos und knapp 200 Illustrationen, öS 320,—

Nach seinem 1989 erschienenen Werk „Karner in Österreich und Südtirol" und dem 1993 veröffentlichten Buch „Bildstöcke in Wien" legt der Facharzt für Anästhesie Wolfgang Westerhoff nun mit den „Prangersäulen in Österreich" sein drittes heimatkundliches Werk vor.

Westerhoff beginnt mit einem geschichtlichen Überblick. Der Pranger begegnet uns erstmals im Hochmittelalter um 1200. In Österreich steht er meist für die niedere Gerichtsbarkeit. Nachdem schon Joseph II. das Strafrecht grundlegend reformiert hatte und im Strafgesetzbuch von 1803 der Pranger nur mehr als Nebenstrafe zum Kerker vorkam, wurde er in Österreich 1848 endgültig abgeschafft.

Nach einer Erläuterung der verschiedenen Namen, die Pranger in den unterschiedlichen Gegenden tragen, folgt eine Typologie (die Variationen reichen von der Mauernische mit Halseisen und Handschellen über den üblichen Säulenpranger bis zum Auftrittspranger und Käfigpranger) und Übersicht über die verschiedenen Formen sowie Anhangsgebilde (Bagstein, Freyungsarm, Handfesseln, Halseisen, Fußschließen, Ketten, Ringe, Haken, eiserne Zapfen) und Prangermandl.

Ergänzend sei erwähnt, daß z. B. auch in Heidenreichstein bis in unsere Tage der Schwertarm den Markt ankündigt. Auch in Dačice (Mähren), wo die Tradition der Jahrmärkte durch das kommunistische Regime unterbrochen wurde, wird im Städtischen Museum eine Marktfreitn aufbewahrt.

Beim Seitenblick auf die anderen Rechtsmale erwähnt Westerhoff folgende freistehende Rechtsmale: Galgen, Rabensteine, Kreuzsäulen, Langensteine, Sühnekreuze, Gerichtssäulen, Gerichtskreuze, Galgenkreuze, Gerichtssteine, Grenzzeichen, Muntatsteine, Metzen sowie Erinnerungszeichen und einige einmalige Objekte.

Mir als Seyfriedser fehlen in dieser Aufzählung manche Rechtsaltertümer, z. B. Dingstätten und Gerichtslinden (vgl. Dinzelbacher, Sachwörterbuch der Mediävistik), weil es in meinem Heimatort eine uralte Linde gibt, bei der nach der Überlieferung die Banntaidinge abgehalten wurden. Auch die Seyfriedser Faltersäule wäre zu erwähnen, bei der laut Banntaidingbuch Übeltäter an den Landrichter zu übergeben waren.

Die allgemeine Einführung schließt mit einer Aufzählung der Delikte, die am Pranger bestraft wurden, der Darstellung der mit einer Prangerstrafe verbundenen Rituale und des Brauchtums sowie der überlieferten Sagen.

Nebenbei möchte ich erwähnen, daß die Bierglocke am Pranger in Heidenreichstein nicht nur früher in den Abendstunden geläutet wurde, sondern auch heute noch täglich ertönt.

Der 92seitige Detailbereich des Buches beginnt mit einer Beschreibung der etwa 120 noch heute erhaltenen Prangersäulen Niederösterreichs. Es folgt Oberösterreich mit 25 Säulen und das Burgenland mit 12 Objekten sowie die Steiermark mit neun. Die restlichen Bundesländer sind mit sieben erhaltenen Objekten vertreten. In einem Blick über die Grenze präsentiert Westerhoff schließlich noch neun ausländische Objekte.

Die Darstellung der österreichischen Pranger ist nach meinem Wissensstand vollständig. Die grundlegende Literatur wurde ausgewertet. Das Literaturverzeichnis umfaßt 79 Werke bzw. Artikel. Natürlich gibt es daneben viele regionale Bücher, die oft noch zusätzliche Details liefern.

So bietet etwa das Werk „Zwischen Himmel und Erde. Die Heiligtümer in der Pfarre Thaya in Niederösterreich" von Florian Schweitzer Hintergrundinformationen zum Entstehen der Sage vom Prangerdiebstahl aus Niederedlitz. Die Feststellung Westerhoffs bezüglich des Prangers von Niederedlitz „1694 neben dem Schloß errichtet" läßt sich nach der Lektüre von Schweitzers Buch nicht aufrechterhalten.

Trotz dieser Detailkritik kann das Buch von Westerhoff, das erstmals einen vollständigen Überblick über alle Pranger Österreichs bietet, allen kulturhistorisch Interessierten und insbesondere den Heimatforschern nur empfohlen werden.

Reinhard Preißl

Fritz Fellner, **Vom Dreibund zum Völkerbund.** Studien zur Geschichte der internationalen Beziehungen 1882 — 1919. Hg. von Heidrun Maschl und Brigitte Mazohl-Wallnig (Wien: Verlag für Geschichte und Politik; München: Oldenbourg Verlag 1994) 343 Seiten, 1 Abbildung, öS 580,—

Der vorliegende Band, eine Aufsatzsammlung, Arbeiten Fellners von 1958 bis 1991 enthaltend, beschäftigt sich mit unterschiedlichen Aspekten der Diplomatiegeschichte, die für das Verständnis des Ersten Weltkrieges, seines Ausbruchs und dessen Folgen von großer Bedeutung sind.

Es ist im Rahmen dieser Rezension nicht möglich, alle 17 Aufsätze ausführlich zu behandeln; es seien daher einige wenige Hinweise gegeben, die den Leser anregen sollen, selbst zu dieser Publikation zu greifen. Diese wird auch ein Nicht-Fachmann mit großem Gewinn und auch Genuß lesen, beherrscht der Autor doch die Kunst, trotz „aller Wissenschaftlichkeit" gemeinverständlich und interessant zu schreiben.

Fellner hat zu diesem Thema großangelegte Untersuchungen, die sich über einen weiten Untersuchungszeitraum erstrecken (z. B. „Der Dreibund. Europäische Diplomatie vor dem Ersten Weltkrieg", S. 19-82), vorgelegt; ebenso finden sich Detailfragen behandelt (z. B. „Die Mission Hoyos", S. 112-141); in diesem Aufsatz weist Fellner besonders darauf hin, daß die Berlin-Mission von Alexander Graf Hoyos, einem Angehörigen des Außenministeriums, bisher von der Forschung viel zuwenig beachtet wurde, insbesondere von der österreichischen Geschichtsschreibung, die die österreich-ungarische Monarchie gerne als konservativ, die Ordnung erhaltend, darstellt.

Der Aufsatz „Der Krieg in Tagebüchern und Briefen. Überlegungen zu einer wenig genützten Quellenart" (S. 207-220) enthält wichtige Denkanstöße, sich mit dieser spezifischen Quellengattung auseinandersetzen, und soll wohl auch eine Aufforderung sein, einer breiten Öffentlichkeit die vielen noch unpublizierten Schätze zugänglich zu machen; dem Historiker könnte auf diese Weise eine breitere Vergleichsbasis geboten werden, die allgemeine Schlußfolgerungen erleichtern würde. Fellner beschäftigt sich im übrigen in einem Aufsatz sozusagen exemplarisch mit dieser Quellengattung („Aus der Denkwelt eines kaierlichen Botschafters a. D. Die Briefe des Grafen Monts an Josef Redlich aus den Jahren 1914/15", S. 154-167).

Die letzten vier Aufsätze, hier konnte bei weitem keine vollständige Auflistung erfolgen, beschäftigen sich mit dem Pariser Vertrag, hauptsächlich mit den Pariser Vorortevertägen. Der Autor geht unter anderem sowohl auf das jugoslawische Problem (S. 262-272) als auch auf den Vertrag von St. Germain (S. 282-304) ein, wobei er abschließend die Frage stellt: „Die Friedensordnung von Paris 1919/20 — Machtdiktat oder Rechtsfriede? Versuch einer Interpretation" (S. 305-319).

Abgeschlossen wird der vorliegende Band mit einem Verzeichnis der Erstveröffentlichungen und einem Personenregister, versehen mit kurzen stichwortartigen Biographien, das sich beim Studium der einzelnen Aufsätze als sehr hilfreich und nützlich erweist. Hinweisen möchte ich auch noch auf die im Anschluß an einige Arbeiten abgedruckten Originaldokumente; so etwa ist dem Aufsatz über den Dreibund (s. o.) der Vertragstext von 1882 beigefügt oder — als weiteres Beispiel — finden sich im Anhang der Arbeit über die Mission Hoyos (s. o.) dessen persönliche Erinnerungen. Daß diese Originaltexte beigegeben wurden, ist sehr dankenswert, veranschaulichen sie doch das zuvor Gelesene.

Jeder Interessierte, sei er nun Fachmann oder Laie, der sich für die hier thematisierte Epoche interessiert, wird diese Aufsatzsammlung mit großem Gewinn lesen, wobei das eigentliche Verdienst Fellners darin liegt, daß er sowohl Historikern, Politikern, populären Medien als auch der breiten Öffentlichkeit liebgewordene Darstellungsweisen richtigstellt und dadurch neue Betrachtungsmöglichkeiten und Ansätze eröffnet.

Martina Fuchs

Michael Pammer, **Glaubensabfall und wahre Andacht.** Barockreligiosität, Reformkatholizismus und Laizismus in Oberösterreich 1700 — 1820 (= Sozial- und wirtschaftshistorische Studien 21, Wien-München: Verlag für Geschichte und Politik 1994) XII + 302 Seiten, öS 480,—

Es gehört wohl zu den Aufgaben jeder historischen Betrachtung, vergangene Erscheinungen zu klassifizieren und einzuteilen. Dabei nimmt man in Kauf, daß die Fülle der Erscheinungen, Meinungen und Geschehnisse auf wenige Grundformen reduziert wird. Man wird ihnen dann nur mehr zum Teil in ihrer Vielfalt gerecht. Bisher ausstehende Forschungen zum österreichischen Barockkatholizismus laden nun geradezu dazu ein, bezüglich seiner Eigenart derartige Einteilungen vorzunehmen. Dazu kommen zwei weitere Phänomene. Das eine ist die Bemühung, Geschichte „von unten" zu schreiben, also so etwas wie die Rezeption der Verkündigung und der amtlich „angeordneten" Maßnahmen, nicht zuletzt im Bereich der Frömmigkeit. Und das zweite ist der Versuch, den Fragen der Rezeption und der Volksfrömmigkeit mit Hilfe quantifizierender Methoden beizukommen. Das ist heutzutage weder schwierig noch illegitim. Die Schwierigkeiten sind mit Hilfe der elektronischen Rechner sehr gemindert worden, wobei es genügend — auch aus anderen Sparten der Wissenschaft zu übernehmende — Formeln und Programme gibt, die eine statistisch signifikante Auswertung ermöglichen. Man braucht nur genügend annähernd gleiches Material, in dem sich Formelhaftigkeit und Individualität miteinander verbinden, dann kann eine derartige Auswertung schon vor sich gehen. Und illegitim ist die Sache deshalb nicht, weil ja damit Quellenmaterial ausgewertet werden kann, das an sich als wenig aussagekräftig gilt, weil in ihm eben die Formelhaftigkeit zu deutlich ausgeprägt ist.

Mit diesen Vorbemerkungen ist man genau dort gelandet, wo Michael Pammer, der in der Zwischenzeit Assistent am Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in Linz geworden ist, seine Dissertation, aus der das hier anzuzeigende Buch geworden ist, angesiedelt hat: „Anhand von den Dokumenten, die den unmittelbarsten Einblick in die Vorstellungswelt auch jener Menschen erlauben, die sonst keine schriftlichen Quellen hinterlassen, werden die Denkweisen der breiten Bevölkerung untersucht: Testamente, nicht nur von Grundherren und hohen Beamten, sondern auch von Handwerksmeistern, Dienstboten und Bauern bilden die Basis der Untersuchung... Mit statistischen Methoden analysiert der Autor die Testamente und überprüft sie auf ihre Tauglichkeit als Quelle. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die staatlichen Reformen, die das Erscheinungsbild der katholischen Kirche im 18. Jahrhundert veränderten, nicht von oben durchgesetzt werden mußten, sondern mit den Denk- und Empfindungsweisen der Bevölkerung parallel gingen bzw. sogar diesen hinterher hinkten. Die Säkularisierung war also ein Vorgang, der auch das ‚Volk' umfassend und durchgehend einschloß." — So beschreibt der Verlag unter Verwendung von Sätzen des Autors den Inhalt des Buches.

So einfach ist die Sache aber denn doch nicht. Genau das hier wiedergegebene „Ergebnis" zeigt, wie schwierig die Sache eigentlich ist. Es beginnt bei der Legitimität einer Übertragung moderner kirchensoziologischer Typisierungen in die Vergangenheit, was dazu nötigt, die dort vorfindlichen Aussagen in ein ihnen nicht unbedingt adäquates System einzufügen. Es geht weiter, weil vorerst doch die Fragen zu untersuchen sind, wie weit Formelhaftigkeit und Aussageform der Testamente und auch ihre scheinbare Individualität wirklich gegeben sind, was bei der Höhe des Analphabetismus in der Bevölkerung durchaus zu fragen ist. Und es ist zu fragen, wie weit die schriftlich niedergelegten Aussagen mit den im praktischen Leben verwirklichten religiösen Verhaltensweisen übereinstimmten, läßt sich doch immer wieder zeigen, daß diesbezüglich eine Zweischichtigkeit vorgegeben gewesen ist, die auch dort Platz greift, wo jemand seine Gedanken selbst zu Papier gebracht hat. Das eine war das, was durch die Verpflichtungen in religiöser Hinsicht vorgegeben gewesen ist, und das andere war das, was dem üblichen und alltäglichen Zusammenleben und seinen Gesetzen entsprach; natürlich gab es zwischen den beiden Berührungen und Beziehungen, es ist aber doch bezeichnend, daß dort, wo Quellen gewissermaßen frei von „offizieller" Bedeutsamkeit sind, diese Schichten nicht selten deutlich voneinander abhebbar sind.

Schließlich ist zu fragen, was eigentlich das Charakteristikum des Barockkatholizismus gewesen ist. Er erstarrte da und dort sicher — wie das ganze Barock und seine Weltanschauung — in scheinba-

rem Formalismus, damit ist aber weder sein Anfang noch sein ganzer Inhalt erklärbar. Und gerade in der katholischen Kirche gab es immer wieder, und zwar mitten im Barock, Funktionsträger, die „aufgeklärt" waren. Diese verstanden ihre Position aber durchaus nicht im Gegensatz zu den Haltungen und Meinungen der anderen, sondern als Position innerhalb des zeitgenössischen Katholizismus.

So stellt sich nicht nur ein sehr komplexes und in sich niemals geschlossenes System barocker Frömmigkeit als Hintergrund für die Wirksamkeit von Reformen in der Kirche dar. Und auch diese Reformen waren ja keineswegs einheitlich motiviert und zielgerichtet, und zwar nicht erst unter Josef II.

Innerhalb dieser neu anzulegenden Parameter ist das Buch von Pammer aber durchaus als wichtig und wertvoll anzusehen. Zum einen eröffnet es einen neuen Blick, der nur sorgfältig begrenzt und definiert werden muß, auf die barocke Kirche in Österreich, regt damit überhaupt die bisher eher defizitäre kirchengeschichtliche Forschung zu dieser Zeit an, zum anderen verbindet es kirchengeschichtliche mit sozialgeschichtlicher Betrachtungsweise, wobei natürlich die Frage nach der theologischen Position, die rezipiert wurde, nicht ausgeblendet werden darf, soll nicht die ganze Rezeptionsgeschichte schief wirken. Methodisch und formal ist die Arbeit gleichfalls in Ordnung, die Gliederung ist sachlich und einleuchtend, das herangezogene Quellenmaterial so umfangreich, daß es statistisch relevante Aussagen ermöglicht, wenngleich es natürlich im Blick auf die soziale Schichtung keineswegs gleichgewichtig mit der Zusammensetzung der Bevölkerung ist.

Es entsteht aber damit eine historische Forschung, in der nicht mehr der einzelne Mensch als Träger der Geschichte (ob von „oben" oder von „unten") betrachtet wird, sondern nur mehr die statistische Einheit. Wie weit ist das aber noch historische Forschung, bzw. was ist da noch (wieder) an Ergänzung notwendig?

Gustav Reingrabner

Karl Möseneder, **Franz Anton Maulbertsch.** Aufklärung in der barocken Deckenmalerei (= Ars viva 2, Wien-Köln-Weimar: Böhlau-Verlag 1993) 266 Seiten, 63 Schwarzweiß-Abbildungen, 10 Farbtafeln, öS 686,—

Der Autor, ein ausgewiesener Spezialist für die Kunst des Barock, legt mit dem gegenständlichen Werk nicht, wie der Titel vermuten lassen würde, eine Künstlermonographie herkömmlicher Art vor, sondern bietet eine fundierte und gut lesbare Spezialuntersuchung, in deren Rahmen er Maulbertschs Deckengemälde in der Bibliothek des Prämonstratenserstifts Bruck a. d. Thaya (Klosterbruck) bzw. im Philosophischen Saal des Klosters Strahov in Prag miteinander vergleicht. Im Zuge dessen arbeitet er nicht nur das Klosterbrucker Werk als herausragendes Dokument der „katholischen Aufklärung" und der Reformbestrebungen des Josephinismus heraus, sondern dokumentiert anhand dieser beiden wichtigen Werke auch den Stilwandel Maulbertschs in den siebziger Jahren in Korrelation zu den zeitgenössischen Postulaten nach größerer Bestimmtheit und ikonographischer Deutlichkeit. Und dies wiederum ist wichtig hinsichtlich der Ausmalung des Geraser Bibliothekssaals durch den bedeutendsten Maulbertsch-Schüler, Joseph Winterhalter, im Jahr 1805. Anhand der kunsttheoretischen Literatur der Zeit wird insbesondere aufgezeigt, daß im Geraser Kuppelgewölbe Reflexe der rationalistischen Kritik an der Deckenmalerei und damit einer gewandelten Bildvorstellung ausgemacht werden können; auch ging mit dem Bemühen um mehr Rationalität eine „deutliche Reduktion theatralisch-überraschender Momente einher" (S. 170).

Die neue, von kompetenter Seite hiermit vorgelegte Untersuchung jenes Winterhalterschen Werks ist jedoch bei weitem nicht das einzige Verdienst dieses keineswegs nur kunsthistorisch relevanten, sondern auch allgemein geistesgeschichtlich anregenden Bandes, an welchem neben kleinen Pannen beim Verweis auf Farbtafeln nur eines mangelhaft empfunden werden kann, nämlich das Fehlen von Seitenzahlen zu Beginn eines jeden Hauptabschnitts, mit welchen auf den Beginn des jeweils zugehörigen Anmerkungsapparats verwiesen werden könnte. Kleine Hilfen wie die eben vorgeschlagene würden wenig Aufwand bei der Buchherstellung mit sich bringen, dem Publikum das Werk aber weit einfacher zu benützen helfen.

Ralph Andraschek-Holzer

Hans Schaumberger (Hg.), **Mostviertel.** Das Viertel ober dem Wienerwald. Natur- und Kulturlandschaft. Text von Christoph Wagner, Fotografien von Lois Lammerhuber (Wien: Edition Christian Brandstätter 1994) 192 Seiten mit 125 Farbfotos, 13 Holzschnitten und einer Karte, Großformat, Leinen, öS 980,—

Daß der Buchmarkt dem immer näherrückenden Ostarrichi-Millennium von 1996 angemessen Rechnung trägt, ist durchaus legitim. Ein Ostarrichiland-Führer und eine Reihe historischer Publikationen sind in Vorbereitung. Ausgesprochen geschickt hat der Verlag Christian Brandstätter im Rahmen seiner Viertelseditionen den Mostviertelband so terminisiert, daß er — ohne direkt zeitgebunden zu sein — bereits jetzt als erstes Jubiläumsbuch auf dem Markt ist.

Logischerweise ist der Aufhänger des Textteils daher auch der Ostarrichi-Essay „Wo Österreich erfunden wurde". Eine bessere Darstellung der Geschichte rund um die berühmte Schenkungsurkunde Ottos III. aus dem Jahr 996, die Neuhofen an der Ybbs „ins Zentrum der österreichischen Geschichte rückte" (S. 12), wurde bisher nicht geschrieben. Ausgesprochen angenehm lesbar wird das historische Umfeld ausführlich beleuchtet, mit einem betonten Understatement das Ereignis aber doch als „historische Marginalie" (S. 8) charakterisiert. Und wenn der Autor bewundernd die Schlichtheit der Ostarrichi-Gedenkstätte hervorhebt, die aussieht „wie die Wanderausstellung eines unterdotierten Universitätsinstitutes" (S. 7), so vermeint man zwischen den Zeilen die Warnung herauszulesen, 1996 die wahre Bedeutung der Urkunde nicht durch übertriebenes Pathos ins Unglaubwürdige zu transferieren.

So wie im Einleitungsbeitrag ist es auch bei den anderen Abschnitten des Buches. Den Intentionen des Herausgebers nach wird die mehr als tausendjährige Geschichte der Region nur in bescheidenen Dosen am Rande gestreift. Keineswegs aufdringlich erfährt der Leser aber trotzdem alles Wichtige. Daß dabei die interessantesten Geschichten der Lokalhistorie nicht ausgespart werden, verleiht den historischen Exkursen einen besonderen Reiz. Für ein Buch über die „Natur- und Kulturlandschaft" des Mostviertels ist die geographische Abgrenzung jedoch wesentlich wichtiger als die geschichtliche. Daß Neuhofen an der Ybbs im Mostviertel liegt, darüber besteht kein Zweifel. Was aber noch dazu gehört, ist keineswegs geklärt. Der Autor war sich der Brisanz des Problems durchaus bewußt und führt alle möglichen Definitionen an von der Maximalauffassung, es sei das ganze Viertel ober dem Wienerwald gemeint (die auch der Konzeption des Buches zugrundeliegt) bis zu der von den Landesgrenzen unabhängigen salomonischen Minimallösung, das Mostviertel seien alle jene Landesteile südlich der Donau, „von denen aus man die Basilika am Sonntagberg sehen kann" (S. 22).

Man müßte schon ein Pedant sein, würde man an dem Buch aussetzen, es fehle etwas Wesentliches. Autor und Fotograf haben sich so in die Landschaft, die Menschen und die Mentalität des Mostviertels eingelebt, daß die gebotene Charakterisierung schlechthin als perfekt zu bezeichnen ist. Und wenn üblicherweise bei derartigen Text-Bild-Bänden der Text durch die Auswahl und die Qualität der Aufnahmen in den Hintergrund gedrängt wird, so ist dies — trotz des hohen Niveaus der Bilder — hier durchaus nicht der Fall. Hat man einmal zu lesen begonnen, kann man kaum aufhören.

Die Bilder und Texte machen den Leser mit dem eigenartigen Reiz der Landschaft des Mostviertels vertraut. Auch Dichter werden dabei zitiert, wie der von jenseits der Donau herüberschauende August Strindberg oder Franz Nabl sowie der Renaissancepoet Wolf Helmhard von Hohberg. Christoph Wagner benötigt diese Unterstützung jedoch gar nicht. Bei seinen Schilderungen werden die Pflanzen und Tiere der Landschaft lebendig, und es gelingt ihm sogar, die Geologie genießbar darzustellen. Das Hauptaugenmerk gilt aber den hier lebenden Menschen. Wir werden Zeugen des bäuerlichen Lebens mit seinen Arbeiten, Bräuchen und Festen, erfahren Interessantes über die Geschichte des Vierkanters, aber auch über das, was die Leute da essen, und vor allem über die Äpfel und Birnen und über den aus ihnen hergestellten Most sowie die damit verbundenen Trinkgewohnheiten.

Besonders gelungen ist auch der Essay über die Eisenwurzen, aus dem man nicht nur erfährt, daß der Name als Herkunftsbezeichnung für einen vom Erzberg nach Siebenbürgen versetzten Eisenarbeiter mit „de loco Eisenwurtzel" schon 1241 urkundlich belegt ist, sondern auch daß man die Hammerherren wegen ihres hohen Ansehens als „schwarze Grafen" bezeichnete, was ihnen geradezu ein

aristokratisches Flair verlieh. Mit „lebenden Museen", wie dem Fahrngruber-Hammer in Ybbsitz oder dem „Hammer am Bach" in Opponitz sowie anderen Projekten an der niederösterreichischen Eisenstraße, wird dem aktuellen industriearchäologischen Interesse Rechnung getragen.

Als Überleitung zum kulturellen Teil wird im Aufsatz „Liegt St. Pölten im Mostviertel?" die Landeshauptstadt charakterisiert. Dem Viertel ober dem Wienerwald mit seiner Theaterkultur und seinen reichausgestatteten Bibliotheken sind die nächsten Kapitel gewidmet. In keiner Weise dozierend geschrieben und doch ausreichend exakt informieren sie auch über die einst in der Region lebenden Dichterpersönlichkeiten, und es sind gar nicht wenige, denn „die Humanismus- und Barockliteratur des Mostviertels vermöchte germanistische Seminare zweifellos Jahre hindurch zu beschäftigen" (S. 162). So widmet sich das Buch den höchst unterschiedlichen „in dieser Landschaft hinterlassenen Bedenkspuren", und der Leser und Betrachter bekommt dadurch „ein Bild des Mostviertels, das nicht nur rustikal, nicht nur agrarisch, nicht nur gewerblich, nicht nur fromm, nicht nur philosophisch und literarisch, sondern alles von alledem ist" (S. 163).

Im Anhangteil „Mostviertel wörtlich. Wissenswertes von A-Z" wird in alphabetischer Reihenfolge über die Geschichte der einzelnen Orte sowie andere erwähnenswerte Details (einschließlich der Öffnungszeiten und der Telefonnummern von Museen usw.) informiert. Aber auch Beiträge über die Moststraße, das sehenswerte Mostviertler Bauernmuseum, Mostviertler Gstanzln und berühmte Mostviertler sowie über die Ybbstal-Bahn sind hier aufgenommen. Und man erfährt auch, was ein „Säusler" ist. Zur Auflockerung ist dieser lexikalische Teil des Buches illustriert mit Holzschnitten von Franz von Zülow. Sehr detailliert ist die vom Verlag Eduard Hölzel zur Verfügung gestellte Karte.

War bisher ausführlich vom Textteil die Rede, so soll dies keineswegs heißen, daß die Aufnahmen von sekundärer Bedeutung wären. Sie sind im Gegenteil von einer Intensität, daß sie optisch noch mehr dominieren, als dies bei derartigen Publikationen üblich ist. Was auch nicht verwundert, ist doch der Fotograf Lois Lammerhuber nicht nur ein versierter Profi mit bereits rund 500 gedruckten Reportagen, sondern hat er als gebürtiger Mostviertler auch den natürlichen Blick für das Spezielle. Einige der Fotos erschienen schon im Juli-Heft 1989 von GEO als Illustrationen für den Mostviertel-Beitrag „Die vergorene Heimat" von Christoph Ransmayr. Vergleicht man die aus den durchwegs guten Aufnahmen in der Zeitschrift ausgewählten Bilder mit den um eine winzige Nuance schwächeren ausgelassenen, wird einem der hohe Maßstab bewußt, der an die Fotos des Buches gelegt worden ist. Dieser fotografische Perfektionismus zeigt sich auch bei den vielen für den Band neu aufgenommenen Bildern, deren Palette von der lieblichen Farbenkombination im Spitzweg-Stil („Spitzweg könnte auch ein Mostviertler gewesen sein", S. 61) bis zur fast schon häßlich anmutenden naturalistischen Farbintensität der Boote am Lunzer See (S. 116/117) reicht. So wie auch im Text wurde bei aller liebevollen Charakterisierung der positiven Eigenheiten der Region jede kitschige Verhübschung vermieden. Wenn auch die dabei mehrfach feststellbare Vorliebe Lammerhubers für eine dunklere Farbgebung nicht unbedingt die uneingeschränkte Zustimmung aller Betrachter finden wird, ist ihnen die künstlerische Intention nicht abzusprechen. Da die Landschaft im Mittelpunkt steht, dominiert der Blick für das Weite, und auch dem (oft, aber nicht immer) blauen Himmel ist viel Platz gewidmet. Die Innenaufnahmen bleiben auf das Wesentliche beschränkt. Hier treten die Menschen mehr in den Vordergrund, wie etwa beim Tischgebet mit dem „Herrn Pfarrer" von Neuhofen an der Ybbs (S. 53), beim Brotbacken aber sind es die knusprigen Laibe (S. 52), und auf dem Foto aus der „Schwarzen Kuchl" in Ertl lassen einem die schon fertig gebackenen Bauernkrapfen das Wasser im Munde zusammenrinnen (S. 54/55).

Es ist nicht Aufgabe einer Rezension, die Bilder im einzelnen zu charakterisieren, den Genuß muß sich der Betrachter wohl selbst verschaffen. Hervorzuheben sind jedoch noch die Kunstaufnahmen, die so ganz anders sind als üblicherweise. Nicht das einzelne Kunstwerk steht dabei im Vordergrund, sondern einerseits die Einbeziehung in die Gegend (Sonntagberg, Seitenstetten, Göttweig etwa, und das Stift Melk spiegelt sich im Wasser der Donau) oder andererseits das originelle Detail. Einmalig auch das Bild aus dem Diözesanmuseum mit den Füßen der Kunstbetrachter auf der anderen Seite (S. 124). Es herrscht auch sonst nicht nur der Ernst und die Tendenz zur Reportage vor, sondern

auch ein Schuß von Heiterkeit, und das nicht nur bei der köstlichen Aufnahme einer charakteristischen Mostviertler Vogelscheuche (S. 42).

Es ist nicht leicht, darauf zu verzichten, auf weitere Details einzugehen. Nicht unerwähnt bleiben aber darf die Mostviertler Baumblüte, im Vor- und Nachsatz ebenso wie bei dem Bild von dem Mädchen mit dem Mostobstblütenkranz (S. 64), das etwas verkleinert noch besser wirkt als im Großformat in GEO. Schlechthin unübertrefflich ist das Foto von der Mostbirnenernte auf den Seiten 74/75, in seiner Helligkeit wirkungsvoll gegenübergestellt der dem Motiv entsprechenden dunkleren Farbgebung in der Mostpresse des Malers Prof. Adalbert Schlager in der Biberbacher Oismühle am Fuße des Sonntagberges (S. 76/77). Und mit der würdevollen Feierlichkeit der Priesterweihe im Dom durch Diözesanbischof Dr. Kurt Krenn kontrastiert die unbeschwerte Leichtigkeit der Ministrantinnen, die in der Kirche von St. Veit in Toberstetten die Glocken läuten, „auch wenn es der Herr Bischof nicht so gerne sieht" (S. 126 und 133). Meist im Großformat und vorwiegend in einer fast unüberbietbaren Farbenpracht sind die Fotos allein Grund genug, sich den Band zu kaufen.

Es fällt schwer, an einem solchen, fast perfekt gemachten Buch etwas auszusetzen. Doch auch wenn man aus eigener Erfahrung weiß, wie schwierig es ist, eine druckfehlerfreie Publikation herauszubringen, schmerzt es, zu sehen, wie in einem so aufwendigen Band der an anderer Stelle richtig gedruckte Fürst Raimund Montecuccoli als auf Schloß Gleiß Sonette dichtender Poet zu einem Motecuccoli wird (S. 162) und Neidhart von Reuenthal zu einem Minnersänger (S. 79). Wenn unter Amstetten erwähnt wird, daß im Zweiten Weltkrieg die Altbausubstanz durch 266 Luftangriffe zerstört wurde (S. 170), so ist dies ein in der Literatur hartnäckig immer wieder vorkommender Irrtum. Es handelt sich nämlich nicht um 266 Luftangriffe, sondern um 266 Alarme, 265 Fliegeralarme und zuletzt einen Panzeralarm. Zur Zerstörung der alten Bausubstanz genügten zehn Bombardierungen. Daß Allhartsberg „aus einem alten ‚Türkenhügel' mit befestigtem Erdwall" hervorgegangen ist (S. 170), ist nicht nur eine gewagte Behauptung, sondern könnte auch zu Mißverständnissen Anlaß geben. Denn besagter Hügel ist trotz seines Namens keine Befestigung aus der Türkenzeit, sondern — wie unter Kematen nachzulesen ist — eine Fundstelle aus der frühen Bronzezeit (S. 177). Die Gemeinderäte von Kematen an der Ybbs übrigens als „Stadtväter" zu bezeichnen, ist ebenso zuviel der Ehre, wie den Ortsteil Gleiß der Marktgemeinde Sonntagberg zu einer eigenen Gemeinde zu machen (S. 174). Und daß Hammer, Zange und Werkrad im Sonntagberger Wappen „der ‚eisernen Vergangenheit' des Gnadenortes" Rechnung tragen (S. 189), ist auch eine recht eigenwillige Interpretation. Sie wurden nämlich als Hinweis auf die im Gemeindegebiet befindlichen Böhler-Ybbstalwerke aufgenommen. Bei Seisenegg wäre eine nochmalige Erwähnung der Barockdichterin Catharina Regina von Greiffenberg nicht schlecht gewesen, wie auch bei Gleiß eine Notiz über den wahrscheinlich dort geborenen ehemaligen prominenten Besitzer Erzbischof Wichmann von Magdeburg, zu dessen Gedenken 1993 ein vom Waldviertler Bildhauer Oswald A. Eschelmüller geschaffenes großes Denkmal errichtet worden ist. Und auch wenn es der Lektorin vielleicht unglaubwürdig erscheint, der zitierte Mundartdichter Erich Stöger heißt vulgo nicht „Buchbauer" (S. 28), sondern ist als der „Buchabauer" bei Geburtstagsfeiern Prominenter und volkstümlichen Musikveranstaltungen im Mostviertel ein gern gesehener vortragender Ehrengast.

Derartige kleine, relativ unbedeutende Ungenauigkeiten sind aber nicht auf zuwenig penibel geführte Ermittlungen zurückzuführen, sondern auf das in den verschiedenen Orten durchaus unterschiedliche quantitative Vorhanden- oder Nichtvorhandensein einer entsprechenden Literatur bzw. mündlicher Auskunftgeber, was auch der Grund für die umfangmäßig nicht immer gerechte Proportionierung im Lexikonteil ist. Daß der Autor sorgfältig recherchiert hat, zeigt — um nur ein Beispiel für viele zu bringen — etwa die Tatsache, daß der um die Jahrhundertwende als „Hinterwaldler" schreibende, publizistisch äußerst einflußreiche Lokalpoet Johann Datzberger, der heute nur mehr wirklichen Insidern bekannt ist, mehrmals erwähnt und zitiert wird.

Faßt man zusammen, kann gesagt werden: Das große Mostviertel-Bild-Text-Buch der Edition Christian Brandstätter ist eine verlegerische Glanzleistung. Es ist sowohl in textlicher und fotografischer Hinsicht als auch von der Ausstattung her ein Prachtband. Das Buch hat einen stolzen Preis. Es ist aber in jeder Hinsicht sein Geld wert.

Anton Pontesegger

ORA ET LABORA. Lateinische Inschriften des oberen Triestingtales. Erarbeitet von einem Workshop des BG Berndorf (Leitung Prof. Rudolf Maurer). Herausgeber und Verleger: Kulturforum Pottenstein „Altes Herrenhaus" (Pottenstein 1989) 61 Seiten.

Das — verspätet zur Rezension eingelangte — Büchlein verdient in methodischer Hinsicht Beachtung und Anerkennung. „Expeditiones latinae" führten Lehrer und Schüler des Berndorfer Gymnasiums (das „Ora et labora" steht auch als Türaufschrift über der „romanischen" Klasse der berühmten Berndorfer Stilschule) zu den Inschriften der weiteren Umgebung. Lebendes Latein konnte so als lebende Geschichte erforscht und erfahren werden.

Das Ergebnis kann sich sehen lassen: Buchstäbliche Fassung, Auflösung und Übersetzung der Inschriften sind philologisch korrekt präsentiert und durch kundige Kommentare historisch eingeordnet worden. Der Bogen spannt sich von den Römersteinen in Berndorf und Hernstein (Nr. 3 und 37) über die auch für die mittelalterliche Marienpoesie bedeutsamen leoninischen Hexamter am romanischen Hauptportal der ehemaligen Stiftskirche Kleinmariazell (Nr. 39) zum Grabstein des protestantischen Predigers Andreas Lapaeus zu Neuhaus († 1612; Nr. 12) und zur Inschrift Karls VI. für die Neuhauser Spiegelmanufaktur (Nr. 64). Ein merkwürdiges Denkmal des politischen Konservatismus im Revolutionsjahr 1848 sind die Glockeninschriften von Hernstein (Nr. 30-33); auch sonst sind zahlreiche Chronogramme nachgewiesen. Die nicht aufgelöste Abkürzung C.M.V. an zwei Berglfresken von Kleinmariazell (Nr. 43 und 44) könnte vielleicht als Conventus Mariae Virginis im Sinne einer Stiftungsinschrift interpretiert werden.

Schülern und Lehrern darf zu dieser gelungenen Leistung gratuliert werden. Wenn, wie zu hoffen ist, dieses Vorbild in anderen Städten und Gebieten Schule macht, darf ein Wunsch angemerkt werden: Durch Maß- und Materialangaben sowie Kennzeichnung der Schriftart und Beschreibung von zugehörigen Wappen u. dgl. könnten Studien dieser Art gleichzeitig als Vorarbeiten zu dem von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften betreuten Corpuswerk der Inschriften gelten.

Wolfgang Häusler

Anneliese Ratzenböck, **Donaunixen und Wassergeister.** Die Sagenwelt der Donau von Passau bis Wien. Mit Illustrationen von Renate Prochazka (Linz: Landesverlag im Veritas-Verlag 1994) 151 Seiten mit 25 Illustrationen, öS 198,—

Insgesamt 25 Sagen hat die gebürtige Oberösterreicherin Anneliese Ratzenböck in diesem Büchlein den interessierten Lesern präsentiert. Diese Sagen beziehen sich alle auf den Donauraum und wurden in mündlicher Überlieferung von Generation zu Generation seit Jahrhunderten weitergetragen. Die Orte, an denen sich diese Sagen zugetragen haben, sind genau beschrieben, und wir finden sie alle auch noch heute, manche Burgen zwar nur mehr als Ruine, doch jedermann bekannt. Alle Sagen sind in dieser oder ähnlicher Form den Lesern zwar bekannt, doch fesseln sie einen immer wieder, egal ob Erwachsenen oder Kind.

Nach dem Vorwort finden wir eine doppelseitige Skizze des Laufes der Donau, eingezeichnet sind hier die Orte, von denen die Sagen erzählen. Jede der folgenden Sagen wird von einer ganzseitigen ansprechenden Illustration der Graphikerin Renate Prochazka begleitet. Ansprechend ist auch die Ausstattung des Buches mit angenehm lesbarem großem Druck und handlichem Format. Alles in allem ein spannendes Lesevergnügen für Kinder und Erwachsene.

Burghard Gaspar

Fred Borth, **Aus der Heimat vertrieben. Die Geschichte der Sudetendeutschen** (Bisamberg: Rundblick-Verlag 1993) 120 Seiten, mit Abbildungen und Dokumenten, öS 176,—

Das zu besprechende Buch geht zurück auf eine Artikelserie des Autors in einer Zeitung. Dies erklärt wohl manche inhaltliche, vor allem aber stilistische Wiederholungen im Text. Der Autor versucht auf knapp 120 Seiten die Geschichte der Deutschen in Böhmen und Mähren darzustellen. Leider ist dieser Versuch nicht gelungen, denn die unscharfe, plakative Schwarz-Weiß-Zeichnung dieser

Geschichte, wie man sie aus einschlägig bekannten deutschen Rechts-Verlagen kennt, trägt nichts Neues zu einer differenzierteren Geschichtsbehandlung bei, wie sie in der Wissenschaft schon längst vorherrschend ist. Wenn der Bundesobmann der Sudetendeutschen Landsmannschaft Österreichs, Karsten Eder, im Geleitwort dem Autor für seine „jahrelange, fast detektivische Kleinarbeit" (Seite 6) in Archiven und für Interviews mit zahlreichen Zeitzeugen dankt, so kann man dem nur sehr bedingt zustimmen, da nur die großen Tragödien der Jahre 1918/19 und besonders die Vertreibung 1945 mit neuem, authentischem Material dargelegt werden. Daß vor 1945 auch die deutschen Nazi-besatzer in diesem Gebiet große Schuld auf sich geladen haben, wird leider nicht erwähnt. So bleibt das Buch in den bekannten Klischees stecken.

Das erste Kapitel mit dem irreführenden Titel „Die Besiedelung" beschreibt kursorisch die Geschichte dieses Raumes von den Illyrern bis zum Ersten Weltkrieg. Die Deutschen erscheinen als die „Kulturbringer", die slawischen Einwanderer als nationale „Aufrührer", die immer nur Forderungen erheben. Daß die beiden Völker sehr lange friedlich miteinander lebten, daß es gegenseitige kulturelle Beeinflussungen gab, das findet man im Text nicht. Liest man im Vergleich dazu den sudetendeutschen Historiker Friedrich Prinz („Geschichte Böhmens 1848–1948"), so merkt man schmerzlich die großen Lücken und Verkürzungen im Buch von Borth.

Das folgende Hauptkapitel „Die Tschechisierung" behandelt den Zeitabschnitt von 1914 bis 1938. Zuerst wird die Entstehung der Tschechoslowakischen Republik 1918/19 dargestellt, wobei den bekannten nationalen „Kampfpunkten" (Kaaden, Karlsbad, Sternberg) neue Augenzeugenberichte und Dokumente — besonders auch zu den Vorgängen im südmährisch-niederösterreichischen Grenzgebiet — beigefügt werden. Berichtet wird auch über tschechische Teilungspläne (z. B. das „Kuffner-Memorandum"), die sehr weitgehende Ansprüche an deutsche Gebiete beinhalteten. Es wird allerdings nicht klar, welchen Stellenwert diese Pläne in der realen Politik und besonders bei den Verhandlungen für den Friedensvertrag von St. Germain hatten. Die folgenden zwei Jahrzehnte werden nur knapp und unter dem einseitigen Aspekt der Arbeitslosigkeit der deutschen Bevölkerung dargestellt. Das Kapitel schließt mit dem Ende des Staates durch Hitlerdeutschland.

Im letzten Abschnitt „Die Vertreibung" wird das Verbrechen der Vertreibung der Sudetendeutschen 1945 ausführlich und unter Verwendung neuer Augenzeugenberichte behandelt. Daß dies ein Verbrechen war und ist, bleibt unbestritten, doch wird im Buch leider auch hier nicht versucht, die Vorgeschichte von 1938 bis 1945, also die Protektoratszeit und ihre Folgen, in die Ursachenforschung einzubeziehen. Die Vertreibung der Südmährer, der „Brünner Todesmarsch" und das Massaker von Aussig werden besonders hervorgehoben. In einem „Schlußwort" wird noch kurz auf die Ereignisse seit 1989 eingegangen.

Wer sich in differenzierter Weise mit der schwierigen Geschichte der Sudetendeutschen befassen möchte, sollte zu einem anderen Buch greifen, etwa zum mehrbändigen „Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder", das Karl Bosl herausgab. Fred Borth hat leider zu diesem Werk — wie zu vielen anderen historischen Darstellungen seit 1960 — nicht gegriffen, wie die Literaturliste verrät. So schreibt er als Betroffener für Betroffene ohne die nötige Distanz. Deshalb bleibt es dem Rezensenten auch unverständlich, warum Landeshauptmann Erwin Pröll im Vorwort für „diesen wertvollen Beitrag zur Aufarbeitung der Geschichte" (Seite 5) dankt!

Clemens Weber

Marietheres Waldbott, **Der Zauber führt in ein versunknes Reich — Eine Kindheit in Mähren** (Wien: Verlag Kremayr & Scheriau 1991) 224 Seiten, 39 Schwarzweiß-Fotos, öS 248,—

Der Titel des Buches, zitiert nach Karl Kraus, charakterisiert ganz genau dessen Inhalt: Die Autorin — Baronin Waldbott geb. Gräfin Wickenburg, die heute auf Schloß Halbturn im Burgenland lebt — schildert in lebhaften, unterhaltsamen Bildern ihre Kindheit und Jugend auf Schloß Pullitz (Police) in Südmähren. Pullitz liegt etwa 20 km nördlich von Drosendorf und ist 7 km von Jamnitz entfernt. Das Leben auf dem Schloß der Großeltern mütterlicherseits, die aus sehr altem tschechischem Adel stammen, wechselt mit den Sommerfrische-Aufenthalten in Gmunden, wo die Familie eine Villa

besitzt. Das Hauptgewicht des Buches liegt aber in der Schilderung der Landschaft und des Landlebens in Südmähren — ein Kindheitsparadies, das mit Ende des Zweiten Weltkrieges endgültig verschwunden ist.

Nach einem kurzen Überblick über die Geschichte Mährens und die Familiengeschichte werden Großeltern und Eltern näher beschrieben. Der Vater, ein berühmter Forscher und Weltreisender, stirbt, als die Kinder — die Autorin und ihr älterer Bruder — noch relativ klein sind.

Feste und Alltagsleben mit den verschiedenen Hauslehrern, Kindermädchen und dem Hauspersonal laufen in buntem Bogen vor uns ab, illustriert durch Fotos aus dem Privatbesitz der Autorin. Besuche bei benachbarten und befreundeten Adelsfamilien werden mit treffsicherem Humor geschildert: vom exzentrischen Baron Haas auf Vöttau mit seinem exotischen Zoo bis zu den Belcredis auf Schloß Lösch bei Brünn.

Obwohl das Buch mit der Schilderung von Kriegsende und Vertreibung endet — Mutter und Kinder müssen das Land verlassen und flüchten zunächst nach Drosendorf, während die alten Großeltern in Pullitz bleiben und dort auch sterben — strahlt es Heiterkeit, Zuversicht und Vitalität aus. Man möchte am liebsten gleich die „Fortsetzung" dieser Lebensgeschichte erfahren.

Bei der Schilderung des Fluchtweges unterlief der Autorin übrigens ein kleiner, durch den großen Zeitabstand leicht entschuldbarer Fehler: die beiden Dörfer an der Grenze heißen Ober- und Unterthürnau, nicht wie angeführt -türnitz.

Einige Leser, darunter auch ich, haben sich mit dem Buch als „Reiseführer" auf Spurensuche begeben. Das Schloß ist heute Verwaltungssitz und nicht zu besichtigen. Ein im Erdgeschoß untergebrachtes Restaurant war geschlossen. Doch die Anlage des verwilderten Parkes, die Reste der Glashäuser, die Terrassen und Kastanienalleen vermitteln noch heute etwas von dem Zauber dieser versunkenen Welt.

Ulfhild Krausl

Adolf Kastner (Hg.), **Waldviertler Heimatbuch.** Natur, Kunst und Kultur im Erlebnisbereich der Überraschungen (Zwettl: Edition Nordwald 1994) 656 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, öS 550,—
Bestelladresse: 3910 Zwettl, Industriestraße 4

Trotz seines Umfanges ist es ein Mosaik, das sich dem Leser darbietet — und als solches war es von dem Verleger Rupert Leutgeb, der auf zwei ähnlichen Büchern, die sein Vater herausgegeben hat, aufbaut bzw. deren Inhalte — mit anderem zusammen — nunmehr in einem umfangreichen Band darbietet. Es geht um die Darbietung „heimatnahen und heimatverbundenen Lesestoffes". So ist eine historische, dann aber eher geographisch-topographische Anordnung der Beiträge gewählt worden, die sichtlich Zwettl als den Mittelpunkt der Darstellungen annimmt. Umfangreiche Selbstdarstellungen von Waldviertler Gemeinden mit statistischen Angaben und einer mehrseitigen Literaturliste beenden den Band. Der Satz ist platzsparend, durch die Anwendung verschiedener Schrifttypen auf einer Seite und in einem Duktus manchmal recht verwirrend und schwierig — lesefreudig ist er nur selten (bei den Darstellungen der Gemeinden ab Seite 532). Die Bilder sind zum erheblichen Teil Photographien, die illustrierend wirken sollen, zum Teil Zeichnungen, die — zugegebenermaßen — nicht den Geschmack des Rezensenten treffen, aber vielleicht für Schüler ganz nett sein mögen.

Aber da setzen schon die Fragen ein. Ist ein solches Buch derzeit — wohl auch zum Unterschied von 1976, als die erste Auflage des Vorgängers erschien — noch pädagogisch zeitgemäß? Dabei geht es gar nicht um die Frage, ob es der pädagogischen Theorie entspricht, sondern schlicht um die Frage, welchen Schülern derartiger Lesestoff derzeit (noch) zugemutet werden kann. Hier möchte der Rezensent doch schon seine Zweifel anmelden.

Wenn sie berechtigt sind, dann ist eine Grundintention des Buches nicht erreicht worden bzw. nicht erreichbar. Dann stellt sich die Frage, was es soll? Nun, der Band kann vielen, die im Waldviertel zuhause sind oder dorthin kommen, eine ganze Menge an Informationen über dieses aufregende

und schöne Landesviertel Niederösterreichs bieten. Ob für die aber nicht einerseits weniger mehr gewesen wäre, andererseits von ihnen aber nicht selten gerade das vermißt werden wird, was präzise gesucht wurde?

Denn das ist auch einleuchtend, so umfangreich der Band ist, so wenig kann er auf Vollständigkeit angelegt sein. Es muß einfach Ereignisse und Vorgänge geben, die er nicht oder nur am Rande behandelt. Das läßt sich gar nicht anders erwarten — und mag doch Enttäuschungen auslösen.

Der Titel des Buches ist sichtlich von seinem ursprünglichen Zweck her bestimmt. Er gibt aber doch Anlaß zu Überlegungen, die jetzt von der Schule und ihrem Bedürfnis losgelöst sind. Was ist Heimat? Wer braucht Heimat? Etwa nur der, der nicht genügend eigene Identität entwickelt hat, wie das unlängst wieder — sogar im politischen Tageskampf — angetönt wurde? Ist der dem „Heimatbuch" Waldviertel zugrunde liegende Begriff von „Heimat" nicht eigentlich eine Kümmerform desselben, weil Ersterlebnisse und Entfaltungsmöglichkeiten fehlen? — Es soll hier nicht auf die weitere Definition von Heimat in ihren soziologischen, emotionalen und rechtlichen Dimensionen eingegangen, wohl aber darauf hingewiesen werden, welche Fragwürdigkeiten (auch im positiven Sinne) hinter einem Buchtitel stecken, der den Begriff „Heimat" verwendet.

Um Heimat bzw. einen Begriff davon zu vermitteln, wäre aber doch noch mehr zu tun, als lediglich einschlägigen Lesestoff zur Verfügung zu stellen; da ginge es doch darum, durch das Buch Emotionen auszulösen. Das tut das Buch aber doch kaum, weil in ihm die Informationen bei weitem im Vordergrund stehen.

Es sind viele Informationen, die da geboten werden; eher muß man sagen vielerlei, auch wenn das Bestreben nach einer Einheit vorhanden war. Das „vielerlei" bezieht sich sowohl auf die Form der Darbietung wie auch auf ihren Inhalt. Ist das, was in dem Buch an Informationen enthalten ist, rein von der gewählten Sprache her verdaulich, weniger drastisch gefragt, verstehbar? Dem Rezensenten will scheinen, daß mancher Beitrag (die einzelnen Autoren werden nur summarisch, nicht aber für die einzelnen Beiträge genannt) schon aus sprachlichen Gründen als wenig attraktiv anzusehen ist.

Inhaltlich hat man den Eindruck, daß die einzelnen Abschnitte sehr stark von der dem jeweiligen Autor erreichbar gewesenen Literatur anhängig waren, daß keineswegs immer der Stand der Forschung wiedergegeben wird, daß interessante Beobachtungen nicht (noch nicht) aufgenommen worden sind.

Und bei der Bebilderung ist manches Mal zu fragen, ob sie sachgerecht ist, so etwa dann, wenn zur Illustration des Kapitels über die Kelten Bilder von Ausgrabungen in Hallein (Dürnberg) ohne weitere Kennzeichnung der Herkunft der gefundenen Gegenstände verwendet werden.

Der Verleger weist mit einem gewissen Stolz darauf hin, daß das Buch eben nicht nur „hohe Wissenschaft" (auch von ihm unter Anführungszeichen gesetzt) brächte. Ob ihm, dem Buch, das zum Vorteil gereicht, ist eben die Frage. Ist das Ganze nicht deshalb zu einem merkwürdigen Misch-Masch geworden, das eben nicht zu befriedigen vermag?

Das bezieht sich jetzt natürlich nicht auf die verkaufte Auflage. Der Rezensent ist sich sicher, daß bei einer einigermaßen geschickten Vertriebspolitik die Auflage bald vergriffen sein wird — das ist bei einem solchen Buch sicher nicht unbedingt das Problem. Das Problem ist, ob das, was damit verkauft wird, auch wirklich verantwortbar ist.

Und das ist in dem hier anzuzeigenden Band — trotz vieler schöner und guter Inhalte — doch nicht zur Gänze der Fall. Es wäre daher einer Neuauflage zu wünschen, daß sich schon einer von der „hohen Wissenschaft", der indessen ein hohes Maß an Einfühlungsvermögen und eine publizistische Ader hat, der Sache annähme, etwa ein Viertel des Buches neu schriebe, einen Teil der Abbildungen auswechselte und für die Wahl einer anderen Schrift sorgte. Wenn dann noch deutlicher Emotionen auslösende Elemente aufgenommen werden, dann könnte der Anspruch des Titels voll verwirklicht werden. Jetzt ist das Buch als eine Art Angeld, als Hinweis, als Hoffnung auf ein solches Werk zu betrachten. Immerhin ist das aber auch etwas, und zwar gar nicht wenig.

Gustav Reingrabner

Burgen, Stifte und Schlösser des Waldviertels. Geschichte — Kultur — Wanderziele — Gastronomie (St. Pölten-Wien: Verlag NÖ Pressehaus 1994) 111 Seiten mit 119 Abbildungen, öS 98,—

Eine 24 Mitglieder umfassende Arbeitsgemeinschaft hat anläßlich der Weitraer Landesausstellung 1994 diesen handlichen Wegweiser zu historisch bedeutsamen Stätten des Waldviertels gestaltet; südlich der Donau sind auch Melk, Göttweig und die Schallaburg einbezogen worden.

Im Sinne des neuen Tourismuskonzeptes für die Region sind Kultur und Kunst als wesentliche Faktoren der Erholungs- und Wanderlandschaft erkannt und präsentiert. In informativen Texten und ausgezeichneten, in manchen Fällen aus ungewohnter Perspektive aufgenommenen Farbbildern präsentieren sich die historischen Stätten und Denkmäler in neuem, vielfach erst durch die umfassenden restauratorischen Anstrengungen der letzten Jahre wiedergewonnenem Glanz. Zusammen mit den praktischen Hinweisen ist so ein sehr benützerfreundliches Handbuch für den historisch interessierten Waldviertelbesucher entstanden. Der sympathischen Publikation ist weite Verbreitung zu wünschen.

Wolfgang Häusler

Andrea Komlosy, **Waldviertler Textilstraße.** Reiseführer durch Geschichte und Gegenwart einer Region (Wien: Promedia, 2. überarbeitete Auflage 1994) 144 Seiten, 43 Abbildungen, 22 Karten(skizzen) öS 120,—

In der Besprechung der ersten Auflage des Buches in dieser Zeitschrift (40. Jahrgang 1991, Heft 1, Seite 87 f.) wurde auf die vielen Vorzüge des Buchinhaltes hingewiesen. Es ist deshalb umso erfreulicher, daß auch die Leser und Käufer des Buches dies honoriert haben, sodaß eine zweite, überarbeitete Auflage nach verhältnismäßig kurzer Zeit erscheinen konnte. Das Konzept der ersten Auflage blieb dabei erhalten, doch wurden Aktualisierungen vorgenommen und neue Entwicklungen klug in den Text eingebaut.

Der Inhalt soll hier nur kursorisch dargestellt werden. Nach dem Vorwort der Autorin stellt sie knapp und kenntnisreich die Geschichte der Waldviertler Textilindustrie dar. Den Hauptteil des Buches bilden nach wie vor die „Stationen der Waldviertler Textilstraße", die in einer Karte im Vorsatz des Buches auch leicht zu finden sind. Insgesamt werden 40 solcher Stationen vorgestellt: Von Waidhofen an der Thaya ausgehend führt die Route über Groß Siegharts, Kautzen, Litschau, Heidenreichstein, Schrems, Gmünd, Weitra nach Hirschbach. Jeder der Stationen ist eine Kartenskizze beigefügt, zumindest ein Foto erläutert zusätzlich die informativen Texte. Vorgestellt werden die historischen sowie die heute produzierenden Betriebe. Bei vielen Orten finden sich Hinweise auf andere Museen und Besichtigungsmöglichkeiten.

Nach diesem Kernteil des Buches erfolgt ein kurzer Ausblick auf die angrenzenden Regionen, ab Seite 119 eine Zusammenstellung der „Museen und Sammlungen im Einzugsgebiet der Waldviertler Textilstraße", der Textil- und Glasbetriebe mit Besichtigungsmöglichkeiten und weitere nützliche Hinweise bis zum Literaturverzeichnis.

Die Leser erhalten in dem Buch Einblicke in das Zusammenspiel von Vergangenheit und Gegenwart in der Textilregion Waldviertel. Der gewählte sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Ansatz bewährt sich bei dieser Thematik hervorragend. Auch dieser zweiten Auflage (die übrigens in Fulda gedruckt wurde — die erste Auflage hat noch eine Horner Druckerei produziert!) ist weite Verbreitung zu wünschen.

Harald Hitz

Meta Niederkorn-Bruck, **Die Melker Reform im Spiegel der Visitationen** (= Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Erg.-Bd. 30, Wien-München: Oldenbourg 1994) 262 Seiten, öS 580,—

Mit dem vorliegenden Werk hat eine bereits bestens ausgewiesene Autorin eine im Grund schon überfällig gewesene Untersuchung zu einer der wichtigen spätmittelalterlichen Ordensreformbewe-

gungen vorgelegt, welche nicht nur wissenschaftlichen Ansprüchen in höchstem Maß gerecht zu werden vermag, sondern gleichzeitig auch einen flüssig stilisierten und daher gut lesbaren Text bietet.

Konkret handelt es sich nicht nur, wie der Sachtitel des Werks bescheiden verspricht, um eine Spezialuntersuchung zum Thema; die Autorin hat hier vielmehr eine regelrechte Phänomenologie der Melker Reform erarbeitet. Ausgehend von den benediktinischen Reformbestrebungen des Spätmittelalters im allgemeinen wird im ersten Hauptabschnitt die Geschichte der einschlägigen Reformbemühungen nachgezeichnet, und zwar mit besonderer Berücksichtigung der Visitationen, welche auch in ihrem Ablauf erläutert werden. Zweitens stellt die Autorin anhand der reichen Melker Handschriftenbestände Quellen zu besagter Reform vor, was nicht nur das Eingehen auf die verschiedensten Quellensorten mit sich bringt, sondern auch ein bedeutendes Kapitel der (nieder-)österreichischen Literatur- und Wissenschaftsgeschichte aufzeigt. Der Kernabschnitt des Buchs beschäftigt sich mit den genauen Inhalten der Melker Reformbewegung und demnach insbesondere mit Anweisungen für die *Praxis regularis vitae,* für Definition und Instrumentalisierung der Offizialenpositionen, für Gottesdienstordnung, Seelsorge und *lectio.* Im Anhang bietet die Autorin eine Liste von Klöstern, die im Lauf des 15. Jahrhunderts von der Melker Reform erfaßt wurden, und damit auch eine beträchtliche Serviceleistung, denn in manchen Fällen ist es für die Forschung nicht ganz einfach, Bezüge zwischen einer bestimmten Abtei und der Reformbewegung eindeutig nachzuweisen; oft müssen Indizien ausreichen, wie im Fall Stift Altenburgs.[1)] Der Anhang umfaßt auch Teileditionen wichtiger Reformtexte; ein Quellen- und Literaturverzeichnis beschließt den wertvollen Band.

Der Rezensent fühlt sich nicht berufen genug, das gegenständliche Werk in seiner ganzen Bedeutung zureichend würdigen zu können, möchte jedoch nur auf einige Aspekte hinweisen, welche ihm für die künftige Spezialforschung wichtig erscheinen: 1. dürfte nun — neben den Arbeiten Angerers — endlich eine feste Grundlage vorliegen, auf welcher Editionen wichtiger Handschriften bzw. die Erforschung klösterlicher Handschriftenbestände unter einschlägigen Gesichtspunkten erfolgen können, 2. erhält damit bestimmt auch die jeweilige klösterliche Hausgeschichtsschreibung auf dieser Basis neue Anregungen für die Klärung bestimmter Problemstellungen, 3. wird spätestens mit dieser Arbeit offensichtlich, in welchem Ausmaß das Phänomen der klösterlichen volkssprachlich-deutschen Literarität des Spätmittelalters noch einer genauen Klärung von seiten der Literaturgeschichtsschreibung bedarf. So etwa muß sich der Rezensent aufgrund eigener Untersuchungsergebnisse der immer noch vorherrschenden, in Ansätzen jedoch bereits in Revision begriffenen Ansicht verweigern, wonach volkssprachliche Literarität kirchlicherseits bloß als Unterweisungsinstrument für geistliche Frauen und Laien — inklusive Konversen — gedient habe; schon allein die wohl in den meisten Klöstern beträchtliche Anzahl von Mönchen ohne Priesterweihe könnte hier als Indiz gewertet werden; auch war nachweislich die Latinität keineswegs Gemeingut aller Mitglieder geistlicher Gemeinschaften. Hier steht der Spezialforschung noch ein weites Feld offen, welches in Zusammenhang mit den zuvor genannten Punkten einer restlosen Bearbeitung schon bedeutend näher gekommen ist als bisher — nicht zuletzt dank der nun vorliegenden, verdienstvollen Arbeit Niederkorn-Brucks.

Ralph Andraschek-Holzer

[1)] In der Zwischenzeit liegt hier eine rezente Arbeit vor: Albert Groiß, Altenburg im Jahrhundert der Katastrophen — hussitische Plünderungen und Melker Reformideen. In: Ralph Andraschek-Holzer (Bearb.), Benediktinerstift Altenburg 1144 - 1994 (= Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige, 35. Erg.-Bd., St. Ottilien: EOS-Verlag 1994) 157 - 180. — Der Autor konnte allerdings die von Niederkorn-Bruck nun extrapolierte größere Bedeutung Schlitpachers gegenüber dem bis dato immer wieder in den Mittelpunkt gestellten Nikolaus Seyringer selbstverständlich noch nicht berücksichtigen.

Kultur- und Museumsverein Melk (Hg.), **Melk in der Zwischenkriegszeit — Materialien** (Melk: Eigenverlag 1994) 132 Seiten, 30 Abbildungen (Fotokopien), öS 80,—

Der Kultur- und Museumsverein Melk brachte im Oktober 1994 anläßlich der Ausstellung „Melk in der Zwischenkriegszeit" die vorliegende Broschüre heraus.

Im einleitenden Beitrag „Ereignisse während der 1. Republik in Melk" werden in chronologischer Reihenfolge Ereignisse zwischen 1918 und 1938 schlagwortartig aufgelistet. Manche Eintragung hätte hier vielleicht etwas ausführlicher ausfallen können, sie wäre so auch für Ortsunkundige leichter verständlich.

Um die Ereignisse aus dem lokalen Bereich in einen größeren Zusammenhang zu stellen und dadurch die Hintergründe verständlich zu machen, faßt Sidonius Kysely im Kapitel „Von der Habsburgermonarchie zur Ersten Republik Österreich" die politischen und militärischen Ereignisse, die etwa im Zeitraum zwischen 1916 und 1920 Europa und Österreich betrafen, kurz zusammen. Leider enthält dieser Abschnitt einige (kleine) Ungenauigkeiten: so wurde zum Beispiel im Dezember 1916 (nach der Schlacht am Arges) keineswegs ganz Rumänien von den Mittelmächten besetzt, wie auf Seite 1 behauptet; das Staatswappen der jungen Republik Österreich (Adler mit den Symbolen Hammer, Sichel und Stadtmauerkrone) enthielt 1919 noch nicht die zerbrochenen Ketten (wie auf Seite 8 fälschlich behauptet), sie kamen erst nach dem Zweiten Weltkrieg dazu (Gesetz vom 1. 5. 1945). Auch wird Kaiser Karl in diesem Aufsatz eher klischeehaft als unbegabt und unfähig dargestellt. Andrerseits weist der Verfasser diesem Monarchen und seiner Politik einen Großteil der Schuld an der Katastrophe zu, die sich 1918 für die Monarchie vollendete, was sicherlich nur als sehr persönliche Meinung des Autors angesehen werden kann.

Die folgenden Beiträge bringen eine Fülle von Materialien über die Zwischenkriegszeit aus dem lokalen Bereich und sind nicht hoch genug einzuschätzen. Hier wird in vielen Details das Alltagsleben der Menschen dieser Zeit deutlich. Begriffe wie „Approvisionierung", die in unserer Zeit kaum jemandem verständlich sind, werden an konkreten Beispielen plötzlich klar, und man beginnt auch zu ahnen, wie weit der Staat damals in den persönlichen Bereich des einzelnen Bürgers eingriff, um die Versorgung mit Lebensmitteln und Bedarfsartikeln einigermaßen zu sichern.

Kindheitserinnerungen an die Zwischenkriegszeit von Personen aus der Kleinstadt Melk, aus bäuerlichem und sozialdemokratischem Bereich, geben teils berührende Einblicke.

Die Politik des Gemeinderates, die Wirtschaft der Zwischenkriegszeit, das kirchliche Leben in Stift, Pfarre und Seminar Melk und das Vereinsleben werden in eigenen Beiträgen behandelt. Erwähnenswert ist ohne Zweifel, daß einzelne dieser Themen von Gymnasiastinnen und Gymnasiasten im Rahmen des Wahlpflichtfaches Geschichte bearbeitet wurden.

Zusammenfassend darf festgestellt werden, daß es sich bei vorliegender Schrift um eine wichtige und wertvolle Sammlung von Materialien aus der Zwischenkriegszeit in Melk handelt. Diese Broschüre will, wie dem Vorwort zu entnehmen ist, weder Fachhistoriker noch deren Publikationen ersetzen, sie will vor allem die Auseinandersetzung mit der Lokalgeschichte vorantreiben, und das dürfte ihr ohne Zweifel gelingen. Da zusätzlich von den Verantwortlichen eine umfassende schriftliche Aufarbeitung der Geschichte Melks geplant ist, darf man der für 1998 ins Auge gefaßten Publikation mit großem Interesse entgegensehen.

Friedel Moll

Marktgemeinde Großgöttfritz. Werden und Wachsen unserer Heimat. Herausgegeben zum Jubiläum 25 Jahre Großgemeinde / 15 Jahre Marktgemeinde unter dem Bürgermeister Johann Hofbauer. Verfaßt von einer Arbeitsgemeinschaft (Großgöttfritz: Marktgemeinde 1993) 768 Seiten, zahlreiche Farb- und Schwarzweiß-Abbildungen, öS 600,—

Wie bespricht man das Heimatbuch einer Gemeinde, in der man — als Sohn des Gemeindearztes — acht sehr wichtige Jahre (bis zur Matura) gelebt und als Student zahlreiche Wochenenden und etliche Sommerferien verbracht hat? Vielleicht am besten so wie das Heimatbuch einer Gemeinde, in die man noch nie einen Fuß gesetzt hat. Was hiemit versucht sei.

Umfang und Vielfalt des vorliegenden Buches machen es unmöglich, auf alle Beiträge näher einzugehen, ja selbst sie und ihre Autoren und Autorinnen alle aufzuzählen würde zu weit führen (das Inhaltsverzeichnis hat drei Seiten). Einleitend erfährt der Leser, daß die aus acht Katastralgemeinden bestehende, 1978 zur Marktgemeinde erhobene Großgemeinde Großgöttfritz durch die Vereinigung

der bis Ende 1967 selbständigen Ortsgemeinden Großgöttfritz, Großweißenbach und Sprögnitz entstanden ist und 1993 genau 1500 Einwohner hatte. Anschließend gibt Heinz Schätz einen kurzen Überblick über die geologischen Grundlagen im Gemeindegebiet.

Den Kern des Buches bildet der umfangreiche Beitrag von Günter Schneider über „Herrschaften und Besitz im Bereich der heutigen Gemeinde Großgöttfritz" (S. 35-208). In dieser auf umfassenden Quellenstudien beruhenden Untersuchung ist es dem mit der modernen Fachliteratur wohlvertrauten Autor auf höchst bemerkenswerte Weise gelungen, die lokale Geschichte im Rahmen der Besiedlungs-, Besitz-, Sozial-, Verfassungs-, Kriegs- und Wirtschaftsgeschichte des Waldviertels darzustellen. Schneider erläutert zum Beispiel anschaulich die komplizierten Verfassungsverhältnisse des Hoch- und Spätmittelalters und den Verlauf des Dreißigjährigen Krieges, ohne den Bezug zu den Dörfern des Gemeindegebietes zu verlieren. Nach einem einleitenden Abschnitt behandelt er die Ortsnamen und die Geschichte der einzelnen Ortschaften und bietet Listen mit den quellenmäßig faßbaren Namen der Hausbesitzer (bei den dem Stift Zwettl grunduntertänigen Häusern bis zurück in das Jahr 1457!). Sprögnitz verödete im späten 13. Jahrhundert, wurde 1346 neu gestiftet und blieb, wenngleich zeitweise verpfändet, bis 1848 bei der Stiftsherrschaft Zwettl. Großgöttfritz stand in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts nicht unter *einer* Herrschaft, sondern war im Besitz mehrerer Rittergeschlechter aus der Gefolgschaft der Kuenringer und der Maissauer (S. 68). Seit dem Ende des 14. Jahrhunderts ist im Ort ein Adelssitz bezeugt, der wohl auf den Hof jenes Rodungsführers *Gotfrid* zurückgeht, der das Dorf im 12. Jahrhundert gegründet haben dürfte und nach dem es seinen Namen erhielt. 1523 belehnte Erzherzog Ferdinand I. seinen berühmten Günstling und Schatzmeister Gabriel von Salamanca mit dem Gut Großgöttfritz und wandelte dieses 1525, zusammen mit anderen Gütern, in ein frei vererbliches Allod um. Im Jahr 1619, zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges, dürfte das Großgöttfritzer „Schloß" von böhmischen oder kaiserlichen Soldaten verwüstet worden sein. Es wurde nicht mehr aufgebaut, sondern die Ruine diente im weiteren Verlauf des 17. Jahrhunderts als Baumaterial-Lieferant für den herrschaftlichen Meierhof.

Seit dem 16. Jahrhundert befand sich in den sieben anderen Dörfern nie ein eigener Herrschaftssitz (vielleicht mit Ausnahme eines Edelmannssitzes in Großweißenbach; vgl. S. 108 f.). Gegen Ende des 16. Jahrhunderts unterstanden Groß- und Kleinweißenbach, Reichers, Rohrenreith und Sprögnitz der Ortsobrigkeit des Zisterzienserstiftes Zwettl, Engelbrechts jener der Herrschaft Rappottenstein und Frankenreith jener des Erasmus Welzer zu Prutzendorf. Nur in Frankenreith und Kleinweißenbach gab es neben der Ortsobrigkeit noch andere Grundherren. Von etwa 1660 bis zur Grundentlastung infolge der Revolution von 1848 gehörten Großgöttfritz und Frankenreith zur Herrschaft Rastenberg bzw. zu dem damit vereinigten Gut Niedergrünbach (Johann Franz Graf von Lamberg auf Ottenstein erwarb 1656/57 die erste und 1660 die zweite Hälfte von Frankenreith, 1658/59 Großgöttfritz und vereinigte das Gut Großgöttfritz mit der Herrschaft Niedergrünbach). Seit 1775 unterstand auch Engelbrechts der Herrschaft Rastenberg, die fünf anderen Dörfer lebten weiterhin unter der Herrschaft des Zwettler „Krummstabs". Ein 1685 unternommener Versuch der Grafen von Lamberg, die Untertanen des Klosters Zwettl im Dorf Großgöttfritz zu erwerben und so den eigenen Besitz zu arrondieren und die Rechts- und Herrschaftsverhältnisse zu entflechten, scheiterte.

Schneiders Beitrag ist ein lokalgeschichtliches Kabinettstück und Meisterwerk. Seine gelehrte Findigkeit stellt er mehrfach unter Beweis, etwa auf S. 138 f., wo es ihm gelingt, die bisher übliche Identifizierung eines zu 1252 genannten „Schrenchinreute" mit Frankenreith zu widerlegen. Wichtige Quellenstellen werden in (äußerst zuverlässiger) Transskription im Volltext geboten. Der Beitrag ist — ebenso wie das ganze Buch — reich illustriert. Leider sind manche Reproduktionen etwas flau. Die Abbildung der aquarellierten Federzeichnung des Dorfes Großgöttfritz aus dem 1705 angelegten Haupturbar der Herrschaft Niedergrünbach zum Beispiel hätte man sich größer und schärfer gewünscht (S. 87).

Die außerordentlich materialreichen, insbesondere aus dem Pfarrgedenkbuch sowie aus den Schulchroniken schöpfenden Kapitel über das Leben im Gemeindegebiet von etwa 1880 bis zur Entstehung der Großgemeinde (S. 233-338) und über die Geschichte der Pfarre Großgöttfritz (S. 389-456) stammen aus der Feder des bewährten Heimatforschers Othmar K. M. Zaubek. Er

spart dabei auch (euphemistisch ausgedrückt) unerfreuliche Themen und Epochen wie insbesondere die NS-Zeit nicht aus. Zaubek lädt die Leser auch zu einer „Kunstwanderung durch die Gemeinde Großgöttfritz" sowie zur Besichtigung der Dorfkapellen ein (S. 683-722). Die Entstehung der Großgemeinde, die Entwicklung des Gemeindebudgets und die Ergebnisse der Gemeinderats-, Landtags- und Nationalratswahlen seit 1967 behandelt Bürgermeister Johann Hofbauer (S. 339-365). Gudrun Löschenbrand, die Direktorin der Volksschule Großgöttfritz, widmet sich in sehr ausführlicher und informativer Weise der Geschichte der Schulen im Bereich der heutigen Großgemeinde (S. 457-492) sowie den Vereinen in der Marktgemeinde (S. 657-682), u. a. dem Kameradschaftsbund sowie der 1977 gegründeten, außerordentlich aktiven Ortsgruppe des Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerks. Ernst Plessl behandelt in gewohnt kompetenter Weise die historische Genese der Dorf- und Flurformen (S. 215-222), Günter Schneider die Flurnamen im Gemeindegebiet (S. 223-232).

Bei dem Beitrag des ehemaligen Gemeindearztes Franz Winkelbauer „Leben und Sterben in Großgöttfritz im Wandel der Zeiten" (S. 497-514) handelt es sich um einen Wiederabdruck aus der 1978 erschienenen Festschrift zur Marktwappenverleihung, als deren „wertvollste(r) Beitrag" er seinerzeit von einem kompetenten Rezensenten völlig zu Recht bezeichnet worden ist. („Diese methodisch hochinteressante Studie wertet die Pfarrmatrikeln statistisch aus [. . .]." Wolfgang Häusler, in: Unsere Heimat 51, 1980, S. 60 f.) Von überlokalem Interesse sind insbesondere die Graphiken, die unter anderem die Entwicklung der Säuglingssterblichkeit und der Lebenserwartung in der Pfarre Großgöttfitz von 1780 bis 1977 demonstrieren. Der heutige Gemeindearzt Hans-Joachim Jeitler behandelt in seinem Nachtrag die Zeit seit 1978.

Weitere Beiträge sind unter anderem den Freiwilligen Feuerwehren (S. 583-618), der ungemein vielfältigen Musikpflege (S. 619-656), den Bildstöcken, Marterln und Wegkreuzen (S. 723-744), dem Hochzeitsbrauchtum, den Aussichtswarten auf dem Auberg im Gebiet der Katastralgemeinde Engelbrechts, dem 1978 in Betrieb genommenen Kindergarten Großgöttfritz, dem Gendarmerieposten Waldhausen, dem bäuerlichen Arbeitsjahr in früherer Zeit sowie den Strukturveränderungen und der Technisierung der Landwirtschaft seit den 1950er Jahren gewidmet.

Bleibt nur noch, die Bewohnerinnen und Bewohner der Marktgemeinde Großgöttfritz zu dieser in exemplarischer Weise gelungenen Heimatkunde zu beglückwünschen! *Thomas Winkelbauer*

125 Jahre Gymnasium Waidhofen an der Thaya 1869 - 1994. Zugleich Jahresbericht des BG/BRG Waidhofen an der Thaya über das 125. Schuljahr 1993/94. Im Auftrag der Direktion herausgegeben von Harald Hitz (Waidhofen an der Thaya: Bundesgymnasium und -realgymnasium 1994) 378 Seiten, zahlreiche Farb- und Schwarzweiß-Abbildungen, öS 250,—

Die Idee, Jubiläumsfestschrift und Schul-Jahresbericht zu vereinen, ist nicht neu. Selten aber hat sie sich so sinnvoll erwiesen wie in diesem Fall. Denn die Festschrift zum 125-Jahr-Jubiläum des Gymnasiums Waidhofen an der Thaya zeigt, daß die Schule es nicht nötig hat, sich aufdringlich mit den Lorbeeren der Vergangenheit zu schmücken. Das Buch ist eine eindrucksvolle Dokumentation des pulsierenden Lebens der Schule in der Gegenwart und gibt Zeugnis davon, daß diese sich — dank ihres ambitionierten Direktors und eines offensichtlich weitgehend engagierten Lehrkörpers — erfolgreich bemüht, den Bildungsanforderungen unserer Zeit gerecht zu werden.

Das gewichtige Buch trennt zwar formal streng zwischen Festschrift und Jahresbericht, doch sind die Grenzen fließend. Denn auch so mancher Beitrag im ersten Teil berichtet über die gegenwärtigen Aktivitäten der Anstalt. Geschichtliche Rückblicke freilich sind unvermeidlich in einer derartigen Publikation. Sie hat der Herausgeber Harald Hitz in bewährter Weise geliefert — das Ganze umklammernd, einen am Anfang und den anderen am Schluß. Aufgelockert durch die für den Autor charakteristischen neugierig machenden Fragestellungen wird die Gründungsgeschichte detailliert geschildert — mit angenehm zu lesenden peniblen Interpretationen der maßgeblichen Dokumente und garniert mit passenden Fotos und Faksimiles. Die „Streiflichter der historischen Entwicklung"

wiederum beeindrucken durch ihre geschickte Auswahl und die geradezu spannende Darstellung des dreimaligen vergeblichen Versuches, die Schule zu schließen. Erschütternd die Aufsatz- und Maturathemen zur Zeit des Ersten Weltkrieges („Warum verherrlichen die Dichter den Tod fürs Vaterland?", „Das Vaterland darf jedes Opfer fordern"; S. 216, 217). Natürlich wird auch die gelungene Renovierung des Hauses hervorgehoben, „ein bleibendes Verdienst von HR Mag. Franz Newald, der von 1971 bis 1991 der Schule vorgestanden hatte" (S. 219).

Geradezu schockierend ist der Übergang vom historischen Teil zum Beitrag über die „3-D-Datenanalyse zur Identifikation eines deterministischen Chaos". Sein Verfasser ist der Administrator der Anstalt, Franz Schneider, auf dem Mitarbeiterfoto folgerichtig mit dem Computer abgebildet. „Reflexionen zum Bildungsbegriff" lieferte Manfred Wimmer vom Konrad-Lorenz-Institut. Die gescheite Arbeit zeigt die Orientierung des Autors an der Evolutionstheorie ebenso wie seine Vorliebe für unnötige Apostrophe. Spielt schon in diesem Beitrag der Einfluß des Fernsehens auf die Jugend eine wesentliche Rolle, werden im anschließenden Aufsatz von Johann Schiller die „Fernsehgewohnheiten unserer Schüler" aufgrund von fast 700 Umfrageergebnissen genau aufgelistet.

Eine Reihe von sehr interessanten Beiträgen setzt sich mit den Wahlpflichtgegenständen an der Schule und ihrem praktischen Wert auseinander. Auf die einzelnen Projekte näher einzugehen, ist hier nicht der Platz, lediglich auf das „Projekt Stadtpark" und seinen Bezug zur Stadterneuerung sei besonders hingewiesen. „Theater und Schule" (Ewald Polacek), „Pflichtfach Musik (Ursula Preis) und ein Aufsatz über die Schulpartnerschaft Telč-Waidhofen (Alfred Gut) runden den Textteil der Festschrift thematisch ab. Die von Elfriede Badura zusammengestellten Listen der Direktoren seit 1869, der Professorinnen und Professoren (Gott sei Dank ist das häßliche Binnen-I-ProfessorInnen konsequent vermieden!) seit 1945, der Bediensteten und der Maturanten seit 1917/18 sind das Ergebnis einer überaus aufwendigen Arbeit und verdienen besondere Anerkennung. Diese 43 Seiten sind nicht in dem Band, um sie durchzulesen, zum Nachschlagen aber sind sie unbezahlbar. Die Zusammenstellung der bisher an der Schule abgegebenen Fachbereichsarbeiten zeigt die Aufgeschlossenheit für moderne und praktische Themenstellungen. Daß die von Prof. Hitz betreute Studie der Maturantin Riccarda Schrey 1993/94 beim Bundeswettbewerb der Fachbereichsarbeiten aus Geographie und Wirtschaftskunde unter 165 Arbeiten österreichweit den ersten Platz erringen konnte (S. 194), verdient besonders hervorgehoben zu werden.

„Das außerschulische Engagement der Mitglieder des Waidhofner Professorenkollegiums" beleuchtet Harald Hitz und stellt abschließend fest, daß die aufgelisteten Aktivitäten „insgesamt, aber auch im Detail zweifellos als imposant zu bezeichnen" sind und „für die kulturelle Szene eine Kleinstadt wie Waidhofen/Thaya ... unverzichtbar" erscheinen, daß aber auch der Frage nachzugehen wäre, „ob die Vielzahl der Aktivitäten nicht auf zu wenige Personen verteilt ist" (S. 205 f.).

Der prächtig färbige Bildteil präsentiert auf originelle Weise die Fotos der Lehrer nach den Fächern, die sie unterrichten, und in einem „historischen Bilderbogen" das Gymnasium einst und jetzt. Die modernen Bilder zeigen, daß das BG/BRG Waidhofen an der Thaya ohne Übertreibung „eine der schönsten Schulen Österreichs" genannt zu werden verdient (S. 144), und wenn man die Seite „Unsere Schule — ein einziges Kunstwerk" sieht (S. 140), kann man dem nur zustimmen, fragt sich aber, warum bei soviel Kreativität keiner der Lehrer für Bildnerische Erziehung einen Beitrag zur Festschrift geliefert hat.

Die obligaten Jahresberichts-Beiträge vermitteln ein Bild vom aktuellen Schulgeschehen; besonders interessant zu lesen sind die Berichte über die Bergwander-Projektwochen und die Griechenlandreisen, vor allem auch wegen ihrer ehrlichen Darstellung.

Das Buch ist ausgesprochen sauber gearbeitet und hat in jeder Hinsicht ein ausgesprochen hohes Niveau. Auch stören keine Druckfehler den allgemeinen guten Gesamteindruck, warum aber „fotographieren" durchwegs mit einem f und einem ph geschrieben wird, ist unerfindlich (S. 203, 236).

Legt man nach der Lektüre den Prachtband (alles Hochglanz, vieles in Farbe, informative Seitentexte) beiseite, hat man nicht den Eindruck, eine historische Festschrift gelesen zu haben, sondern einen faszinierenden Rechenschaftsbericht über die Aktivitäten einer kreativen, zeitaufgeschlossenen und doch dem überzeitlichen Bildungsgut verpflichteten modernen Schule. Harald Hitz hat — wieder

einmal — sein Können unter Beweis gestellt. Anerkennung verdienen auch die Fotos von Karl Bernhart. Direktor Harald Hubatschke ist zu dieser Festschrift und zu seiner Schule zu gratulieren.

Anton Pontesegger

Florian Schweitzer, **Zwischen Himmel und Erde.** Die Heiligtümer in der Pfarre Thaya in Niederösterreich (Thaya: Marktgemeinde Thaya 1994) 176 Seiten mit 217 Schwarzweiß-Abbildungen, 43 Farb-Abbildungen und zehn Landkarten, öS 250,—

Das Buch ist als schriftlicher Beitrag zu den Feiern anläßlich der Verleihung des Marktrechtes an den Ort Thaya vor 700 Jahren erschienen und besticht zunächst durch seine großartige Aufmachung: Karten, Bilder, Farbtafeln, sorgfältiger Druck (der gleichwohl zahlreiche Korrekturen nicht vermeiden konnte), gutes Papier und großes Format. Es ist aber auch inhaltlich von großem Gewicht. Es werden für die Gemeinde Thaya und die zu ihr zusammengeschlossenen (elf) Orte alle Objekte beschrieben, abgebildet, in ihrer Lage genau festgelegt und in ihrer Geschichtlichkeit dargestellt, die mit dem katholischen Glauben und dem Leben in der Pfarre irgendwie in Verbindung stehen. Das bezieht also die Kirche, die Dorfkapellen, die Friedhofskapelle, Gedenksäulen, Wegkapellen, Bildbäume, „Martern" und Wegkreuze, also alle „Kleindenkmäler", mit ein. Sie sind ausführlich beschrieben, Entstehung, Bedeutung, Einordnung in die kirchliche „Landschaft", also den Glauben und sein Verständnis, Veränderungen, Renovierungen und alles, was irgendwie von Wichtigkeit sein könnte, sind darin enthalten.

Dabei geht es dem Verfasser, der langjähriger Pfarrer von Thaya war und sich große Verdienste um die Entstehung des Heimatmuseums, um die Formung der Dorfgestalt sowie um die Erforschung der Geschichte des Marktes erworben hat, nicht einfach um die historische Darstellung. Er weist mit Recht darauf hin, daß alle diese „Heiligtümer", also Bauten mit religiöser Abzweckung, bzw. mit religiösem Entstehungsgrund, erst dann verstanden werden können, wenn diese zweite Dimension mit berücksichtigt wird.

Dabei geht es nicht um eine kulturethnologische Erklärung, so sehr entsprechende Momente in den Beschreibungen Schweitzers auch anklingen mögen, sondern um die unbefangene Würdigung der in der Bevölkerung vorhandenen, sicher nicht immer ausdifferenzierten religiösen Vorstellungen.

Die glatte Darstellung läßt übersehen, wieviel Mühe die Arbeit gekostet haben mag. Dabei kann sich der Verfasser auf entsprechende Vorveröffentlichungen in den Arbeitsberichten des Kultur- und Museumsvereines Thaya seit dem Jahr 1977 stützen.

Einzelne Fragen entstehen natürlich, vor allem ob die sozialen Faktoren gegenüber den religiösen nicht etwas zu gering veranschlagt werden — in einer Zeit, in der aber von der Forschung die religiösen Faktoren entweder negiert oder bagatellisiert oder einfach nicht verstanden werden, sind solche Bedenken eher geringfügig. Insgesamt ist dem Autor, der Marktgemeinde Thaya sowie allen Freunden des Waldviertels zu dieser Veröffentlichung zu gratulieren. Es wäre schön, wenn sie für andere Orte beispielgebend wirkte.

Gustav Reingrabner

Hans Widlroither, **„Wieder zu Hause, ehe das Laub fällt".** Erläuterungen zur gleichnamigen Gedenkausstellung Erster Weltkrieg — 80 Jahre danach (Groß-Siegharts: Kulturreferat der Stadtgemeinde 1994) 40 Seiten mit 13 Schwarzweiß-Abbildungen, öS 70,—

Ausgehend von der Niederlage Österreichs bei Königgrätz im Jahre 1866 beschreibt Widlroither zunächst die Reform des österreichisch-ungarischen Heeres und die Kriegsvorbereitungen der Jahre 1908-1913; einen breiten Raum nehmen auch das Attentat auf Thronfolger Franz Ferdinand und der Kriegsausbruch ein. Die Darstellung des Ersten Weltkrieges ist eine gute Mischung aus großer Politik und ihren Auswirkungen auf die Stadtgemeinde Groß-Siegharts. Während vor 1914 nur das im Waldviertel abgehaltene Manöver von 1891 und ein Kaffeehausbesuch von Oberst Redl in Waidhofen/Thaya im Mai 1913 als lokale Ereignisse erwähnt werden, vermitteln in diesem Abschnitt Auszüge aus

Archivalien der Sparkasse, dem Pfarrgedenkbuch, Feldpostkarten, Zeitungsartikeln und der Schulchronik ein anschauliches Bild von den Auswirkungen des Krieges auf den Alltag einer Waldviertler Gemeinde.

Unter den beigefügten Abbildungen zeigt das Foto eines Kriegsinvaliden (S. 34), dem beide Hände fehlen, die Schrecken des Krieges besonders deutlich. Widlroither schließt seinen informativen Bericht mit den Worten: „Die Menschen müssen immer erst aufgehetzt und zu den Waffen gedrängt werden. Wichtig ist daher in Zukunft eine umfassende Aufklärung der jungen Menschen, damit Kriege, Nationalitätenkämpfe und all das damit verbundene Leid und Elend bei den kommenden Generationen nicht in Vergessenheit geraten."

Erich Rabl

Gisela Schreiner (Hg.), **Großvaters Uhr. Kindheitserinnerungen. Wahre Geschichten von Hörern und Lesern** (Linz: Landesverlag im Veritas-Verlag 1994) 159 Seiten, öS 198,—

Leser der Oberösterreichischen Rundschau und Hörer von Radio Oberösterreich wurden aufgerufen, sich an persönliche Gegenstände ihrer Kindheit zu erinnern. Von den insgesamt 188 Einsendungen wurden 69 Erzählungen ausgewählt und im vorliegenden Buch veröffentlicht.

Christine Nöstlinger weist in ihrem Vorwort darauf hin, daß eigentlich niemand objektive Erinnerungen an seine Kindheit hat. Manche Erlebnisse wurden „weggesperrt", weil man sich nicht daran erinnern will, andere wurden verändert. Der Erzähler schildert meist, „wie er gern hätte, daß es damals gewesen wäre". Er legt sich die Welt und vor allem sich selbst zurecht; nach den Bedürfnissen seiner psychischen Verfassung verteilt er Schuld und Verdienst, Glück und Unglück, sucht nach Ursachen und Zufällen.

Wenn die Gegenstände, von denen in den Erzählungen die Rede ist, uns heute auf den ersten Blick auch alltäglich, ja oft sogar ziemlich nebensächlich erscheinen, so spiegeln sich in den Erinnerungen an diese Gegenstände doch Schicksale von Kindern und Familien. Aufmerksame Leser können in diesen Kindheitserinnerungen, die von der Zeit der Jahrhundertwende, vor und während des Ersten Weltkrieges, von der Zwischenkriegszeit, der Zeit während des Zweiten Weltkrieges und von der Nachkriegszeit bis herauf in die Zeit des Wiederaufbaues handeln, viel vom Elend und der Not der Menschen, aber auch vom bescheidenen Wohlstand und Überfluß erfahren.

Gerade in unserer Zeit ist es wichtig, das Wohl der Kinder und die Bedeutung der Familie wieder verstärkt in den Vordergrund zu stellen. Wenn dieses — im „Jahr der Familie" erschienene — nette Büchlein dazu beiträgt, auch Verständnis für die Kinder unserer Zeit zu wecken, ist allein dadurch die Herausgabe schon gerechtfertigt. Vielleicht sind die „Kindheitserinnerungen" für uns Erwachsene aber auch ein Ansporn, unsere Kinder gelegentlich vom Fernseher wegzulocken und ihnen aus unserer eigenen Kindheit zu erzählen.

Herbert Neidhart

August Paterno, **Die Fastenspeisen der Pfarrersköchinnen.** Besinnliches für Leib und Seele. Unter Mitarbeit von Christiane Holler und Franz Severin Berger (Wien-München-Zürich: Verlag Orac 1994) 175 Seiten, öS 233,—

August Paternos, des allseits bekannten und beliebten „Fernsehkaplans", Sammlung persönlicher und religionshistorischer Betrachtungen zum Thema „Fasten" wird begleitet und sinnfällig ergänzt von Speisenvorschlägen der sprichwörtlichen Pfarrersköchinnen (einige Rezepte stammen aus Kochbuchsammlungen aus Lustenau und Sulz, andere wieder aus gediegenen Klosterküchen). Die vielfältigen und „g'schmackigen" Rezepte und der theoretisch-kontemplative Teil, der den Sinn des Fastens in heutiger Zeit aufzeigt, halten sich die Waage zur Freude des Lesers, der Leserin. Ein Rezeptregister (es sind an die 150 Rezepte) ermöglicht das praktische Nachkochen des recht vielfältigen Speisenangebots. So finden sich, abgesehen von der Tatsache, daß Fasten ja den zutiefst christlich begründeten Verzicht auf Fleischspeisen bedeutet, Rezepte unterschiedlichster Provenienz, z. B. Vegetarisches,

Vollwert- und Getreidespeisen, urige Hausmannskost, echte und sehr alte Klosterrezepte, Gemüse- und natürlich Fischspeisen, pikante und süße Strudel, Knödel und Aufläufe, Erdäpfelspeisen und Palatschinken. Für jeden Geschmack und Gusto kann nachgekocht werden, doch auch der Geist wird durch Paternos klaren und informativen Stil angeregt. Der Autor hat nichts mit modischen Diätkuren im Sinn, es geht ihm um das „Abspecken" im geistigen Sinn, Fasten wird als Weg zum eigenen Ich, zum Nächsten und zu Gott verstanden. Vergleiche mit den Fastentraditionen in den anderen großen Weltreligionen führen über Buddhismus und Islam, Gandhi und das Judentum, asketische Mönchsorden und das mittelalterliche Klosterwesen, über die Barockzeit und Abraham a Sancta Clara bis herauf in unsere Zeit, in der die so ungleichmäßige Aufteilung der Nahrung zwischen unserer und der sogenannten Dritten Welt den sozialpolitischen Aspekt des Verzichts auf bestimmte Speisen aufwirft.

August Paternos Text- und Rezeptsammlung stellt sich einerseits als besinnliche Einstimmung auf die Fastenzeit und unsere eigene Einstellung dazu dar; sie läßt auch Historisches und Histörchen — die sprichwörtliche Klostersupp'n gibt davon beredt Zeugnis — nicht außer acht. Andererseits ist das Büchlein eine Fundgrube für alle, die gern auch fleischlos kochen und essen wollen und eine einfachere Kost nicht verachten. So verbergen sich hinter Rezeptnamen wie „Saure Hund", „Knoblauch-Rahm-Suppe", „Pikantes Fischfilet", „Fastenknödel", „Süßer Hirseauflauf", „Tante Lisis Mittwochsauflauf", „Gschabo Ganz" und „Klostersterz" sehr schmackhafte Gerichte.

Insgesamt handelt es sich um eine Leib und Seele erwärmende Lektüre, die jedoch durch ihren besinnlichen Ansatz über den eines kommentierten Kochbuchs weit hinausgeht und uns auffordert, in uns hineinzuhorchen und unseren eigenen Standpunkt zum Fasten zu überdenken.

Christa Lang

MR

MINERALOGISCHE RUNDSCHAU

Fachzeitschrift für die Freunde der Mineralien und Edelsteine, der Lagerstättenkunde und des Bergbaues

- **Stets aktuell**
- **Wichtig für Hobby und Beruf**
- **Erscheint vierteljährlich**
- **Kostenloses Probeheft anfordern!**

Informationen/Bestellungen: Dr. Reinhard Exel, Malborghetgasse 31/7, A–1100 Wien

Mitteilungen des Waldviertler Heimatbundes

Einladung zur Jahreshauptversammlung des Waldviertler Heimatbundes am Sonntag, dem 7. Mai 1995

Ort: Gföhl, Gasthaus Haslinger, Zwettler Straße 14.
Beginn: 10 Uhr. (Wenn nicht mindestens ein Drittel der Vereinsmitglieder anwesend ist, so ist die Versammlung erst um 10.30 Uhr beschlußfähig.)

Tagesordnung:
1. Präsident Dr. Erich Rabl: Bericht über das Vereinsjahr 1994 und Vorschau auf das Jahr 1995.
2. Herausgeber Dr. Harald Hitz: Bericht über die Schriftenreihe des WHB.
3. Finanzreferent Mag. Rudolf Malli / stellv. Finanzreferent Mag. Johann Fenz: Rechnungsabschluß 1994 und Voranschlag 1995.
4. Rechnungsprüfer Gerhard Grassinger / Friedel Moll: Bericht über die Rechnungsprüfung und Entlastung der Finanzreferenten.
5. Neuwahlen.
6. Beschlußfassung über eingebrachte Anträge. (Diese müssen spätestens sieben Tage vor der Jahreshauptversammlung beim Präsidium eingebracht werden.)
7. Ehrungen.
8. Allfälliges.

Im Anschluß an die Jahreshauptversammlung findet eine erste Vorstellung des Generalregisters der Zeitschrift „Das Waldviertel" (EDV-Abfrage) statt.

Begleitprogramm

Um 14 Uhr führt Hauptschuloberlehrer Paul Ney durch die Stadt Gföhl (mit Besichtigung des Stadtarchivs und des Schlosses Jaidhof). Treffpunkt ist das Gasthaus Haslinger.

Alle Mitglieder und Freunde des Waldviertler Heimatbundes und der Zeitschrift „Das Waldviertel" sind zu den Veranstaltungen herzlich eingeladen.

Der Vorstand

Weitere Veranstaltungen

Samstag, 8. April 1995, 17 Uhr
Zwettl, Gasthaus Schierhuber, Galgenbergstraße 3
Konstituierende Sitzung des Vereines
„Forschungsgemeinschaft Walther von der Vogelweide — ein Waldviertler"
(Anmeldung und Auskünfte bei Dir. Franz Fichtinger, 3910 Zwettl, Bahnhofstraße 2)

Dienstag, 16. Mai 1995, 19.30 Uhr
Heimatmuseum Waidhofen, Schadekgasse 4
Vortrag von Prof. Dr. Harald Hitz
Herausgeber der Schriftenreihe des WHB
über Johann Georg Grasel
Musik: Graselgeiger
Büchertisch des WHB mit Sonderpreisen

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER DIESES HEFTES

Dr. Ralph Andraschek-Holzer, 1100 Wien, Laaerbergstraße 3/6

Prof. Mag. Johann Fenz, 3580 Horn, Kristgasse 18

HS-Dir. i. R. Hans Frühwirth, 3500 Krems/Donau, Kremstalstraße 58

Spk-Dir. Eduard Führer, 3830 Waidhofen/Thaya, Hans Wagner-Straße 7

Mag. Martina Fuchs, 3580 Horn, Christian Weinmann-Gasse 7

VS-Dir. Burghard Gaspar, 3730 Grafenberg 63

Gerhard Grassinger, FOI der Bezirkshauptmannschaft Horn, 3753 Dallein 29

Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Häusler, Institut für Österreichische Geschichtsforschung, 1010 Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1

Prof. Dr. Harald Hitz, 3830 Waidhofen/Thaya, Kroppusstraße 9

Univ.-Ass. Dr. Andrea Komlosy, Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, 1010 Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1

Amand Körner, 3580 Horn, Puechhaimgasse 21

HOL Ulfhild Krausl, 2095 Drosendorf, Altstadt 8

Prof. Mag. Christa Lang, 3712 Maissau, Sonndorfer Straße 10

HOL Friedel Moll, 3910 Zwettl, Waldrandsiedlung 63

HOL Herbert Neidhart, 3650 Pöggstall, Postfeldstraße 27

Universitätslektor Dr. Friedrich Polleroß, Institut für Kunstgeschichte der Universität Wien, 1010 Wien, Universitätstraße 7

OStR. Dr. Anton Pontesegger, 3331 Gleiß, Waidhofner Straße 2

Prof. Dr. Erich Rabl, 3580 Horn, Giugnostraße 15

Univ.-Prof. Dr. Gustav Reingrabner, Institut für Kirchenrecht der Evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Wien, 1090 Wien, Rooseveltplatz 10/8

Prof. Mag. Reinhard Preißl, 3860 Heidenreichstein, Seyfrieds 67

Adolf Schlögl, 3843 Dobersberg, Siedlungsgasse 1

Mag. Norbert Silberbauer, 3573 Rosenburg, Etzmannsdorf 8

Forstdirektor Dipl.-Ing. Edmund Teufl, 3910 Zwettl, Weitraer Straße 51

Prof. Dr. Clemens Weber, 9422 Maria Rojach 28

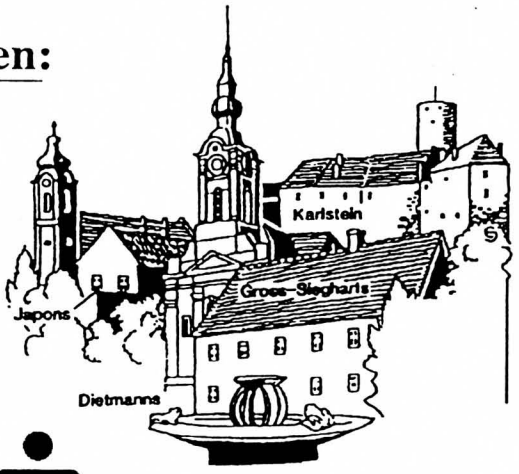
Hofrat Dr. Maximilian G. Weltin, NÖ Landesarchiv, 1014 Wien, Herrengasse 11

Univ.-Ass. Dr. Thomas Winkelbauer, Institut für Österreichische Geschichtsforschung, 1010 Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1

Prof. Dr. Wilfried Winkler, 3945 Hoheneich, Schulgasse 73

Werte bewahren:

Geistiges Potential und finanzielle Mittel gezielt einsetzen. Für Ideen und Problemlösungen, wie wir sie heute brauchen. Für all das steht die



SPARKASSE DER STADT GROSS-SIEGHARTS
KARLSTEIN - JAPONS - BLUMAU

Das Waldviertel

Zeitschrift für Heimat- und Regionalkunde des Waldviertels und der Wachau

(Begründet von Johann Haberl jun. 1927 in Waidhofen an der Thaya)

Der Verein „Waldviertler Heimatbund" bezweckt lokale Forschungen im und über das Waldviertel, die Förderung des Geschichts- und Heimatbewußtseins, die Vertiefung der Kenntnisse der Kunst und Kultur sowie die Bewahrung und Pflege erhaltenswerter Zeugen der Vergangenheit, insbesondere auch die Förderung von Bestrebungen der Denkmalpflege und des Umweltschutzes im Sinne der Erhaltung der Naturlandschaft und der Naturdenkmäler. Die Tätigkeit des Vereins ist nicht auf Gewinn gerichtet. Jede parteipolitische Betätigung innerhalb des Waldviertler Heimatbundes ist mit den Vereinszielen nicht vereinbar und deshalb ausgeschlossen.

Namentlich gezeichnete Beiträge geben die persönliche Meinung des Verfassers wieder und stellen nicht unbedingt die Auffassung der Redaktion dar.

Vorstand: Präsident: Dr. Erich Rabl, Horn. 1. Vizepräsident: Univ.-Ass. Dr. Thomas Winkelbauer, Wien. 2. Vizepräsident: Dir. Burghard Gaspar, Grafenberg. Finanzreferenten: Mag. Rudolf Malli, Limberg, und Mag. Johann Fenz, Horn. Schriftführer: Dir. Burghard Gaspar, Grafenberg, und Dr. Friedrich B. Polleroß, Neupölla. Schriftleiter der Zeitschrift „Das Waldviertel": Dr. Erich Rabl, Horn, und stellvertretender Schriftleiter: Dr. Anton Pontesegger, Gleiß.

Redaktion: Dr. Ralph Andraschek-Holzer, Horn; Dr. Anton Pontesegger, Gleiß; Dr. Friedrich Polleroß, Neupölla; Dr. Erich Rabl, Horn und Dr. Thomas Winkelbauer, Wien. Mitarbeiter der Kulturberichte: Bezirk Gmünd: Dr. Wilfried Winkler, Hoheneich. Bezirk Horn: Gerhard Grassinger, Dallein. Bezirk Krems: HS-Dir. Hans Frühwirth, Krems. Bezirk Melk: HOL Herbert Neidhart, Pöggstall. Bezirk Waidhofen an der Thaya: Dir. Eduard Führer, Waidhofen. Bezirk Zwettl: HOL Friedel Moll, Zwettl.

Redaktionsadresse und Bestellungen von Vereinspublikationen: Waldviertler Heimatbund (WHB), A-3580 Horn, Postfach 100 oder Telefon 02982/3991 (Dr. Rabl).

Herausgeber und Medieninhaber (Verleger): Waldviertler Heimatbund (WHB), A-3580 Horn.

Satz+Druck: Malek Druck GesmbH, A-3500 Krems, Wiener Straße 127.

Gedruckt mit Unterstützung des Kulturreferates der Niederösterreichischen Landesregierung.

ISSN 0259-8957

Meine Pläne. Meine Bank.

Ogilvy&Mather

Mit vereinten Kräften Dinge zu schaffen, die ein einzelner nicht so leicht zuwege bringt - das ist der Kern der Raiffeisen-Idee. Jahr für Jahr werden für tausende Österreicher aus Träumen konkrete Pläne, die dank kompetenter Beratung der Raiffeisenbank Wirklichkeit werden. Spricht da nicht alles dafür, daß auch Sie Ihre Pläne mit dem Raiffeisen-Wohnservice verwirklichen?

RAIFFEISENKASSE HORN

Raiffeisen. Die Bank